Skizzen und Bilder

aus der

Erziehungsgeschichte.

Mit besonderer Rücksicht

auf das

Volksschulwesen,

für Lehrer, deren Bildner und Leiter,

herausgegeben

von

L. Kellner,
Regierungs- und kathol. Schul-Rath.

Zweiter Band.

Essen,
Druck und Verlag von G. D. Bädeker.
1862.

Inhalts-Uebersicht.

IV. Abtheilung.

I. Theil.

Bilder und Characteristiken aus der neuesten Zeit.

Vierte Abtheilung.

Lebensbilder und Characteristiken aus der neuesten Zeit.

I. Theil.

Jean Jaques Rousseau.

Um die Persönlichkeit dieses Mannes kennen zu lernen, mit welchem ein unerhörter Umschwung in den Ansichten über sociale Verhältnisse und die Erziehung begann, müssen wir dessen Selbstbekenntnisse zur Hand nehmen, ein Werk, welches er im 58. Lebensjahre verfaßte. Er leitet diese seine Lebensbeschreibung mit folgenden Worten ein:

„Ich gehe an ein Unternehmen, welches noch kein Beispiel hat und welches auch keine Nachahmer finden wird. Ich will meinem Geschlechte einen Menschen zeigen in der ganzen Wahrheit der Natur, und zwar — mich selbst. Nur mich selbst! Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich bin nicht wie einer von denen, die ich kennen gelernt habe, und ich getraue mir zu glauben, daß ich nicht bin wie einer von Allen, die da sind. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich wenigstens anders. Ob die Natur gut oder übel daran that, die Form zu zerbrechen, in welcher sie mich gebildet, das wird man beurtheilen können, nachdem man mich gelesen hat."

„Möge die Posaune des jüngsten Gerichtes ertönen, wann sie will, ich werde hintreten vor den höchsten Richter, dieses Buch in der Hand. Laut werde ich sprechen: Dieses that ich, dieses dachte ich, dieses war ich! Mit gleicher Offenheit habe ich Gutes wie Böses gesagt. Nichts Schlechtes habe ich verschwiegen, nichts Gutes hinzugethan, und wenn es mir begegnet ist, irgend eine unwesentliche Ausschmückung anzuwenden, so ist dies immer nur geschehen, um eine Lücke auszufüllen, welche von meiner Gedächtnißschwäche herrührt: ich durfte etwas für wahr annehmen, wovon ich wußte, daß es so gewesen sein konnte, nie aber etwas, wovon ich wußte, daß es falsch wäre. Ich habe mich ganz so dargestellt, wie ich war; verächtlich und niedrig da, wo ich es gewesen bin; gut, edel, groß, wo ich so war. Ich habe mein Innerstes enthüllt, so wie du es selbst gesehen hast, ewiges Wesen! Sammle um mich die unzählbare Schaar meiner Mitmenschen: mögen sie meine Bekenntnisse hören, mögen sie erröthen über meine Unwürdigkeiten, mögen sie seufzen über meine Elendigkeiten. Möge jeder von ihnen seinerseits zu den Füßen deines Thrones sein Herz mit derselben Offen-

heit enthüllen, und dann spreche ein Einziger, wenn er es darf: Ich war besser, als dieser da!" —

Mit solchem vermessenen Selbstvertrauen und solcher dünkelhaften Ueberhebung trat Rousseau vor Gott und das Publikum, und man muß gestehen, daß er allerdings ein beispielloses Werk geliefert hat. Noch Niemand hat sich in solch' einer schamlosen Nacktheit gezeigt, noch Niemand mit so frivolem Behagen diese seine Nacktheit beschaut, als er. Er erzählt uns seine geheimsten Sünden, seine liederlichen Streiche, seine Niederträchtigkeiten und Schlechtigkeiten, aber meistens nicht mit Reue und Zerknirschung, sondern mit Behagen und einer Selbstgefälligkeit, welche auch das Abscheuliche damit zu entschuldigen weiß, daß er seinem Herzen gefolgt und einmal nicht so geschaffen sei, wie andere Menschen. Wenn er auf der einen Seite durch die Vollendung und den Glanz seiner Sprache fesselt, so muß er anderntheils jedes reine und keusche Gemüth durch den Inhalt zurückstoßen. Auch wir sind nicht geneigt, unsere Leser durch alle Irrgänge und Schmutzwege seines zerrissenen und haltlosen Lebens hindurchzuziehen; aber wir müssen doch zum besseren Verständnisse des ganzen Mannes und seiner Theorien ein kurzes Bild dieses Lebens zeichnen.

Rousseau wurde zu Genf im Jahre 1712 am 27. Juni geboren, sein Vater Isaak war ein unbemittelter Uhrmacher; seine Mutter Susanne Bernard, Tochter eines Pfarrers, bezahlte des Sohnes Leben mit dem ihrigen. Der fähige Knabe lernte bald lesen. Von der schöngeistig gebildeten Mutter hatte die Familie viele Romane ererbt, und diese las das Kind nach dem Abendessen mit dem Vater. „Es handelte sich, erzählt Rousseau selbst, anfangs nur darum, mich an unterhaltenden Büchern im Lesen zu üben, bald aber wurde unsere Theilnahme so rege, daß wir ohne abzusetzen einer um den andern lasen, und daß uns die Nächte unter diesen Beschäftigungen hingingen. Wir konnten nicht eher aufhören, bis wir den Band zu Ende gebracht hatten. Manchmal sagte mein Vater, wenn er Morgens die Schwalben hörte, ganz beschämt: „Komm zu Bette, ich bin mehr Kind als du!" —

Während ein um sieben Jahre älterer Bruder Rousseau's vernachlässiget wurde, der Liederlichkeit anheim fiel und in die Welt ging, ohne jemals wiederzukehren, rühmt sich unser Jean Jaques einer äußerst sorgfältigen Ueberwachung und Leitung. Er sagt uns, daß er zwar die Unarten seines Alters gehabt habe, daß er aber niemals daran hätte Vergnügen finden können, Andern böse Streiche zu spielen, Schaden anzurichten oder arme Thiere zu quälen. Gleich darnach erzählt er jedoch mit vielem Behagen, wie er einst den Kochtopf einer zänkischen Nachbarin mit Urin verunreiniget habe.

Wegen eines Streites mit einem französischen Capitän mußte

Rousseau's Vater Genf verlassen. Der Knabe blieb unter der Aufsicht eines Oheims zurück, welcher noch einen gleichalterigen Sohn hatte und beide auf's Land zu einem Pfarrer Namens Lambercier in Pension that. Hier blieb Rousseau drei Jahre, wurde unter Leitung des verständigen Mannes einigermaßen von den Romanen ab- und zur Arbeit hingeleitet und knüpfte mit seinem Vetter die erste Knabenfreundschaft. Des Pfarrers dreißigjährige Tochter nahm an der Erziehung der beiden Knaben Antheil, und Rousseau's Phantasie und Sinnlichkeit war durch das frühe Romanlesen bereits so entflammt, daß ihm die körperlichen Züchtigungen, welche Demoiselle Lambercier bisweilen eigenhändig ertheilte, ein Gefühl der Wollust erregten, welches so groß war, daß er solche Strafen mehr wünschte, als fürchtete.

„Wer sollte es glauben, sagt er selbst, daß diese Kinderstrafe über meine Neigungen, Begierden und Leidenschaften, über mich selbst für mein ganzes Leben entschied, und zwar in einer Weise, welche gerade das Gegentheil von dem bildete, was man als die natürliche Folge hätte erwarten sollen. Zugleich mit der Entzündung meiner Sinnlichkeit geriethen meine Begierden in eine solche Irre, daß sie, befangen in dem, was ich zuerst empfunden hatte, fortan nach nichts Anderem trachteten. Mit einem Blute, das fast von Geburt an zur Sinnlichkeit entflammt war, hielt ich mich rein von aller Befleckung bis zu dem Alter, wo auch das kälteste und trägste Temperament sich aufschließt. Lange Zeit gequält, ohne zu wissen wovon, verschlang ich mit brennendem Auge die schönen Frauen, rief mir in meiner Einbildung unaufhörlich ihr Bild zurück und lediglich, um sie auf meine Manier in Thätigkeit zu setzen und mir aus ihnen lauter Demoiselles Lambercier zu machen."

Als einst von einem Kamme der Demoiselle die Zähne abgebrochen worden waren, fiel der Verdacht auf Rousseau, welcher diesmal jedoch an dem Zerstörungswerk unschuldig war und daher auch ungeachtet allen Zuredens nichts gestehen wollte. Man sah darin die verstockteste Hartnäckigkeit und endete die Untersuchung mit einer sehr strengen körperlichen Züchtigung, diesmal nicht in der verlockenden Weise der Demoiselle Lambercier. Dieses erste Unrecht machte auf Rousseau einen tiefen unauslöschlichen Eindruck. Der körperliche Schmerz, wie empfindlich er auch sein mochte, trat zurück gegen die Empfindungen des Unwillens, der Wuth und Verzweiflung. „Die erste Erfahrung von Gewalt und Ungerechtigkeit, sagt er bei Mittheilung dieses Vorfalles, hat sich mir so tief in die Seele eingegraben, daß jede ähnliche Vorstellung mir sogleich das empörte Gefühl des ersten Males wieder erweckt: ursprünglich rein persönlich hat jenes Gefühl allmählich eine solche Selbstständigkeit in mir gewonnen, und sich so ganz von allem Eigennutze

geschieden, daß mich der Anblick oder die Mittheilung irgend einer ungerechten Handlung, möge sie sein welche sie wolle, sofort in Flammen setzt, als ob ich selbst davon betroffen wäre. Diese Regung ist mir vielleicht natürlich; allein die Empfindung der ersten Ungerechtigkeit, die ich erlitt, verband sich mit ihr zu anhaltend und zu innig, als daß sie selbe nicht verstärkt haben sollte.“ —

Wenn wir uns bei der ferneren Schilderung der Lebensschicksale Rousseau's kürzer fassen werden, so wollen wir ihn doch noch eine kleine Begebenheit aus seiner Kinderzeit selbst erzählen lassen, um unseren Lesern wenigstens einen annähernden Begriff von seinem anziehenden Darstellungstalente zu verschaffen. Wir wählen die Geschichte vom Nußbaume. „O ihr wißbegierigen Leser, so leitet er sie ein, vernehmt in Erwartung der denkwürdigen Begebenheit mit dem Nußbaume auf der Terrasse dieses schreckliche Trauerspiel, und wenn ihr es vermöget, so schaudert nicht!“ —

„Es befand sich außerhalb des Hofes, linker Hand wenn man eintrat, eine Terrasse mit einer Bank darauf, wo man sich Nachmittags hinzusetzen pflegte; aber es fehlte an Schatten. Um auch diesen zu erlangen, ließ Herr Lambercier daselbst einen Nußbaum pflanzen und zwar mit Feierlichkeit. Die beiden Pensionäre machten die Pathen, und während das Baumloch ausgefüllt wurde, hielten wir den Baum unter Jubelgesang mit der Hand fest. Eine Vertiefung wurde wegen des Begießens noch rund um den Baum gemacht. Während wir alle Tage der Bewässerung eifrig zusahen, befestigten wir uns in dem sehr natürlichen Gedanken, daß es schöner sei, noch einen Baum auf die Terrasse als eine Fahne auf eine Bresche zu pflanzen, und wir beschlossen, uns diesen Ruhm zu erwerben, ohne ihn mit noch Jemand zu theilen.

Zu diesem Zwecke schnitten wir einen Steckling von einer jungen Weide und pflanzten ihn auf die Terrasse, acht bis zehn Fuß von dem erhabenen Nußbaume entfernt. Wir vergaßen nicht, auch unseren Baum mit einer Vertiefung zu umgeben: die Schwierigkeit war nur, dieser auch Füllung zu schaffen, denn das Wasser mußte weit hergetragen werden und wir erhielten nicht die Erlaubniß, danach zu laufen. Und doch mußten wir für unsere Weide durchaus Wasser haben. Einige Tage lang wendeten wir allerlei List an, um es zu erlangen, und mit solchem Glücke, daß wir unsere Weide knospen und kleine Blätter treiben sahen, deren Wachsthum wir stündlich maßen in der Ueberzeugung, daß das keinen Fuß hohe Bäumchen uns nächstens auch Schatten geben werde.

Da uns der Baum, von dem wir ganz voll waren, allen Fleiß und alle Lust zum Lernen raubte, da wir wie besessen waren und Niemand wußte, was uns erfüllte, so hielt man uns kürzer, und wir sahen daher den unseligen Augenblick herannahen, wo es

uns an Wasser fehlen mußte. Wir waren in der Erwartung trostlos, daß unser Baum vertrocknen werde. Endlich gab die Noth, die Mutter der Erfindungen, auch uns ein Mittel ein, wodurch wir unseren Baum und uns vom Tode retten könnten. Dies bestand in nichts Geringerem, als in einer Rinne unter der Erde, welche einen Theil des Wassers, womit der Nußbaum begossen wurde, heimlich unserer Weide zuführte. Das Unternehmen, woran wir allen Eifer setzten, wollte doch nicht sofort gelingen. Wir hatten das Gefälle so schlecht bedacht, daß das Wasser keinen Abfluß erhielt. Die Erde fiel zusammen und verstopfte uns die Rinne; die Mündung füllte sich mit Schmutz; Alles ging schief. Doch konnte uns nichts zurückschrecken. Wir gruben unser Bassin und die Rinne tiefer, um dem Wasser Fall zu geben; wir schnitten aus Schachteldeckeln schmale Brettchen, welche, theils flach hinter einander gelegt, theils über dem so entstandenen Boden dachförmig zusammengestellt, einen dreieckigen Kanal für unsere Wasserleitung bildeten. An der Mündung machten wir aus Holzstäbchen einen kleinen Rost, welcher den Schlamm und die Steine zurückhielt, ohne dem Wasser den Durchgang zu sperren. Wir bedeckten unser Werk sorgfältig mit Erde, die wir etwas fest traten, und erwarteten an dem Tage, wo Alles vollendet war, in Schauern von Hoffnung und Furcht die Bewässerung des Nußbaumes. Nach ewig langem Warten kam endlich die Zeit; Herr Lambercier wohnte wie gewöhnlich der Verrichtung bei, und wir beide hielten uns dicht hinter ihm, um unsern Baum zu verdecken, dem er glücklicherweise den Rücken zukehrte.

Kaum war die erste Kanne Wasser ausgegossen, als wir sahen, wie es auch in unser Bassin zu rinnen anfing. Bei dieser Wahrnehmung verließ uns die Klugheit. Wir stießen ein so lautes Jubelgeschrei aus, daß sich Herr Lambercier nach uns umwandte. Dies war wahrlich schade, denn er hatte sich eben über das gute Erdreich des Baumes gefreut, welches so gierig das Wasser einsog. Ueberrascht darüber, daß er das Wasser sich an zwei Bassins vertheilen sieht, schreit auch er, sieht nach, entdeckt die Schelmerei, läßt sich rasch eine Hacke bringen und führt einen Streich. Zwei, drei Splitter von unseren Brettchen fliegen und er ruft aus vollem Halse: Ein Aquäduct, ein Aquäduct! — Nun schlägt er mit erbarmungslosen Hieben, deren jeder unser Herz trifft, überall hin. In einem Augenblicke waren Brettchen, Leitung, Bassin, Weide, Alles zerstört und zerhackt, ohne daß er während des ganzen fürchterlichen Feldzuges ein anderes Wort vernehmen ließ, als jenen Ausruf, den er unaufhörlich wiederholte. Ein Aquäduct, schrie er, indem er Alles zertrümmerte, ein Aquäduct, ein Aquäduct!"

Nach zwei Jahren verließ Rousseau den Prediger, um als

Schreiber wieder nach Genf zu einem Advokaten zu gehen. Bald wurde er jedoch als unbrauchbar entlassen und zu einem Graveur in die Lehre gebracht. Hier stahl er dem Nachbar Spargel, dem Meister Aepfel, las wieder heimlich Romane und verpfändete dafür seine Kleidungsstücke. Aus Furcht vor wohlverdienten Züchtigungen, besonders wegen späten Nachhausekommens, entlief der sechszehn-jährige Lehrling seinem Meister und kam nach einigem Umherirren abgehungert nach Cosignon in Savoyen, wo er ohne weiteres bei dem katholischen Pfarrer de Pontverre einsprach. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, gab ihm ein gutes Mittagbrot und ein ebenso gutes Glas Wein. Dafür ist Rousseau so gütig, in seinen Bekenntnissen des freundlichen Wirthes zu spotten, ihn als bornirten Pfaffen zu malen und wiederholt zu versichern, er, der mit Romanen großgefütterte 16jährige durchaus unwissende Bursche, sei in der Theologie bewanderter als sein Wirth gewesen, und habe diesem nur aus Schonung und aus Rücksicht auf das gute Essen nicht widersprochen! Darin that der Pfarrer allerdings nicht recht, daß er den Burschen, statt ihn zur Rückkehr zu ermahnen, nach Annecy zu einer Frau von Warens schickte, welche früher ihrem Manne entflohen, später katholisch geworden war und vom Sardenkönige eine Pension von 2000 Fr. genoß. Freilich wäre es auch möglich, daß der Pfarrer diesen Schritt erst dann gethan hätte, als andere Vorstellungen fruchtlos blieben; allein dem sei nun, wie ihm wolle, Rousseau kam nach einigem Umherlaufen richtig in Annecy an und meldete sich bei der Frau von Warens, welche ihn freundlich aufnahm und durch ihre Schönheit alsbald entzückte. Rousseau schildert seine eigene Person bei dieser Gelegenheit sehr selbstgefällig folgendermaßen: „Ich war nicht, was man einen schönen Jungen nennt, aber ich war bei kleinem Wuchse wohl gebaut, hatte einen hübschen Fuß, ein gefälliges Bein, einen freien Blick, ein ausdrucksvolles Gesicht, einen kleinen Mund voll schlechter Zähne, schwarze Haare und Augenbraunen, kleine, etwas tief liegende Augen, welche jedoch das Feuer meines Blutes mit Macht aussprühten!“ — Kann Jemand ein besseres Signalement geben? Muß man nicht glauben, es sei vor dem Spiegel geschrieben? — Hören wir auch noch, wie er jene Madame Warens schildert. „Sie war 28 Jahre alt, sagt er, als ich nach Annecy kam. Ihre Schönheit gehörte zu denen, die sich conserviren, weil sie mehr im Gesichtsausdruck als in den Zügen lag, und sie war bei ihr noch ganz im ersten Glanze. Eine schmeichelnde, zärtliche Miene, ein überaus sanftes Auge, ein engelgleiches Lächeln, ein Mund nach dem Maße des meinigen (!), dunkelblondes Haar von nicht gemeiner Schönheit, welchem sie einen nachlässigen Fall zu geben wußte, der besonders pikant erschien. Sie war klein von Wuchs,

ja untersetzt und etwas stark in der Taille, wiewohl nicht unförmlich; aber man konnte keinen schöneren Kopf, keine schöneren Hände und Arme sehen!" So schilderte unser Selbstbiograph noch im 58. Lebensjahre, und wir fühlen es heraus, daß ihm noch in diesem Alter Sinnlichkeit die Feder geführt hat. —

Madame Warens war übrigens verständig genug, dem jungen Vagabunden die Betrübniß des Vaters vorzustellen und ihn hierdurch wenigstens indirect zur Rückkehr anzutreiben. Als dies vergeblich blieb, hauptsächlich weil ihre Person bereits den Wanderburschen fesselte, so behielt sie ihn zwar einige Zeit bei sich, schickte ihn aber hierauf mit Empfehlungsschreiben und baaren Unterstützungen des Bischofs nach Turin in das Hospiz der Katechumenen, wo er im Jahre 1728 zur katholischen Kirche übertrat. Rousseau macht von der Gesellschaft, mit welcher er im Hospiz zusammen lebte, sowie von dem Unterrichte, den er daselbst genossen, eine äußerst schlechte Schilderung, bedenkt aber nicht, daß er dadurch keineswegs seinen leichtsinnigen Religionswechsel entschuldigen konnte. Nach dem Uebertritte entließ man Rousseau mit einer mäßigen Geldunterstützung in eine Freiheit, die er möglichst benutzte. Mehrere Jahre trieb er sich in Turin umher, oft gepeinigt von sinnlichen Begierden. Er hatte auch hier Gelegenheit, auf längere Zeit ein befriedigendes und anständiges Unterkommen zu finden; allein er kehrte nach mancherlei Thorheiten und Schlechtigkeiten doch wieder (1732) zur Frau v. Warens zurück. Eine dieser Schlechtigkeiten ist zu characteristisch, als daß wir sie nicht mit Rousseau's eigenen Worten mittheilen sollten. Er hatte längere Zeit bei einer Madame de Vercellis gelebt, und als diese kinderlos gestorben, noch von deren Neffen, einem Grafen de la Roque, Unterstützungen und Aussicht auf fernere Versorgung erhalten. Nach dem Tode der genannten Madame war es schwer zu vermeiden, daß nicht im Hauswesen einige Verwirrung entstünde und Einzelnes abhanden komme. „Jedoch, fährt Rousseau fort, war die Dienerschaft so ehrlich und die Wachsamkeit des Haushofmeisters so groß, daß nichts an dem Inventare fehlte. Nur die Kammerfrau, Mademoiselle Pontal, vermißte ein altes Stückchen Band in Rosenroth und Silber. Viele andere, werthvollere Sachen waren in meinem Bereiche, dieses Band allein reizte mich, ich stahl es, und da ich es nicht verbarg, so fand man es bald bei mir*). Man wollte wissen, woher ich es habe. Ich werde verwirrt, stottere und sage endlich erröthend, Marion habe es mir geschenkt. Marion war ein junges Mädchen, welches als Hausköchin gedient hatte; sie war hübsch und hatte

*) Andere Nachrichten sagen, das Diebstahls-Object sei ein silbernes Besteck oder ein Diamant gewesen.

die Frische eines Gebirgskindes. Dabei hatte sie eine so sanfte, bescheidene Miene, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne sie lieb zu haben. Sie war ein durchaus gutes, frommes Kind von der zuverlässigsten Treue. Es überraschte daher Alle, daß ich Sie nannte. Man schenkte ihr nicht weniger Vertrauen als mir, und man achtete es daher der Mühe werth, zu ermitteln, wer von Beiden der Dieb sei. Man ließ sie kommen. Die Versammlung war zahlreich; der Graf de la Roque war selbst zugegen. Sie kommt, man zeigt ihr das Band. Ich klage sie mit dreister Stirne an, sie steht bestürzt und schweigt. Sie wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel entwaffnet hätte; aber er prallt an meinem barbarischen Herzen ab. Endlich leugnet sie mit Bestimmtheit, aber ohne Heftigkeit. Sie richtet das Wort an mich, sie ermahnt mich, daß ich doch in mich gehen möge und nicht ein unschuldiges Mädchen entehre, welches nie etwas Unrechtes gethan. Ich aber, mit einer Höllenunverschämtheit, bleibe bei meiner Aussage und behaupte ihr in's Gesicht, sie habe mir das Band geschenkt. Das arme Mädchen bricht in Thränen aus und spricht zu mir nur: „Ach Rousseau, ich hielt euch für einen guten Menschen; ihr macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an eurer Stelle sein!" Das war Alles. Sie fuhr fort, sich ebenso einfach, als fest zu vertheidigen und ohne sich gegen mich die geringste Heftigkeit zu erlauben. Diese Mäßigung gegenüber meinem bestimmten Tone schadete ihr: es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so teuflische Frechheit und auf der anderen eine so engelgleiche Sanftmuth vorauszusetzen. Man schien sich nicht entscheiden zu können, aber die Stimmung war für mich. In dem Wirrwarr, worin man sich befand, nahm man sich nicht Zeit, der Sache auf den Grund zu gehen und der Graf begnügte sich damit, daß er uns beide entließ und uns dabei sagte, daß das Gewissen des Schuldigen den Unschuldigen hinlänglich rächen werde."

Ueber diesen beispiellos schlechten Streich urtheilt Rousseau selbst, indem er weiterhin sagt: Ich weiß nicht, was aus diesem Opfer meiner Verleumdung geworden ist; aber es ist unwahrscheinlich, daß sie nach diesem Vorfalle wieder einen guten Dienst gefunden haben sollte. Sie verließ das Haus, mit einem Verdachte beladen, der ihre Ehre in jeder Hinsicht hart gefährdete. Der Gegenstand des Diebstahls war gering, aber ein Diebstahl blieb's immer, und was schlimmer ist, er schien begangen, um einen jungen Burschen zu verführen. Endlich ließen das Leugnen und die Verstocktheit nichts von einer Person hoffen, in welcher so viele Laster vereiniget waren. Ich sehe nicht einmal Verlassenheit und Elend als die größten Gefahren an, denen ich sie ausgesetzt habe. Wer weiß, wohin das entmuthigende Gefühl, ihre Unschuld herabgesetzt zu sehen, sie geführt haben mag!

So urtheilte Rousseau über diesen Vorfall im 58. Lebensjahre; aber es gehörten wenig Gewissen, wenig Umsicht und Erfahrung dazu, um schon damals, als er sich ereignete, so zu denken und sich dadurch vor einem Verbrechen zu hüten, dessen Erinnerung später mit Lebendigkeit wieder erwachte und ihn, zu seiner Ehre sei es gesagt, noch oft beunruhigte.

Mit den Worten: „Armer Kleiner, da bist Du ja wieder!" empfing Madame Warens den nach verschiedenen anderen Abenteuern zurückkehrenden jungen Vagabunden, welcher nunmehr ohne erhebliche Unterbrechungen bis zum Jahre 1741 bei ihr blieb, allerlei gute und schlechte Bekanntschaften machte und sich planlos auf die verschiedenste Weise beschäftigte. Er arbeitete mit an einem Kataster, trieb Musik und Zeichnen, lernte Lateinisch und Mathematik und studirte philosophische Schriften, namentlich Leibnitz, Locke, Descartes und Malebranche. Obgleich er sah, daß der Frau v. Warens Verhältnisse immer mißlicher wurden, und obgleich ihn dies nicht wenig beunruhigte, so tröstete er sich doch dadurch, daß alle Ermahnungen und Warnungen zur Sparsamkeit fruchtlos sein würden und half endlich ganz ehrlich mit zum Ruine, sei es durch allerlei Reisen, sei es durch andere Thorheiten. Die Verschwendung, welcher sich Madame de Warens mit einer gewissen Gutmüthigkeit gegen alle Abenteurer bisher hingegeben, wurde noch größer, als sie plötzlich einen treuen und umsichtigen Diener Namens Claude Anet durch den Tod verlor. Sie hatte seit Jahren mit diesem Anet in verbotenem Umgange gelebt, dies hinderte sie aber nicht, sich in gleicher Weise auch dem jungen Rousseau hinzugeben. Letzteres geschah freilich erst nach längeren philosophischen Unterredungen, die sich wesentlich darum drehten, daß Madame de Warens es für Pflicht halte, sich dem jungen Schützlinge zu opfern, um ihn dadurch vor Verführungen und gefährlichen Ausschweifungen zu bewahren. Auf Antrieb dieser Frau trat Rousseau zu jener Zeit auch in's Priesterseminar, um Geistlicher zu werden, wurde aber nach kurzer Frist als untauglich entlassen. Später brachten ihn die Umstände mit einem angeblichen griechischen Bischofe in Beziehung, welcher Beiträge für das heil. Grab einsammelte, und in dessen Gesellschaft er umherwanderte und den Dolmetscher spielte. Beide wurden in Solothurn verhaftet, und Rousseau erlangte seine Freiheit nur durch die Vermittelung des französischen Gesandten.

Eine Krankheit, welche Rousseau ergriff und lange als schleichendes Fieber andauerte, brachte ihn auf Todesgedanken, die jedoch von M. de Warens durch den Trost gemildert wurden, daß es nur ein Fegefeuer, unmöglich eine Hölle geben könne, und daß Gott über alles Maß hinaus nachsichtig sei. Um seine Gesundheit wieder zu erlangen, zog er mit der Beschützerin in ein reizend gelegenes

Landhaus, wo beide ein wahres Schlaraffenleben führten. Als Rousseau sich eines Tages erinnerte, daß zu Montpellier ein berühmter Arzt wohne, der ihn vielleicht noch heilen könne, munterte ihn Madame de Warens sofort zur Reise dahin auf, und das geringe mütterliche Erbtheil, welches der Patient kurz vorher erhalten hatte, gab die Mittel dazu.

Die Reise dauerte lange. Unterwegs traf Rousseau mit einer Dame zusammen, welche Gefallen an ihm fand, seine Schüchternheit besiegte und für mehrere Wochen die Stelle der Madame Warens vertrat. Als er endlich wieder zu letzterer zurückkehrte, fand er sich ersetzt und kühl aufgenommen. Ein ziemlich roher, aber prahlerischer und hübscher Tölpel, seines Zeichens Perückenmacher, hatte des Reisenden Stelle eingenommen und sich durch sein zuversichtlich dreistes Wesen und einen gewissen Ordnungssinn derart bei Madame Warens in Gunst gesetzt, daß sie ihm Alles gewährte, was sie nur gewähren konnte. Hier verließ Rousseau seine Philosophie; er fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt, und beschloß, das Haus ganz zu verlassen. Madame Warens setzte ihm keine Hindernisse entgegen, sondern benutzte vielmehr ihren Einfluß, um ihm die Stelle eines Hauslehrers beim Grand-Prevot von Lyon, Herrn Mably, zu verschaffen. Man trennte sich kühl; beide fühlten, daß ihre bisherigen Rollen ausgespielt, und daß ihr Verhältniß gelöst war.

Freilich konnte ein Mensch von Rousseau's Bildungsgange und Character nur ein schlechter praktischer Erzieher werden, und man weiß kaum, ob man sich mehr über den Leichtsinn der Empfehlung, oder über die Sorglosigkeit Seitens der Eltern, oder über die Dreistigkeit wundern soll, womit der junge Pädagog an seine Aufgabe herantrat. In dem Jahre, welches er bei Herrn Mably zubrachte, hatte er übrigens Zeit genug, einzusehen, wie wenig er zum Erzieher tauge. Lassen wir ihn selbst reden. „Meine natürliche Sanftmuth, sagt er, hätte mich sehr geschickt zu diesem Geschäfte gemacht, wenn nicht stürmische Aufwallungen dazwischen getreten wären. So lange alles gut ging, und ich von meinen Sorgen und Mühen, die ich damals nicht sparte, gute Frucht sah, war ich ein Engel; ein Teufel war ich, wenn es einmal schlecht ging. Wenn mich meine Zöglinge nicht verstanden, sprudelte ich über, und wenn sie bösen Willen zeigten, hätte ich sie ermorden mögen. Das war nicht das Mittel, sie geschickt und gesittet zu machen. Ich hatte ihrer zwei; sie waren sehr verschieden geartet. Der eine von 8 oder 9 Jahren, er hieß Sainte-Marie, war ein hübscher Knabe, ein offener Kopf, ziemlich lebhaft und leichtsinnig; er neckte gerne ohne es böse zu meinen. Der jüngere, welcher Condillac hieß, schien fast dumm, saß mit offenem Munde da, war störrisch wie ein Maulthier, und wollte nichts lernen. Man kann sich denken, daß

ich mit diesen beiden Knaben kein leichtes Spiel hatte. Mit Geduld und kaltem Blute würde ich vielleicht zu meinem Zwecke gekommen sein; da es mir aber hieran mangelte, machte ich nichts Gescheites und meine Zöglinge geriethen sehr schlecht. Es fehlte mir nicht an Eifer und Fleiß, wohl aber an Gleichmäßigkeit und besonders an Klugheit. Ich wußte nur drei Mittel anzuwenden, die bei Kindern immer unwirksam und oft sogar schädlich sind: Rührung, Vorstellungen, Zorn. Bald wurde ich Sainte-Marie gegenüber weichmüthig bis zum Weinen, ich wollte ihn ebenfalls weich machen, als ob das Herz eines Kindes wahrer Erregung fähig wäre; bald erschöpfte ich mich in Vernunftgründen, als ob er mich hätte verstehen können, und weil er mir manchmal sehr fein ersonnene Gründe entgegen hielt, traute ich ihm Vernunft zu, während er bloß vernünftelte. Der kleine Condillac war für mich ein Gegenstand noch größerer Verlegenheit, denn da er nichts begriff, nichts beantwortete, durch nichts zu erregen war und stöckisch blieb, mochte man thun, was man wollte, so war er mir nie überlegener, als wenn er mich in Wuth gebracht hatte; dann war er der Kluge und ich das Kind. Ich erkannte alle meine Fehler, ich fühlte sie; ich studirte die Sinnesart meiner Zöglinge, ich durchschaute sie ganz gut, und ich glaube nicht, daß ich mich ein einziges Mal durch ihre Schlauheit habe hintergehen lassen. Aber was half es mir, das Uebel zu erkennen, wenn ich kein Heilmittel dagegen anzuwenden verstand? Indem ich Alles durchschaute, verhinderte ich nichts; es glückte mir nie etwas, und alles, was ich that, war das gerade Gegentheil dessen, was ich hätte thun müssen.“ —

Rousseau bewies übrigens auch in dem Hause des Herrn v. Mably, welche unwiderstehliche Herrschaft die Sinnlichkeit über ihn ausübte. Daß er sich wieder in die Frau vom Hause verliebte, versteht sich von selbst; aber da seine Blicke und Seufzer unerwidert blieben, wurde er der weiteren Bemühungen bald überdrüssig. Bessere Befriedigung bot ihm der Weinkeller des Hauses. Aus diesem stahl er zum öftern Flaschen eines besonders wohlschmeckenden Weißweines, um sie insgeheim auf seinem Zimmer bei verschlossenen Thüren auszuleeren. Der Näscher kaufte sich auch noch Kuchen dazu und erhöhte den Genuß durch gleichzeitige Romanlectüre. Herrn v. Mably entgingen diese wiederholten Diebereien nicht; allein er war ein Mann von zu großer Nachsicht und zu feiner Bildung, als daß er um solcher Geschichten willen hätte Lärm schlagen sollen. Man begnügte sich damit, zu verstehen zu geben, daß man den Dieb sattsam kenne. Dies und das Gefühl gänzlicher Untüchtigkeit für die gestellte Aufgabe bewogen endlich unseren Helden, seine pädagogische Laufbahn abzukürzen und das Haus des Herrn von Mably zu verlassen.

Aber was nun anfangen? Ein neues, nicht ganz haltloses Project gab frische Hoffnungen. „Indem ich," erzählt er, „die Mühe erwog, welche es mich gekostet hatte, das Notenlesen zu erlernen und wie schwer es mir noch immer fiel, vom Blatte zu singen, dachte ich, daß die Schuld hievon wohl ebenso gut an der Sache, als an mir liegen könne, besonders, da ich wußte, daß die Erlernung der Musik im Allgemeinen Niemand leicht wird. Indem ich die Beschaffenheit der musikalischen Zeichen prüfte, fand ich sie zum Theil übel ausgesonnen. Es hatte mir schon lange im Sinne gelegen, die Tonleiter mit Ziffern zu bezeichnen, damit man nicht nöthig hätte, immer erst Linien und Systeme zu ziehen, wenn man ein unbedeutendes Liedchen aufschreiben wollte. Dieser alte Gedanke kam mir wieder in den Sinn, und indem ich ihn abermals erwog, fand ich, daß die Schwierigkeiten nicht unübersteiglich seien. Ich verfolgte ihn mit Glück und brachte es dahin, daß ich mit meinen Ziffern jedes Musikstück vollkommen genau, und ich darf sagen, auf die einfachste Weise aufzeichnen konnte." —

Nun glaubte Rousseau nur nach Paris reisen zu müssen, um mit seinem Plane Glück und Geld zu machen. Er reiste dahin, machte vielerlei Bekanntschaften, las am 22. August 1742 sein Memoire der Akademie vor und erntete Lobsprüche. Aber dabei blieb es auch so ziemlich, da eine später ernannte Prüfungscommission doch mancherlei Bedenken gegen den Plan erhob, Rousseau sogar die Ehre der ersten Erfindung streitig machten und diese einem Mönche Namens P. Suhaitti zuschrieben. Den treffendsten Einwurf gegen das System erhob Rameau. „Ihre Zeichen, sagte er zu Rousseau, sind sehr gut, insofern sie einfach und deutlich die Werthe ausdrücken, insofern sie die Intervalle klar darstellen und das Einfache stets auch noch im Verdoppelten erkennen lassen, lauter Dinge, welche die gewöhnlichen Noten nicht leisten; aber sie sind schlecht, insofern sie eine Vermittelung in Gedanken nöthig machen, welche der Geschwindigkeit der Ausführung oft hinderlich werden muß. Der Stand unserer Noten überliefert die Tonverhältnisse dem Auge, ohne daß es einer weiteren Vermittelung für die Anschauung bedürfte. Wenn zwei Noten, eine sehr hohe und eine sehr tiefe, durch eine Reihe von Zwischentönen mit einander verbunden sind, so erkenne ich auf den ersten Blick den stufenweisen Fortschritt von der einen zu der anderen; um mich aber bei Ihnen jener Reihe zu versichern, muß ich alle Zwischenziffern einzeln ansehen: das Ueberschauen mit einem Blicke ist nicht möglich." —

Dieser Einwand, der keinem unter den Akademikern eingefallen war, ist unwiderleglich, und daraus zugleich erklärlich, daß Rousseau's Project nicht vielen Beifall und noch weniger Geld brachte.

Nunmehr lebte Rousseau längere Zeit in beständigem Nichtsthun

ohne alle ernste Beschäftigung. Er ging, den Virgil oder Horaz in der Tasche, schon Vormittags spazieren und versuchte dann und wann, einzelne Stellen dieser Dichter auswendig zu lernen. „Ich erinnerte mich," sagt er, „gelesen zu haben, daß nach der Niederlage des Nicias bei Syrakus die gefangenen Athenienser dadurch ihren Unterhalt verdienten, daß sie die Gesänge des Homer deklamirten. Dieser Zug aus der Geschichte munterte mich auf, mein herrliches Gedächtniß dahin zu nöthigen, alle Dichter auswendig zu behalten und hundertmal zu lernen, was ich ebenso oft vergessen hatte." Dieses müßige Leben und einige Beschäftigung mit der Musik verschafften Rousseau doch wieder mehrfache Bekanntschaften und durch diese endlich den Posten eines Gesandtschafts-Sekretairs bei dem Grafen von Montaigu in Venedig. Der Graf scheint ein hochmüthiger und beschränkter Kopf gewesen zu sein; Rousseau war rechthaberisch und nicht minder dünkelhaft, was Wunder, wenn sich das Verhältniß nach achtzehn Monaten auflöste, und wenn sich beide nach heftigen Scenen als Feinde trennten. Auch in Venedig ließ es Rousseau nicht an scandalösen Abenteuern fehlen, und wenn wir unsere Leser unmöglich damit behelligen können, so wollen wir doch die Bemerkung nicht vorenthalten, daß er in seinen Bekenntnissen diese Ausschweifungen noch mit dem ganzen Feuer und Behagen eines alten Wollüstlings erzählt. Im Jahre 1745 kehrte er nach Paris zurück, wo er seinen alten Bekanntschaften neue hinzufügte. Im Speisehause, am Wirthstische, lernte er Therese Levasseur aus Orleans kennen, ein drei und zwanzigjähriges, ziemlich hübsches, aber schon in früher Jugend verführtes Mädchen, welches von der Wirthin zur Gehülfin angenommen war. Therese stammte aus guter, aber ganz zurückgekommener Familie. Da sich Rousseau des armen Mädchens gegen die Witze und Sticheleien der lockeren Tischgesellschaft kräftig annahm, so bildete sich zwischen beiden bald ein innigeres Verhältniß. Rousseau erklärte ihr, daß er sie nie verlassen, aber auch nie heirathen werde. Von einer edleren Liebe war zwischen beiden keine Rede, und wäre Rousseau hiezu fähig gewesen, so hätte sie Therese Levasseur nicht verdient. Sie war nach seiner eigenen Schilderung eine gewöhnliche Person, deren Geist zu bilden nur verlorene Mühe gewesen wäre. Sie konnte nie recht ordentlich lesen, nicht die Ziffern auf einer Sonnenuhr verstehen, nicht die Reihenfolge der zwölf Monate behalten, fast nichts berechnen. Wir wollen hier gleich vorweg bemerken, daß sie nach Rousseau's Tode noch im 55. Jahre einen Stallknecht heirathete, im Jahre 1790 auf des Deputirten Barrere's Vorschlag eine Pension von 1200 Francs erhielt, aber dennoch 1801 in großer Dürftigkeit starb. Die Frucht einer auf so unedlem Grunde ruhenden Verbindung waren fünf Kinder, welche der unnatürliche Vater

sämmtlich in's Findelhaus schickte. Es that dies derselbe Rousseau, welcher in seinem später zu erwähnenden **Emil** selbst sagt: „Wer nicht die Pflichten des Vaters erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden." — In einer leichtsinnigen Gesellschaft, wo meistens nur von betrogenen Ehemännern, verführten Frauen und heimlichen Entbindungen gesprochen wurde, und wo der den meisten Beifall fand, der die Findelhäuser am stärksten bevölkerte, nahm Rousseau die Grundsätze an, welche er bei seinen eigenen Kindern zur Ausübung brachte. Zur Ehre der Levasseur sei es gesagt, daß sie sich gegen die Trennung von ihren Kindern wenigstens Anfangs sträubte. „Ich hatte alle Mühe von der Welt, sagt Rousseau selbst, sie zu der einzigen Auskunft zu vermögen, welche ihre Ehre retten konnte!" — Er besiegte mit Hülfe der Mutter ihre Gegenwehr. Das erste Kind wurde mit einem Erkennungszeichen in's Findelhaus geschickt; bei den vier folgenden hielt man auch diese Maßregel nicht mehr für nöthig.

In diese Zeit fällt Rousseau's Bekanntschaft mit mehreren anderen Frauen, so namentlich mit Madame d'Epinay und deren Stiefschwester, der Comtesse de Houdetot, so wie die engere Verbindung mit Herrn v. Francueil und Madame Dupin, welche ihn gegen ein Jahresgehalt als Secretair benutzten. Sein Verhältniß zur Levasseur hinderte ihn nicht, sich überall zu verlieben. Außerdem verkehrte er aber auch viel mit den Koryphäen der damaligen französischen Literatur, namentlich mit **Diderot**, **d'Alembert**, **Condillac** und Anderen, welchen er auch einige Artikel in die berüchtigte **Encyklopädie** lieferte. Im Jahre 1749 fand Rousseau zufällig im Merkure de France eine Preisaufgabe der Akademie von Dijon, nämlich die Frage: **Ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu verderben oder zu verbessern (zu reinigen)?** *) „Im Augenblicke als ich dieses las, sagt er, erblickte ich eine neue Welt und wurde ein anderer Mensch; ich gerieth in eine Aufregung, die an Wahnsinn streifte." **Diderot** munterte ihn auf, sich um den Preis zu bewerben. „Ich that es, spricht er weiter, und von dem Augenblicke an war ich verloren. Mein ganzes übriges Leben und Leiden ist die unausbleibliche Folge dieser augenblicklichen Verirrung gewesen." — In schlaflosen Nächten arbeitete er mühevoll die Antwort aus und dictirte sie im Bette Theresens Mutter, welche ihm als Schreiber diente. Mit dem Feuer der glänzendsten Beredsamkeit

---

*) Si le progrès des sciences et des arts a contribué à corrompre ou à épurer les moeurs. Die Fassung der Aufgabe, wie sie in dem Discours Rousseau's überschrieben ist, enthält statt progrès den Ausdruck Rétablissement „Wiederherstellung" und nicht die Alternative „zu verderben oder zu reinigen", sondern bloß das letztere Wort épurer.

und blendender Klügelei suchte er zu beweisen, daß allein der rohe Naturzustand die Völker glücklich mache, daß Künste und Wissenschaften jedesmal ihren moralischen Zerfall herbeiführen und die Ursachen aller socialen Uebel seien. Rousseau erhielt den Preis für seine Schrift, in welcher er Künste und Wissenschaften auf dem Altare seiner eingebildeten und haltlosen Tugend opferte. Die Nachricht hievon setzte ihn in eine Art von Tugendverzückung. „Ich fand, sagte er, nichts mehr groß und schön, als frei und tugendhaft zu sein, erhaben über Glück und Meinung, und sich selbst zu genügen." Wie weit sich dieser Tugendrausch erstreckte, zeigt bald darnach eine Scene der schändlichsten Sinnenlust, an welcher er im Hause des deutschen Predigers Klüpfel Theil nahm. Ebenso gibt der Bericht darüber Auskunft, daß ihm ein drittes Kind geboren, und daß er auch dieses ohne Gegenmarke in's Findelhaus gethan habe. „Alles wohl erwogen, philosophirt er, so wählte ich für meine Kinder das Beste, oder das, was ich für das Beste hielt. Ich hätte gewünscht, daß ich so wie sie erzogen wäre, ja ich wünsche es noch." —

Rousseau's erwähnte Abhandlung zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste sucht historisch nachzuweisen, daß zwischen sittlicher und intellektueller Bildung ein Mißverhältniß bestehe; letztere habe die Menschen wohl geselliger und höflicher gemacht, statt der Tugend aber den Schein und die Heuchelei zur Herrschaft erhoben. Statt der offenen Sünde finde man die feige und versteckte, statt der groben Beleidigung die Verleumdung, statt der Unwissenheit die Zweifelsucht, und das Laster gelte für Tugend. Letztere entfliehe in dem Maße, in welchem sich die Sonne der Aufklärung über den Horizont erhebe. So sei es in Aegypten, Griechenland und Rom gewesen, dagegen zeigten sich Tugend und siegreiche Tapferkeit bei minder aufgeklärten Völkern, als z. B. bei den alten Persern, Scythen, Deutschen und Spartanern. In Rom sei namentlich die muthige, kriegslustige Vaterlandsliebe verschwunden, als Philosophen, Künstler, Dichter einzogen und in deren Gefolge Luxus und Laster. Solcher Fluch treffe Alle, welche aus Stolz nach Wissen trachteten; die ewige Weisheit habe uns zu einer glücklichen Unwissenheit bestimmt.

Im zweiten, mehr psychologischen Theile, sucht Rousseau vorerst nachzuweisen, daß die Wissenschaften aus unlauteren Quellen entsprungen seien. Die Astronomie verdanke ihren Ursprung dem Aberglauben, die Beredsamkeit stamme aus dem Ehrgeiz, dem Hasse oder der Schmeichelei, die Geometrie aus dem Geize, die Physik aus neugierigem Fürwitz, die Moral aus dem Stolze. Aber auch wegen ihrer Wirkungen sind ihm die Wissenschaften und Künste verwerflich. Sie befördern den Müßiggang, indem sie von guten

Handlungen abhalten, sie bilden eitle Deklamatoren, welche Glauben und Tugend wegdemonstriren, nur um sich hervorzuthun; sie fördern den Luxus und mit diesem die Verweichlichung. Darum hätten auch die Gothen den überwundenen Griechen ihre Bibliotheken gelassen, als Ableiter kriegerischer Begeisterung. Die wissenschaftliche Erziehungsweise, sagt er ferner, bilde den Verstand auf Unkosten der Sittlichkeit. Sei es doch schon so weit gekommen, daß man nur nach den Talenten, nicht aber nach der Rechtschaffenheit frage und ein Buch für gut halte, wenn es nur gut geschrieben sei. Angenehme Talente würden den nützlichen vorgezogen, wir hätten allerlei Gelehrte und Künstler, aber keine Bürger mehr. Und diese Gelehrten seien ein Haufe von Charlatanen, von denen jeder den Leuten vorrede, er allein betrüge sie nicht. Der eine lehre immer unsinniger, als der andere, und durch die Buchdruckerkunst würde jede Tollheit auf die Nachkommen gebracht. Die würden, wofern sie nicht noch unsinniger, als wir, beten: Allmächtiger Gott, befreie uns von der Aufklärung und den verderblichen Künsten unserer Väter und gib uns die Unwissenheit wieder, die Unschuld und die Armuth, die einzigen Güter, welche uns glücklich machen können! Wenn nun der Fortschritt der Wissenschaften und Künste nicht unsere wahre Glückseligkeit vermehrt, unsere Sitten und mit diesen den Geschmack verdorben hat, was sollen wir zu den Menschen sagen, welche die Wissenschaften allgemein zu machen suchen, die Thüren zu deren Tempel einschlagen und unwürdigen Pöbel hineinlassen? Nur die größten Geister, keine Mittelköpfe, sollten sich den Wissenschaften weihen; sie sollten auch den Königen zur Seite stehen.

„O Tugend, ruft Rousseau zum Schlusse aus, du erhabene Wissenschaft einfältiger Seelen, braucht es so vieler Zurüstungen, um dich kennen zu lernen, bist du nicht Jedem in's Herz geschrieben? Ueberlassen wir neidlos den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm und unterscheiden wir uns von ihnen durch jene ruhmwürdige Unterscheidung, welche man einst zwischen zwei großen Völkern machte: Das eine verstehe es, gut zu sprechen, das andere gut zu handeln." Rousseau's Preisschrift erregte enormes Aufsehen und fand bald Gegner, unter diesen den König Stanislaus von Polen und Lessing. Ersterer sagte treffend, der Verfasser sei dem undankbaren Kinde gleich, das seine Amme schlage. Lessing bemerkt: Verfall der Sitten und Staaten begleiten einander ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Das tugendhafte Sparta ist mit der Zeit ebenso zu Grunde gegangen, als das witzige Athen. Wenn Rousseau behaupte, die kriegerischen Eigenschaften der Völker verschwänden durch Allgemeinheit der Wissenschaften, so frage es sich, ob das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten sei. Sind wir etwa deshalb auf der Welt, daß wir uns umbringen sollen?

Und wenn Künste und Wissenschaften den strengen Tugenden nachtheilig sind, so ist es bloß durch deren Mißbrauch; nur an uns selbst liegt es, wenn uns die Künste zum Schaden gereichen. — Wollte man, sagt K. v. Raumer in dieser Beziehung sehr treffend, Alles verwerfen, was je von Menschen gemißbraucht worden, so würde man alle Gaben Gottes verwerflich finden, ja man müßte wo möglich Sonne, Mond und Sterne zerstören, weil diese himmlischen Körper zu Zeiten angebetet worden sind.

Um's Jahr 1752 erkrankte Rousseau so bedenklich, daß sein Arzt ihm nur noch eine kurze Lebensfrist zutraute. Der Patient erfuhr dies und sofort steigerte sich sein heroischer Tugendschwindel auf's höchste. Er beschloß, fortan in unabhängiger Armuth zu leben und für immer jedem Gedanken an Glück und Beförderung zu entsagen. Er schlug daher eine Stelle als Kassirer, welche ihm der General-Einnehmer Herr Francueil anbot, rundweg aus und wollte sich mit Notenschreiben ernähren. Alle Luxusgegenstände, seidene Strümpfe, Degen, Uhr ꝛc. wurden beseitiget, und ein Dieb erleichterte ihm dies Streben nach der Einfachheit eines Diogenes noch dadurch, daß er ihm die feinere Wäsche stahl. Wahrscheinlich war Theresens Bruder der Thäter. Ob Rousseau, wie er sich einbildete, alle Eitelkeit damals aus seinem Herzen ausgerottet, ist sehr zu bezweifeln, denn der Beifall, welchen eine kleine von ihm componirte Oper in dieser Zeit selbst beim Könige Ludwig XV. fand, machte ihn unüberschwenglich selig. Er kann nicht genug von diesem Stücke (der Dorfwahrsager) und dessen Glücke erzählen.

Im Jahre 1753 stellte die Akademie von Dijon wieder eine Preisaufgabe und zwar: über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen*). Rousseau machte sich wieder an die Bearbeitung, ohne jedoch diesmal den Preis zu erhalten. Er hatte sich auf's Land begeben, lief, wie er selbst erzählt, den ganzen Tag im Walde umher, suchte und fand das Bild der ersten Zeiten, räumte rein auf unter dem Lügenkram der Menschen. „Ich war dreist genug, spricht er weiter, deren Natur in aller Nacktheit zu enthüllen, den Fortschritt der Zeiten und der Dinge, wodurch die Menschen verbildet worden, zu verfolgen und, indem ich den Menschen des Menschen neben den Menschen der Natur stellte, ihnen in ihrer angeblichen Vervollkommnung den wahren Quell all' ihres Elends zu zeigen. Im Schwung dieser erhabenen Betrachtungen erhob sich meine Seele zum Sitze der Gottheit und, von dort gewahrend, wie meine Nebenmenschen blind auf der Bahn ihrer Vortheile nichts als die Bahn des Wahns, des Unglücks und der

*) Quelle est l'origine de l'inegalité parmi les hommes, et si elle est autorisée par la loie naturelle? Woher ist die Ungleichheit unter den Menschen entstanden, und ist sie durch das Naturgesetz gerechtfertigt?

Schuld verfolgen, schrie ich ihnen zu mit schwacher Stimme, die sie nicht vernehmen konnten: Unsinnige, die ihr euch unaufhörlich über die Natur beklagt, lernt, daß ihr selbst an allen euren Uebeln schuld seid!“ —

In der Abhandlung selbst bildet er sich Naturmenschen ein, wie sie nie existirt haben und nachweislich auch nie existiren konnten. Er behauptet, daß die Civilisation mit allen ihren wirklichen und vermeinten Uebelständen nur eine Entfernung von diesem primitiven Zustande sei, in welchem allein Unschuld, Einfalt, Freiheit und Gleichheit zu finden gewesen. In diesen Naturzustand sollen die Menschen wieder zurückkehren, um wieder glücklich zu werden, denn jeder Schritt zur Bildung habe sie dem Unglücke und Elend näher gebracht. Ihm sind Hottentotten und Karaiben die Muster glücklicher Völker. Rousseau schreibt die Lebensgeschichte eines Menschen, der keinen alliebenden Vater gehabt hat, vielmehr auf die Erde wie in ein großes Findelhaus gesetzt worden ist und sich nur durch eine vortheilhaftere Organisation vom Thiere unterscheidet. Er braucht keine Wohnung, ihm fehlt die Sprache, die sittliche Gemeinschaft der Ehe. Die Mutter stillt die Kinder nur, weil sie damit Erleichterung erhält, und die Kinder, welche den Vater nicht kennen, verlassen die Mutter, sobald sie sich selbst helfen und Nahrung suchen können.

Als Rousseau seine Schrift an Voltaire schickte, schrieb ihm dieser: „Ich habe Ihre neue Schrift gegen das Menschengeschlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen gefallen, denen Sie die Wahrheit sagen, werden sie aber nicht bessern. Man kann die Greuel des gesellschaftlichen Lebens, von dem sich unsere Unwissenheit und Schwäche so viel süße Befriedigung verheißt, nicht mit stärkeren Farben schildern. Noch nie ist so viel Geist aufgewendet worden, um uns wo möglich zum Vieh zu machen. Lies't man Ihr Buch, so bekommt man Lust, auf allen Vieren zu laufen. Da ich jedoch seit länger als 60 Jahren aus der Gewohnheit bin, fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, dieselbe wieder anzunehmen, und ich überlasse gern diesen Naturgang denen, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht einschiffen, um zu den Wilden Canada's zu reisen, erstlich, weil die Krankheiten, die ich zu leiden verdammt bin, mir einen europäischen Arzt nöthig machen, sodann auch, weil dort im Lande Krieg ist und weil das Beispiel unserer Nationen jene Wilden fast ebenso bös gemacht hat, als wir selbst sind.“ —

Mit solch' ziemlich grober Ironie wies Voltaire die Grundidee des Werkes zurück. Wenn auch wir das Ganze als ein Product überreizter Phantasie im Bunde mit frivolen Grundsätzen verurtheilen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß Rousseau in einer Zeit

lebte, welche alle Schattenseiten der Ueberkultur im grellsten Lichte zeigte und spöttelnden Unglauben, raffinirte Sinnlichkeit, ruchlose Verhöhnung der heiligsten Bande als die Bedingung und das Ergebniß der feineren Bildung betrachtete. Wohl erkannte er die Uebel seiner Zeit, aber die Heilmittel, welche er vorschlug, waren noch ärger, als das Uebel selbst.

In dieser Zeit veröffentlichte Rousseau eine Abhandlung über die französische Musik. Auch diese ging in's Ungeheuerliche. Er behauptete, daß die Franzosen eigentlich gar keine Musik hätten und wegen der Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache niemals eine haben könnten. Er behauptete, französischer Gesang bringe es nur zu einem zusammenhängenden Hundegebell. Mit solchen Aeußerungen mußte er die große Nation auf's tiefste beleidigen. Er fand für gut, sich allen dadurch hervorgerufenen Anfeindungen vorläufig durch die Flucht zu entziehen und trat am 1. Juni 1754 eine Reise nach Genf an. Bei dieser Gelegenheit sah er auch die Frau von Warens wieder. „Ich sah sie wieder, ruft er aus, in welchem Zustande, mein Gott, in welcher Erniedrigung! War das noch die nämliche Madame de Warens, diese ehemals so glänzende Erscheinung? Wie zerriß es mir das Herz!“ —

In Genf genoß Rousseau's Eitelkeit glänzende Triumphe. Ueberall wurde er gefeiert, mit Einladungen und Liebkosungen überhäuft. Als Katholik war er jedoch von den Rechten eines Genfer Bürgers ausgeschlossen, und dieser Umstand bewog ihn, die reformirte Confession anzunehmen. Die anderweiten Gründe, welche er für diesen Schritt anführt, sind zu characteristisch, als daß wir sie nicht anführen sollten. „Ich dachte mir, sagt er, da das Evangelium für alle Christen das nämliche ist, und die dogmatischen Grundlagen nur darum verschieden sind, weil man sich darauf einließ, Dinge zu erklären, die unbegreiflich sind, so gebührt es in jedem Lande nur dem Souverain, sowohl den Kultus als das unbegreifliche Dogma festzusetzen, und es sei demzufolge Pflicht des Bürgers, sich in Bezug auf Dogma und Kultus zu verhalten, wie es gerade gesetzlich vorgeschrieben ist.“

Welche Macht räumt hier der freisinnige, republikanische Rousseau der höchsten Gewalt ein! — Aber hören wir ihn weiter! „Das Studium der Menschen und des Weltalls hatte mich in allen Dingen Endursachen und eine Vernunft, welche diese regiert, erkennen lassen. Das Lesen der Bibel und sonderlich des neuen Testaments hatte mich zur Verachtung der niedrigen und unsinnigen Auslegungen geführt, welche von den Worten Jesu Christi solche Leute machten, die ihn zu vernehmen am wenigsten würdig waren. Mit einem Worte, die Philosophie hatte, während sie mich dem Wesentlichen der Religion zuführte, mich von dem eiteln Formelwesen frei gemacht,

wodurch die Menschen sie verdunkelt haben. Indem ich urtheilte, daß es für einen vernünftigen Menschen nicht zwei Arten geben könne, Christ zu sein, urtheilte ich zugleich, daß Alles, was Form und Vorschrift ist, in jedem Lande Sache der besondern Gesetzgebung sein müsse."

Mit dieser Philosophie, welche die Religion zu einer Angelegenheit weltlicher Machthaber erniedrigte, wurde Rousseau wieder Protestant. Doch war ihm nicht ganz geheuer bei der Sache. Als er vor einer Commission von sechs Personen aus dem Consistorium das Glaubensbekenntniß ablegen sollte, stotterte er nach seinen eigenen Bekenntnissen wie ein Schulknabe und konnte nur mit Ja und Nein antworten. Er würde sich wahrscheinlich bleibend in Genf niedergelassen haben, wenn er nicht gehört hätte, daß Voltaire in der Nähe der Stadt zu Ferney seinen Wohnsitz aufgeschlagen. „Ich sah voraus, sagt er, daß dieser Mann dort eine Umwälzung hervorbringen werde, und daß ich in Genf demnach den Ton, die Lebensweise und Sitten wieder finden würde, die mich aus Paris vertrieben hatten." Der Hauptgrund mochte aber in der Befürchtung liegen, daß Voltaire's Berühmtheit die des Convertiten verdunkeln und daß er dem weltberühmten Philosophen gegenüber zur Unbedeutenheit herabsinken würde. Da sich mittlerweile in Frankreich auch die gereizte Stimmung gegen Rousseau gelegt hatte, so zog er wieder in die Nähe von Paris, in die sogenannte Einsiedelei (l'Ermitage), welche seine Freundin, die Frau von Epinay, eigens für ihn hatte einrichten lassen. Im folgenden Jahre zog er in das benachbarte Montmorency. Wohlverdiente Zwistigkeiten mit der eigenen Familie, Mißhelligkeiten mit den früheren Freunden Diderot, Grimm, d'Alembert ꝛc. verbitterten ihm hier ein Leben, welches nichtswürdige Liebschaften nicht veredeln und erheitern konnten. In dieser Zeit entstand der berühmte Roman: Julie oder die neue Heloise, von welchem der Erzbischof von Paris mit Recht sagte, er flöße das Gift der Wollust ein, während er sie zu verdammen scheine. In Montmorency arbeitete er auch den berüchtigten Contrat social (Gesellschafts-Vertrag) aus. In dieser und früheren Schriften wurde von Rousseau im Gegensatze zu den Verderbnissen der bürgerlichen Gesellschaft ein ursprünglicher Naturzustand völliger Gleichheit und Glückseligkeit geschildert und die Einsetzung von Obrigkeiten als ein an der Menschheit verübter Frevel bezeichnet. Nach ihm geben die Gesetze nur dem Reichen größere Stärke, zerstören die natürliche Freiheit und unterwerfen zum Vortheile Weniger das ganze Geschlecht der Arbeit, der Knechtschaft und dem Elende. Weiterhin läßt er sich zwar die bürgerlichen Verfassungen als eine Nothwendigkeit gefallen, bezeichnet sie aber nur als Verträge, welche um des gemeinen Nutzens

willen geschlossen seien und folgert daraus, daß der Gesammtwille des Volkes fortwährend der Eigenthümer aller Gewalt und folglich der eigentliche Oberherr sei. Consequent schließt er hieraus, daß alle Beamten und Obrigkeiten nur Diener des Volkes sind, welche es nach Belieben an- und absetzen könne und daß Gehorsam gegen das souveraine Volk erste Pflicht sei. Wenn dieses Volk eine Regierung eingesetzt und einer Familie oder einem Stande erblich übertragen habe, so sei dies nur eine vorläufige Form, und habe nur so lange Geltung, bis dem Volke andere Verfügungen gefallen würden. Die rechte Staatsverfassung ist für Rousseau die republikanische, wie sie bei den Griechen und Römern gegolten habe. Die Erbmonarchie stellt er wegen Vorwiegen persönlicher Interessen des Fürsten und seiner Diener, wegen der Schwierigkeiten, die zur Alleinherrschaft erforderlichen Talente und Tugenden in einem einzigen Menschen vereiniget zu finden, wegen der noch größeren Seltenheit, daß die Natur mit dem Glücke bei der Geburt eines Thronerben zusammentreffe, und wegen der für einen Königssohn stärker als für andere Menschen obwaltenden Gefahr der Verführung als die mißlichste aller Staatsformen hin. Jedenfalls könne sie nur so lange bestehen, als der Fürst nach den Gesetzen regiere und sich keine unumschränkte Gewalt anmaße. Ueberschreite der Regent diese Bedingungen, so sei der Vertrag gebrochen und allen Bürgern ihre natürliche Freiheit zurückgegeben. In dem Augenblicke, in welchem sich das Volk als obrigkeitliche Körperschaft versammle, höre jede Gerichtsbarkeit der Regierung auf, die vollziehende Gewalt sei außer Thätigkeit gesetzt und die Person des letzten Bürgers so heilig und unverletzlich, als die des ersten Monarchen, weil da, wo der Inhaber der Gewalt anwesend sei, es keines Stellvertreters bedürfe. —

Wir erkennen in diesen Theorien die Grundzüge aller revolutionären Bestrebungen. Mit reißender Schnelligkeit drangen sie in ein Volk ein, welches längst mit Regierung und Regenten unzufrieden und durch das Beispiel der höheren Stände seiner sittlichen Grundlagen verlustig geworden. Sie waren die Haupthebel der Revolution, in welcher Ludwig XVI. gemordet wurde, sie bildeten den wesentlichen Inhalt der bekannten Menschenrechte. Die Schlagwörter: Freiheit, Gleichheit, Volkssouverainetät *rc.* stammen aus dem Contrat social, welchen die Blutmenschen ihren Katechismus und den Leuchtthurm der Revolution nannten. —

Wie Rousseau's politische Ansichten in den weitesten Kreisen Verbreitung und Anerkennung fanden, so auch und fast noch mehr seine pädagogischen Grundsätze. Er legte sie in dem berühmten Werke: Emile ou de l'education (Emil oder über die Erziehung) nieder, welches er auf Veranlassung und den Wunsch einer Dame

anfangs ohne besondere Neigung verfaßte. Ehe wir auf dieses merkwürdige Buch näher eingehen, wollen wir noch kurz Einiges über seines Verfassers ferneren Lebenslauf bemerken. Im Jahre 1759 zog er in das Schloß des Marschalls Luxemburg in Montmorency und las bereits 1760 der Marschallin den Emil vor. Der Buchhändler Duchesne übernahm den Verlag und zahlte für das Manuscript 6000 Frs., der Druck wurde 1762 beendigt. Der Inhalt des Buches, namentlich das darin vorkommende Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars, zog dem Verfasser mancherlei Anfeindungen zu. Bald nach dem Erscheinen des Werkes theilte die Marschallin von Luxemburg dem Verfasser mit, daß Hof und Parlament seine Verhaftung beschlossen hätten. Er floh deshalb in die Schweiz, zunächst nach dem durch Pestalozzi später so bekannt gewordenen Yverdün. Mit Enthusiasmus betrat er den Boden der Republik Bern. Er küßte die Erde mit dem Ausrufe: „Himmel, Beschützer der Tugend, ich lobe dich, ich betrete ein Land der Freiheit!" Aber der Flüchtling täuschte sich. — Der Emil wurde in Paris und Genf zu Voltaire's großer Freude durch Henkershand verbrannt und Rousseau von den Bernern aus seinem Zufluchtsorte vertrieben. Er begab sich nach Motiers im Fürstenthume Neufchatell unter den Schutz des großen Preußenkönigs, schloß sich der reformirten Gemeinde an und ging mit dieser zum Abendmahle. Als jedoch das Gerücht von seinen Irrlehren auch in seinem jetzigen Zufluchtsorte bekannt wurde, wollte man nichts mehr von ihm wissen und ruhete nicht eher, bis er den Ort verließ, den man ihm durch mancherlei Vexationen verleidete. Rousseau zog sich nunmehr auf die Petersinsel im Bieler See zurück, wo er sich mit Eifer der Pflanzenkunde widmete und ein Werk über Botanik schrieb. Aber auch hier wurde er nicht lange geduldet; die Berner Regierung befahl ihm, die Insel zu verlassen. Seine Vertheidigungsschriften gegen die Verdammungsurtheile von Paris und Genf hatten das gleiche Schicksal wie der Emil, sie wurden öffentlich verbrannt.

Dennoch erhielt Rousseau wieder einen Geleitsbrief, der ihm gestattete, unangefochten nach Paris zurückzukehren, aber bald darauf, im März 1766, folgte er der Einladung des berühmten Geschichtsschreibers Hume und ging nach England. Der Aufenthalt daselbst sollte nur von kurzer Dauer sein. Er entzweite sich bald mit Hume und ging wieder nach Paris zurück, beladen mit dem Vorwurfe eines undankbaren, lieblosen Menschen. Hier lebte er vom Ertrage seiner Schriften und vom Notenschreiben, zerfallen mit allen früheren Freunden, deren Hülfe er schnöde zurückwies. Später zog er nach Ermenonville, dem Landsitze eines seiner treuesten Verehrer, des Marquis von Girardin. Menschenhaß und Hypochondrie ver-

bitterten ihm die letzten Jahre seines Lebens*). Er starb 1778 am 3. Julius eines plötzlichen Todes, wie man anfangs glaubte an selbstgenommenem Gifte, ein Glaube, den Girardin später zu widerlegen versuchte. Seine Gebeine wurden zur Zeit der Revolution von Ermenonville nach Paris gebracht und neben denen Voltaire's im Pantheon beigesetzt. So ruheten die Ueberreste zweier Männer, welche im Leben keineswegs Freunde gewesen, friedlich neben einander. Die Revolution, welche sie so treulich durch ihre Schriften gefördert, brachte sie auch zusammen, und eine ruchlose, gottvergessene Rotte von Schülern und Jüngern verehrte diejenigen als Heilige, denen nichts heilig gewesen war.

Wenden wir uns nun wieder zu Rousseau's Emil. Das Buch ist ungemein weitläufig geschrieben ohne irgend eine systematische Anordnung, und während es von der Erziehung handeln soll, zieht es tausend Dinge in sein Bereich, welche mit dem eigentlichen Thema gar nichts zu schaffen haben. Es steckt voll Sophistereien und Trugschlüsse; aber der Leser wird durch die glänzende Sprache und den Reichthum von Bildern, durch die ganze schriftstellerische Virtuosität so fortgerissen, daß er kaum zur besonnenen Würdigung des Einzelnen Muße findet. Sein System soll, wie er selbst sagt, nur der Entwickelungsgang der Natur sein. Das erste Buch spricht von der Behandlung neugeborner Kinder, insbesondere Emils, bis zum Zeitpunkte, wo sich das Sprachvermögen entwickelt. Das zweite Buch beschäftiget sich mit der ferneren Erziehung bis zum zwölften Jahre. Das dritte endet mit dem fünfzehnten Lebensjahre des Knaben. Im vierten Buche erhält er eine Frau (Sophien) und im fünften wird deren Erziehung geschildert.

Ehe wir in die Einzelheiten näher eingehen, sei es uns erlaubt, noch eine Stelle aus dem Verdammungsurtheile des Pariser Erzbischofs Christoph von Beaumont mitzutheilen, weil es kaum möglich sein dürfte, Rousseau's ganzes Wesen und Streben meisterhafter zu characterisiren. „Der Unglaube, sagt er, zeige sich in allen Gestalten, um sich allen Altern, Characteren und Ständen anzupassen. Bald leichtsinnig in schmutzigen Romanen, bald sich tiefsinnig geberdend, als stiege er zu den ersten Principien hinab, bald Toleranz predigend. Bald endlich, diese verschiedenen Formen verbindend, vermischt er Ernst und Scherz, reine Maximen und Obscönitäten, große Wahrheiten mit großen Irrthümern, Glauben

*) Auf sich selbst wandte er den 77. Vers aus dem XII. Gesange von Tasso's befreitem Jerusalem an:

„So leb' ich denn in Martern und in Qualen,
Die als gerechte Furien mich bedräu'n.
Mir selbst ein ew'ger Schrecken, werd' ich immer
Mich selber flieh'n, doch mir entfliehen nimmer!" —

mit Gotteslästerungen; mit einem Worte, er unternimmt es, Licht mit Finsterniß, Christus und Belial zu vereinigen. Und gerade dies ist der Zweck, den man beabsichtigt zu haben scheint, in einem neulich erschienenen Werke, welches Emil betitelt ist. — Aus dem Schoße des Irrthums ist ein Mensch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, ohne wahrhaft Philosoph zu sein, ein Geist mit vielen Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hülfe er aber Andere verfinstert hat, ein Character, voll Widersprüche, in Meinungen wie im Leben, welcher Einfachheit der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundsätze mit der Wuth Neuerungen einzuführen, obscure Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt zu sein, verbindet. Man sah ihn die Wissenschaften angreifen, welche er doch kultivirte, die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, dessen Lehren er bekriegte, die Schönheiten der Tugenden malen, welche er in der Seele der Leser auslöschte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechtes aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er den Menschen zu den Thieren erniedrigt, in einem neueren Werke (Heloise) hat er das Gift der Wollust beigebracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil bemächtiget er sich der ersten Lebensperiode des Menschen, um die Herrschaft der Irreligion zu gründen." —

Was Rousseau wesentlich diese Verdammungsurtheile zuzog, war, wie schon früher bemerkt, eine Episode im Emil, welche unter dem Titel: „Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars" bekannt geworden ist. Es zerfällt dieses Bekenntniß in zwei Haupttheile, von welchen der erste in einschmeichelnder Sprache einer natürlichen Religion das Wort redet, der zweite dagegen gegen jeden Offenbarungsglauben zu Felde zieht. Nach den stärksten Ausfällen gegen alle Philosophen, welche nichts wissen, doch aber in beschränktem Stolze Alles wissen wollen und weniger die Wahrheit als ihre Systeme lieben, beschließt der Vicar, „nur das innere Licht zu fragen und nur das als wahr anzunehmen, dem er in der Aufrichtigkeit seines Herzens die Zustimmung nicht versagen könne." Es bedarf kaum der Hinweisung darauf, daß sich auf solch' ein inneres Licht alle Schwärmer, Sectirer, Ungläubige und Abergläubige von jeher berufen haben.

„Nur ein Buch, sagt der Vicar, liegt offen vor aller Augen, das Buch der Natur. In diesem erhabenen Buche lerne ich seinem erhabenen Urheber dienen und ihn anbeten. Keiner ist zu entschuldigen, der nicht in demselben lies't, weil es zu allen Menschen in einer jedem Geiste verständlichen Sprache redet. Wäre ich auf

einer wüsten Insel geboren, hätte ich Niemand als mich selbst gesehen, nie gelernt, was sich vor Zeiten in einem Winkel der Erde (Bethlehem) begeben: übe ich aber meine Vernunft, kultivire sie, gebrauche ich die unmittelbaren Fähigkeiten, welche Gott mir gibt, so würde ich durch mich selbst lernen ihn zu lieben, das Gute zu wollen, was er will, und ihm zu Gefallen alle meine Pflichten auf Erden zu erfüllen. Was kann mich alles menschliche Wissen mehr lehren!"

Es muß auffallen, wie Rousseau aus seinem Naturmenschen, wie er ihn früher zeichnete, auf einmal einen empfindsamen, sinnigen Menschen macht, der das Höchste und Erhabenste aus eigener Kraft erkennt und übt.

Es würde zu weit führen, diesen Ansichten eine Wiederlegung entgegen zu stellen; dagegen möchte es angemessen sein, sie mit der Meinung Paskals (starb 1662) zu vergleichen, dem Niemand ein tiefes und ernstes Streben nach Wahrheit absprechen wird. Er sagt: „Wenn ich die Blindheit und das Elend des Menschen sehe, und die auffallenden Widersprüche, welche man in seinem Wesen entdeckt, wenn ich das ganze Universum stumm und den Menschen ohne Licht erblicke, sich selbst überlassen, und wie verirrt in einem Winkel des Weltalls, ohne zu wissen, wer ihn dahin gesetzt hat, wozu er da ist, was aus ihm im Tode wird; dann ergreift mich ein Schauder, wie einen Menschen, den man schlafend auf eine fürchterliche, wüste Insel getragen, und der erwacht, ohne zu wissen, wo er sich befindet, und ohne irgend ein Mittel zu haben, von der Insel zu entkommen. Und dann kann ich mich nur wundern, wie man über eine so elende Lage nicht in Verzweiflung geräth. — Ich blicke nach allen Seiten umher und sehe überall nur Finsterniß. Die Natur bietet mir nichts, was mir nicht Zweifel und Unruhe erregte. Sähe ich gar nichts, was auf Gott deutete, so würde ich mich zum völligen Unglauben entschließen; fände ich überall Spuren des Schöpfers, so würde ich im Frieden des Glaubens ruhen. Aber da ich zu viel sehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewiß zu werden, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande." „Es ist vergeblich, sagt derselbe Paskal an einer andern Stelle, Gottlose durch Hinweisung auf die Werke Gottes, auf den Lauf des Mondes, der Planeten &c. bekehren zu wollen. Die Schöpfung predigt eben nur denen den Schöpfer, welche schon lebendigen Glauben im Herzen tragen."

Nachdem Rousseau die Natur zur alleinigen Lehrmeisterin in religiösen Angelegenheiten erhoben hat, spottet er jeder geoffenbarten Religion. „Wir haben drei Hauptreligionen, sagt er unter anderem, die eine nimmt eine, die andere zwei, die dritte drei Offenbarungen an. Jede verabscheut die andere und beschuldiget sie der Lüge. Welcher Unparteiische würde über sie zu entscheiden wagen, ohne

vorher ihre Beweise erwogen und ihre Gründe gehört zu haben? Die Religion, welche nur eine Offenbarung annimmt, ist die älteste und scheint die sicherste; die, welche drei annimmt, ist die neueste und erscheint als die consequenteste; die, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann vielleicht die beste sein, aber gewiß hat sie alle Vorurtheile gegen sich; die Inconsequenz springt in die Augen."

Wer denkt nicht hier an Lessing's Nathan? Und deshalb will Rousseau das Christenthum dem Muhamedanismus und Judenthum nachstellen, weil der Christ die Offenbarungen des alten und neuen Testamentes anerkennt! Nichts desto weniger macht er den Vorschlag, aus allen drei Religionen eine vierte zu abstrahiren, welche nur das enthalten soll, worin alle drei übereinstimmen. Derselbe Rousseau, welcher überall Toleranz predigt, verlangt ferner, daß Jeder, der gegen diese Universalreligion predige oder lehre, aus der Gesellschaft verbannt und als Feind ihrer Grundgesetze angesehen werden solle!" —

Und doch, gewissermaßen als Perle im Kothe, als Beweis, daß Christus auch die Starken im Geiste überwältige, findet sich in diesem flachen und das Christenthum überall verhöhnenden Glaubensbekenntnisse folgende merkwürdige Stelle, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten: „Ich gestehe euch, sagt er, daß die Majestät der heil. Schrift mich in Erstaunen setzt. Die Heiligkeit des Evangeliums spricht zu meinem Herzen. Seht die Bücher der Philosophen mit all' ihrer Hoffahrt, wie klein sind sie doch neben diesem. Ist's möglich, daß ein zugleich so erhabenes und einfaches Buch Werk von Menschenhänden sei? Ist's möglich, daß der, dessen Geschichte es enthält, selbst nur ein Mensch sei? Ist das der Ton eines Enthusiasten oder ehrgeizigen Sectenstifters? Welche Sanftmuth, welche Reinheit in seinen Sitten! Welche Erhabenheit in seinen Maximen! Welch' tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Gegenwart des Geistes, welche Feinheit und Trefflichkeit in seinen Antworten! Welche Herrschaft über seine Leidenschaften (!?). Wo ist der Mensch, der Weise, der es versteht, ohne Schwachheit und Prahlerei zu handeln, zu leiden und zu sterben? Wenn Plato sein Ideal eines Gerechten malt, der mit aller Schande des Verbrechens bedeckt und des Lobes jeder Tugend würdig ist, so zeichnet er Jesum Christum Zug für Zug; die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß alle Kirchenväter sie bemerken*). Welche Vorurtheile, welche Verblendung, es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohne Maria's zu vergleichen! Welch' weiter Unterschied zwischen beiden! Sokrates, ohne Schmerz, ohne Schmach sterbend, führte seine Rolle ohne Mühe bis an's Ende durch, und hätte dieser leichte Tod nicht seinem Leben Ehre gebracht, so könnte man zweifeln, ob

*) Siehe Seite 66 I. Theil.

er mit all' seinem Geiste mehr als ein Sophist gewesen sei. Man sagt, er erfand die Moral. Andere hatten sie geübt, aus ihren Beispielen entwickelte er nur seine Lehren. Aristides war gerecht, ehe Sokrates definirte, was gerecht sei. Leonidas war für sein Vaterland gestorben, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe als Pflicht aufgestellt, ehe er eine Definition von Tugend gegeben, hatte Griechenland Ueberfluß an tugendhaften Männern. Aber woher hatte Jesus unter seinem Volke diese erhabene und reine Moral genommen, die er allein zugleich übte und lehrte! Aus dem Schoße des wüthendsten Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugenden warf Glanz auf das Verächtlichste unter allen Völkern. Der Tod des Sokrates, welcher ruhig, mit seinen Freunden philosophirend, starb, er ist der sanfteste, den man sich nur wünschen könnte; der Tod Christi dagegen, welcher unter Qualen starb, geschmäht, verhöhnt, verflucht von einem ganzen Volke, dieser Tod ist der entsetzlichste und furchtbarste. Sokrates, indem er den Giftbecher nimmt, segnet den Mann, welcher ihm w e i n e n d den Becher reicht, Jesus bittet für seine ihn wüthend hassenden Henker, mitten unter den fürchterlichsten Qualen. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates eines Weisen Leben und Tod ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes Leben und Tod. Sollen wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei willkürlich erfunden! Nein, so erfindet man nicht; und die Thaten des Sokrates, welche Niemand bezweifelt, sind minder beglaubiget, als die Christi!" —

Der Emil selbst beginnt mit den Worten: „A l l e s i s t g u t, w i e e s a u s d e n H ä n d e n d e s S c h ö p f e r s h e r v o r g e h t; A l l e s a r t e t a u s u n t e r d e n H ä n d e n d e s M e n s c h e n." — „Das Grundprincip aller Moral, sagt er am andern Orte, auf welches ich mein Raisonnement in allen meinen Schriften gebaut, und welches ich im Emil mit aller mir möglichen Klarheit entwickelt habe, ist: daß der Mensch ein von Natur gutes Wesen sei, das Gerechtigkeit und Ordnung liebe, und daß keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen wohne." Im Emil selbst sagt er ferner: „Halten wir als unbestreitbare Maxime dies fest, daß die ersten Bewegungen der Natur immer richtig sind. Es findet sich im menschlichen Herzen kein einziges Laster, von welchem man nicht nachweisen könnte, wie und auf welchem Wege es hineingekommen."

Rousseau setzt also voraus, daß jedes neugeborene Kind ein Engel sei, und daß es von der Umgebung, den Eltern, Geschwistern, Lehrern 2c. erst verdorben werde. Von wem aber der e r s t e Mensch, das erste Kind verdorben worden, diese Frage kann er nicht ohne Widerspruch beantworten. Und welche schwere Beschuldigung und Verantwortung wirft er mit seiner Ansicht zugleich auf alle Eltern,

Lehrer und Erzieher! Aber Rousseau's eigenes Beispiel widerlegt seine Theorie. Er sagt von seiner Kinderzeit: „Wie hätte ich doch sollen böse werden, da ich nur Beispiele von Sanftmuth vor Augen hatte und da mich nur die besten Menschen umgaben!" Und doch wissen wir, wie gefräßig, diebisch, lügenhaft er gewesen, und wie er der Nachbarin Topf verunreinigte! — Ja er gesteht: „Ich muß trotz der besten Erziehung eine große Neigung zur Ausartung gehabt haben, denn diese entwickelte sich rasch und ohne die geringste Mühe." Und wer beruft sich endlich bei allen seinen Fehlern und Schwächen, bei aller Thorheit und Sinnlichkeit mehr auf sein Herz und darauf, daß er einmal anders sei, als andere Menschen! —

Aus solchen Grundsätzen geht nothwendig hervor, daß Rousseau bei der Erziehung die Umkehr zum Naturzustande verlangen muß, zu einem Naturzustande, für welchen ihm wilde Völker der Erde den Maßstab und die reelle Grundlage liefern. Holzäpfel sind ihm lieber, als veredeltes Obst. Um bei der Erziehung den rechten Weg einzuschlagen, muß man die Natur des Kindes zu ergründen suchen, den Gang der Natur selbst befolgen und somit aller Erziehung das Princip zum Grunde legen: Die Erziehung sei der Natur des Menschen angemessen. Wir wissen schon, wie sich Rousseau das Wesen dieser Natur vorstellt, und daß darin sein Irrthum liegt. Von positiver Erziehung kann bei ihm nicht die Rede sein, da wir sonst eigenmächtig in den Gang der Natur eingreifen und dem ursprünglich reinen und guten Zöglinge nur unsere Verderbtheit einoculiren würden. Er bezeichnet die Thätigkeit der Erziehung als eine rein negative (la première éducation doit être purement négative, Emil, I, 114). Erziehen heißt nicht, eine Tugend oder Wahrheit lehren, sondern das Herz vor Lastern, den Verstand vor Irrthümern bewahren; die Natur des Menschen ist ja an und für sich gut, sie wird also schon von selbst aus ihrem guten Boden auch gute Früchte zu erzeugen wissen, wenn nur die Erziehung alle fremden, schlimmen Einflüsse fern zu halten weiß; und zu dieser bloß negativen Erziehungsthätigkeit, die nur im Abwehren und Ausscheiden des Unpassenden besteht, ist ein Hofmeister, wie ihn Rousseau seinem Emil beigesellt, viel geeigneter, als Vater und Mutter, denn seine ganze Sorgfalt hat sich darauf zu richten, daß er verhindert, daß überhaupt Etwas geschieht (c'est empêcher que rien ne soit fait, I, 10). Rousseau tritt damit, daß er die Erziehung einem Hofmeister anvertraut, das Kind ganz aus dem Familienleben herausreißt, nicht bloß seinem eigenen Principe, sondern auch allen anderen Erziehern, namentlich Fenelon und Pestalozzi, schroff entgegen, welche der mütterlichen Einwirkung den höchsten Werth beilegten. Aber unser Pädagog kommt auch zur Anerkennung dieses Widerspruchs. Denn I. 25 des Emil sagt er

selbst, daß Vater und Mutter die natürlichen Erzieher der Kinder seien, er schildert ganz begeistert die Reize und sittlichen Vortheile eines Familienlebens, findet darin das beste Gegengift gegen schlechte Sitten und hofft sogar eine allgemeine Reform unserer Verhältnisse, sobald die Natur im Familienleben wieder in ihre Rechte eingesetzt werde. Aber warum findet er denn eine fremde Person zur Erziehung nothwendig? Weil der Vater, antwortet Rousseau, mit anderen Geschäften zu sehr überhäuft ist, und die Mutter entweder keine Lust oder keine Fähigkeit dazu hat, und weil sie das Kind verziehen würde. — Hier nimmt also Rousseau offenbar Rücksicht auf die verdorbenen sittlichen Zustände seiner Zeitgenossen, auf zufällige, nicht im Wesen des Menschen begründete Verhältnisse, während er doch in der Einleitung zum Emil verheißt, den Gang der Erziehung unabhängig von allen partikulären Verhältnissen darzustellen. Und wenn wir ihm auch zugestehen wollen, daß Mütter als vollkommene Erzieherinnen, daß z. B. Pestalozzi's Gertrud seltene Erscheinungen sind, so ist unzweifelhaft nicht minder gewiß, daß Hofmeister, wie sie Rousseau verlangt, ebenso selten, ja noch viel seltener sein werden, weil ihnen die natürliche Neigung jeder Mutter zu ihrem Kinde fehlt. Wenn er endlich seinen Hofmeister idealisirt, so hätte er ebenso leicht eine ideale Mutter aufstellen und somit der Erziehung einen natürlichen Anfang und eine wahrhaft natürliche Grundlage geben können.

Wenn wir Rousseau's Ansichten in Betreff der Ausbildung einzelner Seiten des menschlichen Wesens in's Auge fassen, so fällt uns zunächst der Eifer für die körperliche Bildung in's Auge. Hier hat er wirklich Verdienste. Der alte, ehrwürdige Grundsatz: „mens sana in corpore sano", war bisher viel zu wenig beachtet worden, und man hatte sich gewöhnt, die Kräftigung des Leibes als etwas Unwesentliches zu betrachten. Vielfach wurde sogar die Verweichlichung auf die höchste Spitze getrieben, namentlich in den höheren Ständen Frankreichs. „Da die Kunst alles verunstaltet, sagt Rousseau, so thut auch hierin nur das Gegentheil dessen, was gebräuchlich ist, und ihr seid auf dem rechten Wege, nämlich auf dem Wege der Natur." — „Der Körper, sagt er weiterhin, muß Kraft haben, um der Seele zu gehorchen, so wie ein guter Diener stark sein muß. Je schwächer der Körper ist, desto mehr befiehlt er; je stärker er ist, desto mehr gehorcht er. Und diese Stärke erhält der Leib, wenn die Erziehung dafür sorgt, daß der freien Entwickelung der Kräfte Nichts entgegen tritt, daß man den Zögling aufwachsen läßt, ohne ihn auf jedem Schritt und Tritt zu gängeln. Die Kräftigung des Körpers muß der intellektuellen Bildung vorausgehen." — „Möge der Zögling, ruft er aus, einst den Verstand eines Weisen mit der Stärke des Athleten vereinen!"

So stellt sich Rousseau mit seinen Ansichten der Verweichlichung und unnatürlichen Bildung seiner Zeit entgegen und verlangt ein kräftiges, naturwüchsiges Kind, das sich seiner Sinne und Glieder freut und sie zu gebrauchen weiß. Aber auch hierin übertreibt er. Sein Emil soll auch im Winter barhauptig gehen und Sommerkleider tragen, soll auch erhitzt kaltes Wasser trinken und auf feuchtem Boden liegen. Um zu frühzeitige geistige Ausbildung zu vermeiden, bleibt sie in den ersten Jahren ganz unbeachtet, ja sie wird absichtlich zurückgehalten, weil er hofft, daß die geistige Reife der körperlichen Stärke von selbst folgen werde. Er verwirft aus Haß gegen die Cultur die Medicin als eine der Menschheit verderbliche Kunst, welche nur alle die Uebel hervorruft, welche sie zu heilen verspricht. Als Ideale gesunder, besonders körperlicher Ausbildung, stellt er seinen entarteten Zeitgenossen die spartanische Jugend und die Wilden der Urwälder vor, und er hält es mit den Spartanern nicht der Mühe werth, ein körperlich schwaches Kind aufzuziehen, er sieht keinen Verlust darin, wenn ein solches auch vor dem 24. Lebensjahre stirbt. Ihm gilt ein nordischer Herkules der Jahrmärkte mehr, als der mit sieben Monaten geborene geistige Herkules Keppler.

Die intellektuelle Bildung tritt bei Rousseau in den Hintergrund, wie schon seine Ansichten über die leibliche Ausbildung zeigten. Aber eine andere Stellung oder größere Berechtigung der erstern darf man auch von einem Philosophen nicht erwarten, der behauptet, daß die intellektuelle Bildung der Hemmschuh und Ruin der moralischen Bildung aller Nationen gewesen sei. Allerdings bewahrt Rousseau's einseitiges Zurückdrängen alles positiven Unterrichtes vor der Altklugheit und Naseweisheit und vor jener Ueberfütterung mit Gelehrsamkeit, deren Sinn und Zusammenhang nicht begriffen worden. Es behütet vor einem Unterrichte in der Geographie, der alle Zonen und Welttheile umfaßt, aber den Weg von Paris nach St. Denis nicht zeigt, vor einem Auswendiglernen, wie es Götz von Berlichingens Karlchen trieb, das vor lauter Gelehrsamkeit den Vater nicht kannte. Gegenüber von solchen armen Jungen, denen durch die Unmasse positiven Wissens die schönsten Lebensjahre ganz verbittert werden, war freilich Rousseau's Emil besser daran. Er läuft, springt und tanzt in Gottes freier Natur und härtet sich gegen alle Unbill des Wetters ab. Von Geographie braucht er nichts zu verstehen, als was ihm seine nächste Umgebung bietet; mit der Geschichte wird er noch ganz verschont, Lesen braucht er noch lange nicht anzufangen, ja sein Mentor hält es für ein besonderes Glück, wenn er im zwölften Jahre noch nicht weiß, was ein Buch ist, oder die rechte Hand noch nicht von der linken unterscheiden kann. Dagegen sind Emils Sinne trotz denen eines Wilden ausgebildet,

sein Auge ist geübt in der Schätzung von Größen und Entfernungen und vorbereitet für's Zeichnen und die Geometrie. Er weiß zwar wenig, aber was er weiß, das hat er selbst gesehen, gehört, erlebt; er hat nichts auswendig gelernt, sondern alles aus eigener Anschauung gewonnen. Er hat keinen Unterricht genossen, der nicht eine reale Basis hätte; aber eben deshalb sitzen seine Kenntnisse fest. „Aber, fügt Rousseau der Schilderung seines jungen Naturmenschen hinzu, der große Uebelstand bei einer solchen ersten Erziehung ist nur der, daß sie blos hellblickenden Männern einleuchtet, und daß gewöhnliche Augen in einem mit so viel Sorgfalt erzogenen Kinde nur einen Schlingel (polisson) erblicken."

Daß eine derartige Vernachlässigung der intellektuellen Bildung solch einen Vorwurf rechtfertige, scheint Rousseau selbst zu fühlen; denn er will sich damit trösten, daß ja das früher Versäumte späterhin mit Leichtigkeit wieder eingeholt werde, besonders weil sein Emil körperlich so kräftig sei. Allein hellblickende Männer, auf die sich unser Philosoph beruft, dürften auch einsehen, daß die Triebe des Könnens, Wissens und Wollens zugleich, nicht hinter einander erwachen, und mit und neben einander nach Entfaltung streben und daß ein naturgetreuer Erzieher gerade trachten wird, alle Kräfte des Kindes anzuregen. Allein auch abgesehen von der innerlichen Unnatur einer solchen Erziehung, wie sie Rousseau fordert, so ließe sich dieselbe bloß in Kreisen durchführen, die durch ihren Reichthum der Nothwendigkeit überhoben sind, für ihren Unterhalt durch Arbeit zu sorgen; denn im gewöhnlichen Leben ist die Zeit des Lernens durch äußere Verhältnisse so sehr beschränkt, daß sich die Erziehung sehr beeilen muß, dem jungen Menschen diejenigen Kenntnisse beizubringen, die er für sein Fortkommen nöthig hat. Man darf sich hiebei um so weniger auf ein späteres Einholen verlassen, als der kindliche Geist gerade Manches leicht auffaßt und behält, besonders was Gedächtnißsachen anlangt; wohingegen ein späteres Alter sich gegen die Aneignung sträubt und das Dargebotene nicht mehr in Fleisch und Blut verwandelt.

Was die sittlich-religiöse Ausbildung anlangt, so ist nach Rousseau's bereits erwähnter Ansicht die Natur des Kindes durchaus gut, und dem Hofmeister liegt demgemäß nur eine negative Thätigkeit ob. Die einzige Aufgabe des Erziehers ist, darauf zu achten, daß der Zögling Niemand Böses zufüge, und ein positives Gebot, Gutes zu thun, ist sogar gefährlich, falsch und unnatürlich. Das Kind thue nichts auf's Wort; ihm sei nur das gut, was es selbst als gut erkennt. Ihr raubt ihm, ruft Rousseau aus, durch eure Weise den Mutterwitz, ihr gewöhnt es, sich immer leiten zu lassen, nur eine Maschine in den Händen Anderer zu sein. Vom Kinde Gelehrigkeit verlangen, heißt fordern, daß es erwachsen leichtgläubig

werde und sich am Narrenseile führen lasse. Es hilft nichts, dem Knaben zu sagen: man befehle ihm Etwas zu seinem eigenen Besten, er werde das späterhin einsehen. Das heißt jedem Schwärmer, Charlatan und Betrüger in die Hände arbeiten, welcher den Knaben in späteren Jahren in sein Netz locken will.

Es fallen somit bei Rousseau Ermahnungen und Aufforderungen zum Guten fort, der Zögling sucht seinen Willen zu realisiren und erkennt außer sich keine Autorität an, die ihn beschränken könnte. Nur die Naturnothwendigkeit ist ihm Schranke, und er erkennt sie als das natürliche Gesetz. Natürlich sieht er auch jede fremde Autorität als Anmaßung und als Eingriff in seine Rechte an und ist jeden Augenblick bereit, sie zu bekämpfen. Wer wollte in Abrede stellen, daß solch' eine Erziehung geeignet ist, selbstständige, characterfeste, willensstarke Menschen zu bilden, wer aber auch nicht einsehen, daß diese Characterfestigkeit und Willensstärke sich zu Trotz und Eigensinn steigern müssen? Und wenn von Jugend auf unser eigener Wille allein unser Handeln bestimmen darf, wo bleiben da Freundschaft, Selbstverleugnung, Opferfreudigkeit und alle socialen Tugenden, durch welche allein das Zusammenleben geadelt werden kann? Um die Antwort ist Rousseau selbst verlegen, wenn er uns sagt, daß eine einsame, isolirte Lebensweise dem Leben inmitten der Welt vorzuziehen sei, weil der Mensch, der blos seinem Ich lebt und dessen Befugnisse so weit ausdehnt, als ihn keine Naturnothwendigkeit hindert, mit jedem Schritte, den er in der menschlichen Gesellschaft thut, die Rechte eines Anderen verletzen wird.

Von religiösen Motiven der Handlungsweise ist vollends bei Rousseau keine Spur. Da der Mensch zunächst blos an die Sinnlichkeit gewiesen ist, so findet Abstractes bei ihm lange keinen Eingang. Gott entzieht sich unseren Sinnen; das Wort Geist hat nur Sinn für den Philosophen. Und so hört denn auch Emil bis in sein fünfzehntes Lebensjahr nichts von Gott und weiß noch nicht, ob er eine Seele hat. Vielleicht erfährt er es im achtzehnten noch zu früh. Mit der Zeit kommt Emil endlich doch durch die Anschauung der Natur und durch Uebung seiner Vernunft zu der Erkenntniß, daß ein weiser, vernünftiger Wille die Welt regiert, und diesen Willen nennt er Gott. „Wie könnte mich, sagt Rousseau bei dieser Gelegenheit, wie könnte mich Gott schuldig finden, wenn ich ihm diene gemäß dem Lichte, das er selbst meinem Geiste gegeben hat? Welche reine moralische Lehre, welches nützliche Dogma könnte ich etwa aus einer positiven Religion schöpfen, die ich nicht auch durch den richtigen Gebrauch meiner Fähigkeiten auffinden könnte? Was Gott uns zu sagen hatte, das hat er unseren Augen, unserm Verstande, unserm Gewissen mitgetheilt." — Positive Religion, katechetischer Unterricht, biblische Geschichte sind in Rousseau's

Augen purer Unsinn. „Wenn ein Kind sagt, es glaube an Gott, so ist es nicht eigentlich Gott, an den es glaubt, sondern Peter oder Jakob, die ihm sagten, es gäbe etwas, das man Gott nenne.“ —

Wir fügen hier noch eine interessante Stelle ein, in welcher Rousseau die französische Revolution voraussagt und bezeichnet, wie etwa ein Baumeister das Gebäude beschreibt, welches vor seiner Seele steht, und zu welchem er selbst die Fundamente legen half, noch ehe die von ihm instruirten Gesellen Hand an die Ausführung legten. — „Eure Erziehung des Menschen, ruft er, richte sich nach dem, was er an sich selbst ist, nicht nach etwas Aeußerem. Indem ihr ihn ausschließlich für einen bestimmten Stand bildet, macht ihr ihn für jeden andern unnütz und nur unglücklich, wenn sich etwa seine Lage ändert. Wie lächerlich ist ein großer Herr, der zum Bettler geworden und noch in seinem Elende die Vorurtheile der Geburt festhält; wie verächtlich ist ein verarmter Reicher, der sich völlig erniedrigt fühlt! — Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige gesellige Ordnung, ohne daran zu denken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Veränderungen unterworfen und es euch unmöglich ist, die Revolution vorauszusehen und zu verhindern, welche eure Kinder treffen kann. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Unterthan. Wir nähern uns einer Krisis, dem Jahrhundert der Revolutionen. Es ist unmöglich, daß die großen Monarchen Europa's noch lange dauern. Wer kann auch dafür gut sagen, was dann aus euch wird? Was Menschen geschaffen, können Menschen zerstören, nur der von der Natur aufgeprägte Character ist unauslöschlich, und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch große Herren. Was wird dann in seiner Erniedrigung jener Satrap anfangen, welchen ihr nur für einen hohen Stand erzogen habt? Was in seiner Armuth der Generalpächter, welcher nur vom Golde lebt? Glücklich der, der es dann versteht, den Stand zu verlassen, welcher ihn verläßt, und ein Mensch zu bleiben dem Schicksale zum Trotz. Der Ackerbau ist zwar ein vorzügliches Gewerbe, doch steht in böser Zeit der Handwerker unabhängiger. Laßt darum euren Sohn ein ehrliches, d. i. ein nützliches Handwerk erlernen z. B. das Schreinerhandwerk.“

Emil, das Product all' solcher Grundsätze, heirathet durch Vermittelung seines Hofmeisters endlich Sophien, ein Mustermädchen, welches im fünften Buche geschildert ist. Als Emil Vater wird, schickt er den Hofmeister mit den bezeichnenden Worten fort: „Gott bewahre, daß ich auch den Sohn erziehen lasse, nachdem ihr den Vater erzogen habt, daß eine so heilige und süße Pflicht durch einen andern, als durch mich erfüllt werde.“ — Leider nimmt die vom Hofmeister so planmäßig und weise gestiftete

Ehe ein trauriges Ende. In einem Fragmente (Emil et Sophie ou les solitaires) theilt Rousseau mit, daß Sophie untreu geworden, daß Emil sie aus Verzweiflung verlassen habe und zuletzt in Algier in Gefangenschaft gerathen sei. Diese seltsame Entwickelung wählte Rousseau, um zu zeigen, wie ein nach seinen Grundsätzen erzogener Mann auch in den schwierigsten Lebenslagen unbesiegt bleibe.

Rousseau wurde schon früher als Pharus der Revolution bezeichnet. Er ist in Sachen des Umsturzes gefährlicher als Voltaire gewesen, obgleich letzterer in der Regel als der einflußreichere dargestellt zu werden pflegt. Voltaire konnte nur Niederreißen. Er kannte nur Spott und Hohn gegen das Bestehende; er gebrauchte selten andere Waffen als den Witz und die Ironie. Menschen, die Herz und Gemüth haben, kann er nicht lange fesseln, noch weniger aber mit sich fortreißen. Anders ist's mit Rousseau. Er reißt nicht bloß nieder; er ist positiver, als seine Mitarbeiter, er baut auch auf, und neben den Trümmern läßt er neue Gebäude entstehen. Ob diese auf solider Grundlage ruhen, ist vorläufig einerlei; sie blenden die Menge durch gleißenden Anstrich. Dazu kommt, daß Rousseau ein Ideen-Mensch ist, in Gefühlsseligkeit und in Idealen lebte und seine Ansichten mit dem Nimbus fesselnder Schwärmerei zu bekleiden wußte. Es schien ihm Ernst um die Besserung des Menschengeschlechtes und der socialen Verhältnisse, und alle Eitelkeit, die ihn erfüllte, verlor ihre abstoßende Seite durch die Wärme und Begeisterung, womit er seine Beglückungstheorieen vortrug. Rousseau scheint noch zu lieben, sei es Menschen oder Ideen, während Voltaire außer seinem eigenen Ich nichts mehr liebte oder verehrte. Gerade diese Gefühlsseite Rousseau's schuf ihm bei uns Deutschen Eingang und lebhafte Theilnahme, welche letztere noch durch den Umstand erhöht wurde, daß er, gleich Schiller, ein Mensch des Ringens mit der Noth des Lebens war, ein Mann der Entbehrung und Sorge. Rousseau hatte einen Lichtstrahl höherer Menschheit und höhern Lebens empfangen, aber dieser Strahl war leider nicht hell genug, um ihn mit sich selbst, geschweige denn mit seinen Erziehungsideen in's Klare zu setzen. Mit Recht sagt H. Hettner in einer Skizze von Rousseau's Leben, daß seine Geschichte die Krankheitsgeschichte der überschwenglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle nothwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltlaufes gekehrten Gefühlsseligkeit ist.

Während in Frankreich Rousseau's Einfluß sich besonders in Hinsicht auf die politischen und socialen Verhältnisse geltend machte, blieb es Deutschland vorbehalten, sich aus dem Arsenale Rousseau'scher Philosophie mit neuen Waffen gegen die positive Religion zu versehen und seine Grundsätze auf das Feld der praktischen Erziehung zu verpflanzen. In wie weit und mit welchem Erfolge

dieses geschah, wird uns klar werden, wenn wir das Leben und Wirken Basedow's, des ersten deutschen Jüngers von Rousseau, unsern Lesern vorgeführt haben. Ehe wir aber dieses Lebensbild entrollen, möge es uns vergönnt sein, die Regionen der Irreligiösität und des Umsturzes auf einige Zeit zu verlassen und unsere Aufmerksamkeit einem Manne zuzuwenden, der auf dem festen Grunde geoffenbarter Religion und historischer Berechtigungen die Verbesserung des Schulwesens erstrebte und in seltenem Umfange auch wirklich erzielte.

Johann Ignaz von Felbiger, Kindermann und die Zeit Maria Theresia's.

Wie uns schon Rousseaus Lebensbild überzeugte, ist die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach allen Seiten hin eine Zeit der Bewegung und Entwickelung und konnte daher auch nicht ohne den größten Einfluß auf das Schulwesen bleiben. Die Prager gelehrten Nachrichten von 1772 rufen unterm 17. März verwundert aus: „Ueberdieß blüht der pädagogische Reformgeist anitzo in Deutschland aus allen vier Winden; und man kann nicht genug auf seiner Hut sein, wenn man sich Schritt vor Schritt mit parodoxen und ungereimten Sätzen balgen muß, die man bald in Methodenbüchern, bald in Anweisungen, Einrichtungen, unvorgreiflichen Gedanken und Romanen uns zu überfallen ausschickt." — Man sieht genugsam aus dieser Stelle, daß die von Frankreich ausgegangene Bewegung der Geister sich auch auf Deutschland erstreckte, daß die Erziehung und der Unterricht davon wesentlich berührt wurden, daß namentlich auch in Oesterreich sich's bedeutend regte, und daß sich die deutschen Federn endlich gewaltig in Bewegung setzten, um zunächst und gemäß des deutschen Characters, über die Angelegenheiten zu — schreiben und zu streiten. In der That begann das Interesse für Volksbildung, Fortschritt, Aufklärung, Humanität, und wie die bekannten Schlagwörter alle heißen, in die verschiedensten Kreise einzudringen und hier Projectenmacher und Abenteurer, dort ernste Staatsmänner nachhaltig zu beschäftigen und selbst bis zu den Stufen der Throne zu dringen. Man fing an, viel über Menschenrechte und Menschenwohl zu philosophiren, zu dichten und zu faseln und folgerichtig seine Aufmerksamkeit den niedern Ständen und dem Landmanne zuzuwenden, welche bisher meistens nur als eine Klasse von Menschen angesehen worden waren, die gut genug sei, um Rekruten zu liefern, Holz zu spalten und den steinigen, harten Boden zu durchwühlen. Schon fingen begeisterte Dichter und Philosophen an, den Bettler neben den Fürsten zu stellen und hiermit jenes Feldgeschrei von Brüderlichkeit und Gleichheit zu eröffnen, welches einige Jahrzehende später eine so furchtbare Bedeutung gewann und jenen Abbé

Siéyes ermuthigte, den dritten Stand als die Allmacht der Staaten zu proklamiren. „Mehr noch, als im übrigen Deutschland," sagt Freiherr von Helfert, „war dazumal in den österreichischen Ländern eine Zeit jugendlicher Frische und Begeisterung, aber auch jugendlicher Unreife und Uebertreibung, die mit verwunderten Augen hineinblickte und mit hastiger Freude zugriff in eine Welt voll Dinge, welche ihr eben erst aufgeschlossen war, und in welcher sie sich nun lustig und übermüthig herumtummelte. Alles war ihr neu und ungewohnt, bis auf den Gebrauch der Sprache, die sich kaum erst auf den Lehrstühlen der hohen Schulen eingebürgert, den auf den Krücken erborgter Latinität einherstolzirenden Kanzelei- und Gelehrtenstyl über Bord geworfen hatte, und die nun desto ungebundener auf dem gereuteten Felde ihre Schwingen prüfte."

Daß unter solchen Umständen die Jugend, die Erziehung und die Schulen das Feld darboten, auf welches sich viele strebsame und tüchtige Geister mit ihrer Thätigkeit warfen, ist kaum anders zu erwarten. Hat man doch von jeher von der Jugend das Heil der Zukunft erhofft. In Oesterreich selbst lockte aber dieses Feld um so mehr, da dasselbe in der That noch ziemlich wüste lag und jeder schaffenden und gestaltenden Thätigkeit ein weites Gebiet eröffnete, zugleich aber auch in der Kaiserin Maria Theresia ein Geist das Staatsruder lenkte, dem das Wohl seiner Völker wahrhaft am Mutterherzen lag, und der sich keinem wirklich gedeihlichen Fortschritte verschloß. So war schon im Jahre 1771 zu Wien eine Normalschule unter der Leitung Joseph Meßmer's feierlich eröffnet und damit ein wichtiger Schritt zur Hebung des Schulwesens gethan worden. Den Begriff und Zweck dieses Institutes kennzeichnet Meßmer mit folgenden Worten: „Eine Normalschule ist diejenige, in welcher nicht allein die ersten Kenntnisse, die jedem Menschen theils nothwendig theils nützlich sind, als: die Grundsätze der christlichen Religion, das Buchstabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen, sondern auch was demselben zu seinem besseren Fortkommen in der Welt zuträglich sein kann, als: die Religionsgeschichte, die weltliche Geschichte mit der damit verknüpften Geographie, wenigstens in Absicht auf unser Vaterland, die deutsche Sprachlehre, die Sittenlehre, welche den Zustand der natürlichen Pflichten enthält, die wir dem Landesfürsten, der Obrigkeit, den Herren, Meistern und Mitbürgern schuldig sind, sodann die Naturlehre und Haushaltungskunst, in ihren gehörigen Klassen nach der besten und leichtesten Lehrart vorgetragen werden. Ihre Hauptabsicht geht dahin, daß sie allen anderen Schulen in und vor der Stadt und auch auf dem Lande, zum Muster diene; daß in allen andern Schulen sowohl die Lehrenden als Lernenden durch sie

in Eifer und Ordnung erhalten werden, daß in derselben vorzüglich geistliche und weltliche Schullehrer, die man zum künftigen Unterrichte der Jugend gebrauchen will, in den Schulwissenschaften unterwiesen und gebildet werden, daß diese von da gleichsam wie aus dem Mittelpunkte in alle Schulen des Landes ausgehen und nach der hier erlernten neuen Lehrart, welche der Natur und den menschlichen Seelenkräften gemäß, festgesetzt und in Uebung gebracht würde, damit sie der ihnen anvertrauten Jugend einen gleichförmigen Unterricht geben können." — Man sieht aus dieser Erklärung, daß das ganze Institut die erste Frucht eines Gährungsprozesses war, der noch nicht zur völligen Klarheit gekommen, und daß deshalb auch Zwecke mit einander erstrebt wurden, welche jeder für sich allein genugsam beschäftigten und einzeln verfolgt am besten gediehen wären. Und doch liest man wieder aus dieser Erklärung die edelsten Absichten heraus und erkennt darin die Keime zu bedeutenden Fortschritten.

Zu derselben Zeit, als diese Normalschule ihre erste Thätigkeit entfaltete, versuchte auch ein anderer Mann mit mächtiger Hand in die Entwickelung des österreichischen Schulwesens einzugreifen, und wenn auch seine kühnen Pläne keine Verwirklichung fanden, so dienten sie doch dazu, die Geister im Flusse zu erhalten. Dieser Mann ist der Staatsminister Johann Anton Graf von Pergen, 1725 zu Wien geboren. Vielfache Geschäfte und Reisen im Auslande, in Mainz, Hannover, Frankfurt, in preußischen und sächsischen Landen hatten ihn nicht blos vielseitig gebildet, sondern auch an die norddeutschen und protestantischen Verhältnisse gewöhnt und mit allen geistigen Strömungen vertraut gemacht. Nicht ohne patriotischen Schmerz mochte er den Unterschied der Sitte und Bildung anderer Länder gegen seine Heimath wahrgenommen und den Grund davon in den dortigen Vorzügen des Schul- und Erziehungswesens erkannt haben. Nach langjähriger Abwesenheit nach Wien zurückgekehrt, ließ er seinen patriotischen Phantasien freien Lauf, arbeitete ganz selbstständig einen Plan über die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in den kaiserlichen Erblanden aus und brachte ihn 1770 vor die Stufen des Thrones. Dieser Plan war so umfassend, so wichtig und folgenschwer, daß ihm Maria Theresia ihre ganze persönliche Aufmerksamkeit widmete, und daß derselbe zwei volle Jahre lang die Kaiserin, den Mitregenten, den Staatsrath und die Minister aufs lebhafteste beschäftigte. Schon deshalb müssen wir näher auf ihn eingehen. Pergen's Vorschläge gingen von drei Grundgedanken aus, die er selbst als Cardinalpunkte bezeichnete und mit Zähigkeit festhielt:

I. Es muß ein möglichst vollkommen ausgearbeiteter Plan über das gesammte Schul- und Erziehungswesen durch landesherrliches Ansehen festgestellt werden, welcher in allen seinen Theilen auf den großen Endzweck gerichtet ist, wahre aber zugleich aufgeklärte und zu den Diensten des Vaterlandes so fähige, als willige Christen zu ziehen.

Darum richtete Pergen auch mehr als je seine Aufmerksamkeit auf die untern und mittleren Schulen, welche er in folgender Weise geschieden und organisirt wissen wollte:

A. Allgemeine Trivialschulen und zwar:
  a. Dorfschulen, zur Bildung des Landmannes, je nach den Bedürfnissen seines Lebens;
  b. kleine Leseschulen in Städten, worin für die bürgerliche Jugend der erste Unterricht zu ertheilen wäre;

B. Realschulen für die zu jeder anderen Lebens- und Nahrungsart als zum Landleben oder zum eigentlichen Studiren und Lateinlernen bestimmte Jugend,

C. Gelehrte oder lateinische Schulen und Gymnasien für:
  1. junge Edelleute,
  2. Söhne anderer bemittelter Eltern,
  3. arme, aber besonders fähig befundene Köpfe.

Insbesondere soll aber auch die Bildung des weiblichen Geschlechtes nicht außer Acht gelassen werden, weil dieses unter dem Namen Mutter, Gattin, Hausfrau, Tochter, Dienstmagd einen allzu starken Einfluß auf das Band der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft hat, weil von dem gut oder schlecht gebildeten Character der Mütter namentlich das künftige Wohl der männlichen und weiblichen Landesjugend in gewisser Hinsicht weit mehr als von den Vätern, besonders in den zartesten Jahren abhängt; weil auch ein so großer Theil der Glückseligkeit des männlichen Geschlechtes auf der Tugend und den moralischen Eigenschaften des weiblichen unstreitig beruht. —

II. Die Aufsicht und Leitung über das Schul- und Erziehungswesen in ganzer Ausdehnung und über alle Theile desselben muß völlig und beständig der Staat an sich ziehen. Er muß die unmittelbare Aufsicht in dem Umfange haben, daß er jederzeit bestimmen und genau wissen oder alle Augenblicke zu erfahren vermöge, was, von wem, wie, wo und zu welchem Zwecke gelehrt werde. Vor allem soll der Staat die Zulassung zum Lehramte an bestimmte Bedingungen knüpfen und das Alter festsetzen, unter welchem Niemand befähigt werden kann. Der Bewerber muß vom

Staate und dessen dazu ernannten Verordneten aufs schärfste geprüft werden. Es müssen je nach dem Unterschiede der Schulen Lehrerseminare bestehen, worin diejenigen, so für diesen Beruf Lust und Anlagen bezeigen, sowohl in Absicht der nöthigen Kunst, die jugendlichen Gemüther zu erforschen und zu lenken und der darnach in allen Fällen abzumessenden Zucht, als auch in Absicht der einzig guten Methode und Gabe der Mittheilung ein oder zwei Jahre lang vorbereitet werden.

III. Unterricht und Erziehung müssen den Händen der Ordensgeistlichen, denen sie bisher mit Ausnahme der medizinischen Wissenschaften fast ausschließend anvertraut gewesen, durchaus abgenommen und die Schulen nur mit weltlichen oder doch weltgeistlichen bewährten Lehrern besetzt werden. —

Diese Nothwendigkeit ergiebt sich nach Pergen's Meinung daraus, daß: Erstens die Heranbildung der Jugend in den von religiösen Orden geleiteten Schulen in keiner Weise die Anforderungen befriediget und den Erwartungen genügt, welche der Staat stellen muß oder welche die Eltern hegen dürfen, und daß zweitens bei der Einrichtung, welche diese geistlichen Körperschaften einmal haben, und bei dem Geiste der ihnen inne wohnt, auch nicht zu erwarten ist, daß diese Anforderungen je werden befriediget, diesen Erwartungen je werde genügt werden.

Wir sehen aus diesem kurzen Ueberblicke der Pergen'schen Vorschläge, daß unser Graf auf der Höhe des philosophischen Jahrhunderts stand, und daß er Norddeutschland und protestantische Einrichtungen nicht vergebens kennen gelernt hatte. Und doch enthielt der Plan gar viel des Trefflichen. Die Abstufung der Schulen, je nach den Bevölkerungsklassen und die Würdigung des weiblichen Geschlechtes, die Wahl und Prüfung der Lehrer und manches Andere, was wir hier nicht weiter anführen können, zeigten, daß Graf Pergen die Bedürfnisse seiner Zeit in vieler Hinsicht klar erkannte. Darum machten auch seine Vorschläge im Anfange großen Eindruck, sowohl bei der Kaiserin als auch beim gesammten Staatsrathe und erwarben sich vielfachen Beifall. Fürst Kaunitz z. B. war voll des Lobes der Idee, des gefaßten Gedankens, des hohen Zweckes, — voll Lobes über den patriotischen Diensteifer und die Einsicht, welche bei dieser ebenso mühsamen als gründlichen Ausarbeitung dem Grafen vorzügliche Ehre machen und allerdings verdienen, daß ihm hierüber die ganz besondere allerhöchste Zufriedenheit bestätiget werde.

Freilich galt dieser und anderer Beifall mehr oder vorwiegend der Theorie, denn als es sich um die praktische Ausführung handelte, wurden die staatsklugen Herren doch bedenklich und insbe-

sondere war es der dritte Punkt, gegen welchen sich entschiedene Stimmen, namentlich die des Grafen Blümegen erhoben. Keiner von den Mitgliedern des Staatsrathes war überhaupt mit dem Sturm und Drang Pergens einverstanden oder glaubte mit ihm, daß sich so wichtige und weitaussehende Sachen mit einem Schlage ins Werk setzen ließen. Alle einigten sich dahin, daß Pergen in seinen Angriffen auf die Erziehung durch geistliche Orden und in seinen Lobpreisungen des norddeutschen protestantischen Schulwesens zu weit gehe. Es ist hiebei jedoch des Umstandes zu gedenken, daß es wesentlich der Jesuitenorden war, welcher damals fast allgemein in den höheren Ständen mißliebig geworden, und daß sich auch in der Pergen'schen Schulfrage der Kampf gegen die Jesuiten und die Vertheidigung derselben vielfach hinter den Schein eines Kampfes und einer Vertheidigung der geistlichen Orden überhaupt flüchtete. Graf Pergen faßte die ganze Angelegenheit freilich doctrinär-principiell auf und ging von allgemeinen Gesichtspunkten aus. Mit zähestem Eigensinne blieb er bei seinen drei Propositionen stehen und erklärte wiederholt, daß mit dem Falle einer derselben auch das Ganze fallen müsse. Von Stückwerk und Anfängen im Einzelnen wollte er nichts wissen. Die Verhandlungen schwollen zu dickleibigen Acten an und endigten endlich unter specieller Theilnahme der Kaiserin damit, das sämmtliche Acten am 26. Octbr. 1772 auf allerhöchsten Befehl reponirt wurden.

Mittlerweile ging es auch mit der früher bereits erwähnten Wiener Normalschule unter Meßmer's Direction nicht recht vorwärts. Auch hier offenbarte sich der Zeitgeist in allerlei Mißhelligkeiten und Ueberstürzungen, denen der gutmüthige, schwache Director nicht mit der entsprechenden Kraft und Umsicht begegnen konnte. Man trieb ein tolles Vielerlei ohne Plan und Ineinandergreifen, die Lehrer feindeten sich untereinander in der brutalsten Weise an und jeder wollte regieren. Als der Weltgeistliche Gruber von höherer Stelle beauftragt wurde, einen Schulplan und Tabellen nach der später zu erwähnenden Hähn'schen Methode für den Unterricht zu entwerfen so wie die bereits vorhandenen zu verbessern, brach der Unfriede in lichte Flammen aus. Gruber wurde der Irrlehren und gröblicher Mißhandlung seiner Schüler beschuldigt und darauf hingewiesen, daß er sogar der Jugend den Unterschied der Geschlechter begreiflich mache. Man mußte mit scharfen Befehlen und Verweisen einschreiten und schließlich dem Abbé Gruber die erbetene Entlassung ertheilen.

Mitten in diese Wirrnisse fiel endlich auch die Aufhebung des Jesuitenordens, welche allerdings für den kleineren Kreis der in die Verhältnisse Eingeweihten nicht unerwartet kam. Das Gefühl des Mitleids über den durch Jahrhunderte populär gewordenen

Orden war vorherrschend, wenn auch ein nicht kleiner Theil der übrigen Geistlichkeit und der kirchenfeindliche Liberalismus über die Aufhebung jubelten. Aber auch besonnene Staatsmänner und viele hochstehende durch Wissenschaft und Tugend ausgezeichnete Persönlichkeiten geistlichen und weltlichen Standes billigten das Ereigniß, insbesondere deshalb, weil sich der Orden namentlich im Erziehungs- und Unterrichtswesen überlebt haben sollte und mit unbesiegbarer Zähigkeit an alten Einrichtungen, Lehrbüchern und Methoden festhielte, überhaupt die Momente der Ueberfahrt in eine neue Zeit absichtlich versäumt habe. Dem sei nun, wie ihm wolle, das Ereigniß selbst trieb mit allen seinen Folgen wiederum auf das Schulwesen hin und nöthigte namentlich in Oesterreich die Regierung, auf dem betretenen Wege der Verbesserungen fortzugehen. Bei der durchgreifenden Umgestaltung des gelehrten Schulwesens, das nun auf allen Stufen von anderen Händen übernommen werden mußte, durfte auch die vorbereitende Grundlage der Anfangsschulen nicht außer Betracht und Zusammenhang bleiben. Man mußte der Sache um so mehr die größte Aufmerksamkeit widmen, als bereits die Zeitungen angefangen hatten, die Augen des Publikums auf die neuen Schulverbesserungspläne zu richten und die ärgerlichen Auftritte im Normalinstitute auszubeuten.

Im Drange all' dieser Umstände wandte man den Blick wiederholt auf einen Mann, dessen Name bereits in der Schulangelegenheit große Popularität errungen hatte, den Meßmer und Gruber als Autorität respectirten und dessen auch im Staatsrathe vielfach erwähnt worden. Von ihm hoffte man, daß er das Ganze überschauen, im Einzelnen ausbauen und überall mit jener Mäßigung und Erfahrung vorgehen werde, welche auch das Vorhandene und historisch Berechtigte zu schonen und für den guten Zweck weise zu benutzen verstehe. Dieser Mann war **Johann Ignaz v. Felbiger, Abt von Sagan.**

Wir haben bisher zunächst den Leser auf dem Felde orientirt, wo Felbiger zu wirken berufen war; es ist jetzt an der Zeit, ihn selbst näher kennen zu lernen.

Geboren am 6. Januar 1724 zu Breslau als Sohn des von Karl VI. geadelten kaiserlichen Postmeisters v. Felbiger, zeichnete er sich früh durch Wissensdrang und durch Streben nach gemeinnützigem Wirken aus. Aufrichtige Neigung führte ihn zum geistlichen Stande und schon 1746 fand er Aufnahme in dem Stifte der regulirten Chorherren nach der Regel des hl. Augustinus zu Sagan. Seine Mußestunden widmete er hier dem Studium der Kirchenväter und der altklassischen Literatur, versäumte dabei aber auch nicht, die besten Werke der deutschen und französischen neueren Schriftsteller zu lesen. Als im Jahre 1758 der

der Stifsabt starb, war Felbiger einer aus den Dreien, welche von den Chorherren dem Könige Preußens zur Nachfolge in der Prälatur vorgeschlagen werden mußten. —

Der in Schlesien dirigirende Minister von Schlabrendorf lenkte die Aufmerksamkeit Friedrich's II. auf die Person Felbigers, und dieser wurde noch im November desselben Jahres als Abt des Stiftes Sagan installirt. Hier hatte er nun vielfach Gelegenheit, seiner edlen Neigung zu gemeinnütziger Wirksamkeit zu genügen und sowohl für seine geistlichen Brüder, als auch für die Stiftsunterthanen zu sorgen. Jedes edle Streben, jedes dem Gemeinwohl nützliche Unternehmen fand an ihm einen Beschützer und Förderer. Mehrere seiner in diese Zeit fallenden Schriften geben Zeugniß, daß seine Sorge auch der Hebung des zeitlichen Wohlstandes und der Förderung gemeinnützigen Wissens galt. So schrieb er z. B. ein Werk über die Erkenntniß und Anwendung der verschiedenen Erdarten zur Verbesserung des Ackerbaues, und ein anderes über die Kunst, Thürme und andere Gebäude vor den Wirkungen des Blitzes zu bewahren. Als daher der schlesische Etats- und Justizminister von Carmer eine patriotisch-ökonomische Gesellschaft zu Breslau stiftete, wurde das Amt eines ersten Dirigenten in die Hände des Abtes von Sagan gelegt. Aus dieser Zeit theilt Ehrhardt in seiner Lebensskizze Felbigers*) einen characteristischen Zug der Unpartheiligkeit mit. „Meine damalige äußere Verfassung, erzählt der nachmalige Pfarrer von Beschine, darein mich der Haß und die Mißgunst einiger meiner Feinde ohne mein Verschulden versetzt hatte, war dem Abte Felbiger bekannt geworden, und kaum hatte er erfahren, daß ich einige wichtige Entdeckungen durch Sammlung schlesischer Original-Urkunden gemacht habe, so war er derjenige, der mich ermuntern ließ, mit denselben an's Licht zu treten, und zeigte sich so herablassend, daß nicht nur er selbst dem Buchhändler Korn d. ä. in Breslau den Verlag meiner Schriften empfahl, sondern auch verschiedene Geistliche und Beamte seines Stiftes auf sein Geheiß und Empfehlung sich Exemplarien davon verschaffen mußten. Da auch, wie ich sicher erfuhr, ein anderer römisch-katholischer Herr ihm Erinnerung that, daß ich auch einige Stücke, welche der katholischen Religion eben nicht favorabel wären, einfließen lassen, so gab der Herr Abt zur Antwort: Man muß den Fleiß eines würdigen und gelehrten Mannes unterstützen und Religionsverschiedenheit muß hierin keine Ausnahme machen; zubem sind diese Urkunden allerdings den Originalien gleichbedeutend, und Thatsachen können nicht geleugnet werden."

---

*) Journal von und für Deutschland, von Siegmund Frhrn. v. Bibra zu Fulda. II. Jahrg. 1785. 11. Stück S. 469—473.

Aber alle Verdienste Felbiger's traten vor dessen Streben zurück, die Religiösität, Bildung und Thätigkeit des gemeinen Volkes zu heben. Benedict Strauch, neuernannter Stadtpfarrer und Gehülfe des früheren Abtes, machte den neuen Abt auf die Mängel der Sagan'schen gemeinen Schulen aufmerksam, und schon 1761 schrieb Felbiger letztern neue Gesetze vor und suchte auch anregend und bessernd auf die Schulen der Umgegend einzuwirken. Aber er sah bald ein, daß durch äußere Vorschriften nicht viel gewirkt werde, und daß jede wesentliche Verbesserung nur von Innen heraus durch Heranbildung guter Lehrer und durch Aufstellung besserer Methoden zu erzielen sei. Hindernisse traten ihm überall entgegen. Der gemeine Mann wollte das Schulgeld sparen, wandte allerlei Ränke an, um sich dieser Abgabe zu entziehen, und in einzelnen Dörfern ging man darin so weit, daß man die jüngeren Lehrer den Offizieren anzeigte, damit sie als Rekruten eingezogen und die Schulen geschlossen würden.

Felbiger hatte viel Gutes über das damalige Schulwesen Berlins gehört und beschloß daher mit einem gleichgesinnten Schulfreunde, dem nachherigen Schulinspector Joseph Sucher dorthin zu reisen, zu sehen und zu lernen. Er besuchte die damals unter Hecker aufblühende Realschule, lernte die Einrichtung des Schullehrer-Seminars kennen und befreundete sich mit der Methode des Lehrers Hähn. Diese letztere hat in jener Zeit so viel Einfluß und Ansehen behauptet, daß wir sie und ihren Erfinder etwas näher characterisiren müssen. Johann Friedrich Hähn, geb. zu Baireuth 1710, war erst Hauslehrer des Barons von Hohenthal in Dresden, und widmete schon damals seine Sorgfalt den Schulen auf den Gütern des Prinzipales; hiernach trat er mit Hecker, dem Director der Berliner Realschule in Verbindung und wurde als Lehrer an dessen Anstalt berufen. Er starb als General-Superintendent und Konsistorial-Rath zu Aurich in Ostfriesland. Seine Methode erhielt den Namen Litteral- oder Tabellen-Methode. Er ging von dem Grundsatze aus, daß man Alles, was Kinder lernen sollen, vom Schwersten bis zum Leichtesten, vom Verwickeltsten bis zum Einfachsten in wissenschaftlicher Weise vortragen müsse, daß man ihnen daher übersichtliche Tabellen von allem entwerfen solle, was auf Erden und im Himmel und in ihren Lehrbüchern vorkomme. Man solle den Schülern diese Tabellen geben, sie abschreiben und auswendig lernen lassen, man solle sie während des Unterrichtes anschreiben und zwar zur Ersparung des Raumes und der Zeit nur mit den Anfangsbuchstaben. Von letzterem Verfahren, das bald das hervorragendste Merkmal der Methode wurde, erhielt sie auch den Namen Litteral- oder Buchstaben-Methode.

Aber wir müssen unseren Lesern diese Methode noch durch ein

wirkliches Beispiel deutlicher machen und wählen dazu den Anfang der „Hauptübersicht des Katechismus“, die später in den österreichischen Schulen für den Beginn des Religionsunterrichtes gebraucht wurde.

A. Tabelle (ohne Klammern).

In der Haupttabelle vom Katechismus kommen vor:

I. Vorerinnerungen.

II. Die erste Abtheilung enthält Wahrheiten, die jedem Menschen nöthig sind zu wissen und zu glauben.

III. Die zweite Abtheilung enthält das, was jedem Christen geboten ist zu wissen, und was man der Jugend zuerst von Wort zu Wort auswendig lernen läßt.

IV. Die dritte Abtheilung lehret ausführlicher, was jeder Christ glauben, hoffen, lieben, brauchen, meiden, üben oder thun und gewärtigen muß.

A. Glauben muß man, was Gott geoffenbaret hat, und was er uns durch seine Kirche zu glauben vorstellet.

B. Hoffen, was Gott versprochen hat, besonders die ewige Seligkeit und die Mittel, sie zu erlangen.

C. Lieben Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst.

D. Brauchen die von Gott verordneten Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit.

Diese Mittel sind:

Die heiligen Sakramente.

Das Gebet.

Das Anhören oder Lesen des göttlichen Wortes u. s. w.

Diese Tabelle wurde nun nicht mit vollen Worten an die Tafel geschrieben, sondern nur mit den Anfangsbuchstaben. Der Lehrer sagte während des Anschreibens das jedem Buchstaben folgende Wort laut vor, welches die Schüler wiederholen und sich dergestalt merken mußten, daß die fernere Einprägung nur am Faden dieser einzeln dastehenden Buchstaben vor sich ging. Als weitere Zugabe kamen später noch die sogenannten Klammern hinzu, so daß man im Stande der höchsten Ausbildung dieses didactischen Kunstgriffes drei Abstufungen unterschied: A. die Tabellenform, B. die Litteral- oder Buchstabenform, C. die Tabelle mit Klammern. Mit Anwendung der beiden letzteren gab obiges Beispiel folgendes Bild:

J. d. H. v. K. k. v.:

- I. V.
- II. D. e. A. e. W., d. j. M. n. s. z. w. u. z. g.
- III. D. z. A. e. d., w. j. C. g. i. z. w. u. w. m. d. J. z. v. W. z. W. a. l. l.
- IV. D. d. A. l. a., w. j. C. g., h., l., b., m., ü. o. t. u g. m.
  - A. G. m. m., w. G. g. h., u. w. e. u. d. s. K. z. g. v.
  - B. H., w. G. v. h., b. d. e. S. u. d. M., s. z. e.
  - C. L. G. ü. A. u. d. N. w. s. s.
  - D. B. d. v. G. v. M. z. E. d. e. S. D. M. s.:
    - D. h. S.
    - D. G.
    - D. A. o. L. d. g. W. u. s. w.

Wir glauben nicht, daß unsere Leser von dieser sogenannten Tabellen-Methode sehr erbaut sein werden, oder daß sie von uns noch eine nähere Beleuchtung derselben verlangen. Sie hat zwar viel Aufsehen erregt und großen Einfluß errungen, doch aber auch sofort viele Gegner gefunden. Interessant ist es, zu vernehmen, wie man schon 1790 an zwei Hauptorten des protestantischen Deutschlands, nämlich an der Wiege selbst (Berlin) und in Leipzig darüber urtheilte. Wir theilen dies Urtheil unsern Lesern mit, weil es Zeugniß davon gibt, wie sehr schon damals die Methoden überhaupt Gegenstand des pädagogischen Strebens waren und wie bald sich die gepriesene Hähn'sche Manier überlebte. „Unserer Meinung nach (sagt die Characteristik der Erziehungsschriftsteller Deutschlands, Leipzig 1790) gehört der tabellarische Lehrvortrag gar nicht für Lehrbücher der Schuljugend, wenn er auch noch so ordentlich und logisch die Materien eines Lehrgegenstandes behandelt. Beim Unterrichte der bürgerlichen Schuljugend ist's hauptsächlich darum zu thun, ihr nur die gemeinnützigsten Sachkenntnisse und diese recht verständlich und anschaulich vorzutragen: und dazu ist weder die tabellarische Form, noch der dabei übliche Vortrag schicklich. Denn wegen der ordentlichen stufenmäßigen Eintheilungen kann man viele Materien, die für's triviale Schulfach keineswegs gehören, nicht wohl übergehen. Die Form und der Zweck der Tabellen-Methode fordern einen kurzgefaßten, concisen Vortrag. Daher kommts nun, daß die meisten tabellarischen Lehrbücher so untabellarisch abgefaßt sind, indem manches auf eine gezwungene Art abgehandelt wird, vieles am unrechten Orte steht, die Grundsätze oft gänzlich mangeln, oft in der Folge erst vorgetragen werden. Es ist also falsch, wenn man glaubt, durch's Tabellarisiren könne die Jugend den Zusammenhang der Wahrheiten einsehen und systematisch denken lernen. Das, was der Schüler überschauen lernt, ist weiter nichts, als meist willkührliche Ordnung im Vortrage — und dieser tabellarische Vortrag, wie trocken, wie kalendermäßig, wie steif, wie langweilig ist er nicht! Soll das Tabellarisiren Uebung für den

stand sein, so muß der Schüler über sein Lehr- oder Lesebuch, nachdem ihm Alles darin erklärt worden, und er Alles darin gründlich versteht, eine Tabelle zu entwerfen gelehrt werden. Professor Meierrotto hat hiezu eine belehrende Anleitung gegeben. Aber nach der Hähn'schen Methode macht man mit der Tabelle den Anfang. Die Schüler sollen mit der Schale spielen, um den Kern kann sich bekümmern, wer da will. Wie kann Hr. Hähn die Leute überreden wollen, daß durch solche Spielereien Nutzen geschafft, daß dadurch Sinne und Einbildungskraft geschärft, das Gedächtniß geübt, der Verstand aufgeklärt, die Urtheilskraft berichtiget werden? Solch ein Gemisch von Klammern, Ziffern, Buchstaben, Kalender- und Apotheker-Zeichen muß jedem Leser, der weiß, daß in deutschen Schulen keine Linné'schen Systeme vorgetragen werden, abgeschmackt und unerträglich vorkommen. Schon die alten Rhetoriker habens eingesehen, daß die vielen Ab- und Unterabtheilungen nicht sowohl belehrend, als verwirrend sind. Es muß Schulknaben bei dieser Lehrart gewiß schwer werden, den Unterricht recht zu verstehen. Weit entfernt, die ganze Kette der Wahrheiten, die in einer solchen Trivialeinleitung stets unterbrochen wird, zu fassen, und den Zusammenhang aller Glieder zu behalten, sehen sie bloß auf's Mechanische, merken nur auf die Formeln und Zeichen der Abtheilungen, und glauben einen wissenschaftlichen Gegenstand aus dem Grunde erschöpft zu haben, wenn sie darüber eine solche elende Tabelle herzusagen wissen. Selbst die Lehrer, da sie gezwungen werden, sich nach Einem Leisten zu richten, müssen einseitig denkende Pedanten werden, denen es schwer fallen soll, in einem andern, als dem tabellarischen Zusammenhange zu denken. Wo ist ein Muster unter den Alten von einem so unnatürlichen, steifen Vortrag? Lehrer und Schüler müssen dabei gähnen! Und wie kann Jemand, außer Hähn und Hähn's Nachbetern, an solchen Wort- und Buchstabenklaubereien Geschmack finden? Wer übrigens Lust hat, diese Lehrmethode genauer kennen zu lernen, den verweisen wir auf Herrn Hähn's „Ausführliche Abhandlung der Litteral-Methode, Berlin 1777." Um Alles, was in diesen sieben Bogen der Psychologie und gesunden Pädagogik Widersprechendes gesagt wird, völlig zu widerlegen, müßte man wahrlich selbst mehr als sieben Bogen schreiben." —

So weit unser Recensent. Auch bei unsern Lesern wird es keiner sieben Bogen mehr bedürfen, um diese Methode recht zu würdigen und wir kehren daher nach dieser etwas langen, doch aber nothwendigen Abschweifung wieder zu Felbiger und dessen Wirksamkeit zurück. Er und sein Freund ergriffen das Neue, was sich ihnen in Berlin aufdrängte, darunter auch die Hähn'sche Methode, mit wahrem Feuereifer und nach der Rückkehr wurde in

Sagan sofort der Anfang mit neuen Schulverbesserungen gemacht, welche bald die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zogen. Als am 20. März 1763 eine königliche Verordnung die genauere Aufsicht über die katholischen Schulen Schlesiens anbefahl, reichte Felbiger einen allgemeinen Schulverbesserungsplan ein, welcher die wohlthätige Folge hatte, daß durch Erlaß der königl. Kammer zu Breslau vom 12. November 1764 die Gründung von Schulmeister-Seminaren angeordnet wurde, in welchen auch die Candidaten der Theologie zur besseren Ausübung ihres Berufes geschickt gemacht werden sollten. Jeder Pfarrer mußte zum Unterhalte dieser Institute ein Viertel des ersten Jahrgehaltes von seiner Pfarrei (die Seminarquarte) abgeben. Felbiger errichtete sogleich in Sagan eine Vorbeitungsanstalt für Lehrer und sah sich in seinen Bestrebungen vom Breslauer Weihbischof Moritz v. Strachwitz und vom schlesischen Minister v. Carmer so lebhaft unterstützt, daß sich sein Ansehen und der Kreis seiner Wirksamkeit täglich steigerte und erweiterte. Von Oppeln, Ratibor, Breslau und Großglogau pilgerte man bald nach Sagan, um die neuen Einrichtungen und Methoden kennen zu lernen. Zur genaueren Ueberwachung der Schulen berief der Weihbischof besondere Inspectoren aus dem Clerus, deren Zahl bald auf 25 stieg. Inmitten all' dieser Thätigkeit sah sich Felbiger veranlaßt, noch einmal nach Berlin und von da nach Magdeburg zu gehen, um nicht nur nochmals die Realschule zu besuchen, sondern auch die Schule zu Kloster Bergen kennen zu lernen. Sein Begleiter war der Geistliche, welchem man die Direction des zu errichtenden Hauptseminars in Breslau übertragen wollte. Nach seiner Rückkehr wurden die Seminare zu Leubus, Grüssau und Rauden, so wie das Hauptseminar zu Breslau (4. November 1765) eröffnet.

Im Anfange des folgenden Jahres wurde das vom Könige von Preußen am 3. November 1765 zu Potsdam unterzeichnete „General-Landschul-Reglement für die Römisch-katholischen in Städten und Dörfern des souverainen Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz" im Lande publizirt. Der Entwurf dazu stammte von Felbiger. An der Spitze stand der Grundsatz, daß fernerhin Niemand zum Schullehrer berufen werden solle, der nicht zuvor „nach der für die katholischen Schulen beliebten Lehrart unterwiesen worden sei und darin die erforderliche Geschicklichkeit erworben habe". — Diese Lehrart bestehe hauptsächlich in der Buchstabenmethode mit dem Tabellarisiren und dem Gebrauche der hiezu verfaßten Bücher und Tabellen. Zu solchem Behufe sollten als Seminarien der künftigen Schulleute folgende Schulen dienen: für Niederschlesien die Domschule ad St. Joannem, die Schulen der Cistercienser-Klöster Leubus

und Grüssau, so wie des Augustiner-Stiftes Sagan, für Oberschlesien die Schulen zu Ratibor und des Cistercienser-Klosters Rauden, für Glatz die Stadtschule von Habelschwerdt. Es folgten nun Bestimmungen über die Art und Weise, wie die Abrichtung der Candidaten in den Seminarien vorzunehmen, wie die Uebungen und Prüfungen mit ihnen anzustellen seien; Anordnungen über Errichtung und Einrichtung von Schulen, so wie über den Unterhalt der Schullehrer. Es folgen ferner Vorschriften über das Verhalten, die Beschäftigungen und Pflichten der Lehrer u. s. w.

So genoß denn Felbiger die Genugthuung, seine Unterrichtsweise auf königlichen Befehl in allen Schulen des katholischen Schlesiens eingeführt zu sehen. Unablässig war zugleich seine Feder für die Verbreitung der Methode und die Unterweisung der Lehrer thätig, ja er errichtete sogar in Sagan eine Druckerei, in welcher viele der von ihm verfaßten Lehrbücher unter seinen Augen gedruckt wurden. Durch seine unermüdete Thätigkeit und den auffallend günstigen Erfolg derselben verbreitete sich Felbiger's Ruhm bald weithin und flog, wie einer seiner Zeitgenossen und Bewunderer sagt, durch alle deutschen Lande. Von seinen Schriften erschienen fortwährend neue Auflagen und deren beispielloser Absatz machte es nothwendig, daß auch in Bamberg und Würzburg Abdrücke veranstaltet werden mußten. Man nannte die neue Methode, weil man sie doch hauptsächlich aus Sagan erhielt, die s a g a n i s c h e und vergaß es ganz, daß sie eigentlich aus Berlin und von H ä h n herstammte. Namentlich war es Oesterreich, welches seine Blicke nach Sagan richtete. Alle Patrioten, welchen die Verbesserung des Schulwesens und der Volkserziehung am Herzen lag, sahen mit Bewunderung auf Felbigers Thätigkeit und die Reformen zu Sagan; österreichische Geistliche und Lehrer kauften und studirten saganische Schulschriften mit Inbrunst, ja es reisten viele selbst zum Abte Felbiger, um durch eigenen Augenschein die Methode kennen zu lernen und in's Vaterland zu verpflanzen. Darf es Wunder nehmen, wenn man nur von der saganischen oder Felbiger'schen Methode sprach?

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Maria Theresia selbst auf den Gedanken kam, den berühmten Abt nach Wien zu berufen, um die Wirren an der dortigen Normalschule zu lösen und die schlesischen Schulverbesserungen auch in ihre österreichischen Erblande zu verpflanzen. Im Januar 1774 eröffnete die große Kaiserin dem Fürsten Kaunitz den Wunsch, den Abt von Sagan auf einige Zeit in Wien zu sehen, um ihn über die Schulangelegenheiten um Rath zu fragen. Bald darauf wurde der österreichische Gesandte zu Berlin beauftragt, dem Könige den Wunsch der Kaiserin mitzutheilen und schon am 1. Februar erhielt der Gesandte die Er-

öffnung, daß dem Abte von Sagan der Befehl zugegangen sei, sich nach Wien zu begeben und sich dort so lange aufzuhalten, als Ihre Majestät die Kaiserin es zur Erfüllung ihrer lobwürdigen Absichten für nützlich halten würde. Mancherlei Umstände verzögerten jedoch die Abreise des Prälaten, so daß dieser erst am 1. Mai 1774 in Wien eintreffen konnte. Felbiger trat anfänglich auf dem ungewohnten Boden mit großer Vorsicht auf, namentlich auch in den Angelegenheiten der Normalschule, er verwarf Gruber's Schulplan und dessen Tabellen keineswegs und ließ nur einfließen, daß man das Analysiren etwas zu weit getrieben habe, und daß es mit den Tabellen nicht allein gethan, sondern auch für Schul- und Lehrbücher zu sorgen sei. Vom Schulplane Gruber's sprach er mit Lob und meinte nur, daß ein so in's Einzelne gehender, philosophische Betrachtungen anstellender Plan sich nicht wohl zur Kundmachung als Gesetz eigne. Allein hiermit war auch genug gesagt, um Gruber's Arbeiten bei Seite zu schieben und, ungeachtet mancher Bemühungen, um dessen Einfluß aufrecht zu erhalten, erklärte doch die Kaiserin, daß der Abt von Sagan in den Normal-Schulsachen ihr ganzes Vertrauen besitze, und daß man ihn möglichst ungehindert schalten und walten lassen solle. Am 1. Sept. 1774 übertrug die Kaiserin die Einrichtung des hiesigen deutschen Schulwesens sowohl in Absicht auf die hiesige Normalschule als die weitere Verbreitung des Institutes in dem Lande gänzlich der Leitung und Direction des Abtes von Sagan.

Sofort beschäftigte sich nun Felbiger selbst mit der Abfassung tauglicher Schulbücher oder gab zu anderen den Plan her. — Gleichzeitig übernahm er die Unterweisung der Lehrer in den Schulen Wiens und seiner Vorstädte, so wie der Lehramtsbeflissenen, und rief zu Gehülfen bei diesen ausgedehnten Arbeiten den schon früher genannten Pater Joseph Sucher und den Lehrer Joseph Kautschke von Sagan herbei. Die wohlthätige Anziehungskraft, welche Felbigers Begeisterung für eine edle Sache und seine ganze Persönlichkeit ausübte, schuf ihm bald einen Kreis von Jüngern und Zuhörern, zu welchem auch ferne Länder ihr Contingent lieferten. So kam z. B. der Weltpriester Joseph Anton Gall aus Schwaben und wurde von Felbigers Streben und Vortrag so hingerissen, daß er sich nicht bloß Verlängerung seines Urlaubs, sondern später auch seine Entlassung erwirkte, um in Wien zu bleiben und Lehrer der Normalschule zu werden.

Die wichtigste und umfangreichste That Felbigers blieb aber doch die Ausarbeitung eines allgemeinen Schulplanes. Dieser erhielt unterm 6. December 1774 die Unterschrift der Kaiserin Maria Theresia und erschien unter dem Titel: Allgemeine Schul-

ordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivial-Schulen in sämmtlichen kaiserlich königlichen Erblanden.

Ehe wir dieses bedeutende Werk Felbigers näher charakterisiren, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Kaiserin, wie einst Karl der Große, selbst die schönbrunner Schloßschule besuchte, den Erfolg der neuen Methode sorgfältig an den Kindern beobachtete und sich späterhin monatlich Bericht über die Fortschritte der Schule erstatten ließ. „Noch glänzt, erzählte Felbiger später selbst, noch glänzt an meiner Hand das mir unschätzbare Merkmal ihres Beifalles, welches ich bei dieser Gelegenheit erhielt.“ —

Wir können auf die Einzelheiten der allgemeinen Schulordnung nicht eingehen und müssen uns auf Hervorhebung Desjenigen beschränken, was sie besonders auszeichnet und für ihre Zeit wichtig und einflußreich macht.

Zunächst wurde der Grundsatz zur Geltung gebracht, daß das Volk ein Anrecht auf besondere Schulen habe und daher angeordnet, daß in allen Städten, Flecken, Pfarrdörfern oder vom Pfarrorte weit entfernten Filialorten gemeine oder Trivial-Schulen zu errichten seien, worin den Kindern die Religion, deren Geschichte, die Sittenlehre, Lesen und Schreiben, die 4 Species und die einfache Regeldetri gelehrt, endlich eine Anleitung zur Rechtschaffenheit (!) und zur Wirthschaft gegeben werde.

In jedem Kreise, Viertel oder Districte soll wenigstens eine Hauptschule sich befinden*). In einer solchen ist von 3, höchstens 4 Lehrern, mit Einschluß des Directors und einem Katecheten, in drei Schulzimmern nebst einem erweiterten Religionsunterrichte und allem jenem, was in den Trivialschulen beigebracht wird, auch von jenen Lehrgegenständen, welche theils als Vorbereitung zum Studiren dienen, theils aber solchen Personen nützlich sind, die sich dem Wehr- und Nährstande, besonders aber der Landwirthschaft, den Künsten und Handwerken widmen wollen, so viel vorzutragen, als nach der Zahl und Fähigkeit der Lehrer und nach der Zeit, die sie zum Unterrichte haben, nur immer thunlich ist, die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, zum Zeichnen, zur Feldmeßkunst, die vornehmsten Grundsätze der Haushaltungskunst und Landwirthschaft, etwas aus der Erdbeschreibung und Geschichte, besonders in Absicht auf das Vaterland.

Wo es die Gelegenheit erlaubt, sind eigene Mädchenschulen zu errichten, darin die Mädchen nebst den allgemeinen Schulgegenständen täglich wenigstens durch eine Stunde in weiblichen Hand-

---

*) Es sind hier und im Folgenden meistens die eigenen Worte der Schulordnung beibehalten.

arbeiten, als Nähen, Stricken, Flachs- und Wolle-Spinnen, unterwiesen und zur Thätigkeit gewöhnt, ihnen auch die Gesetze der Wohlanständigkeit und Höflichkeit, der Reinlichkeit und Schamhaftigkeit mehr in Beispielen als in Grundsätzen beigebracht, die Mädchen mehr zur Befolgung, als zur Hersagung derselben angehalten werden.

In jeder Provinz soll eine Normalschule angelegt werden, welche von dem lateinischen Worte norma darum so heißt, weil sie die Richtschnur, das Muster aller übrigen Schulen im Lande ist. In derselben soll nicht nur ein vollständiger Unterricht in allen für die städtische Jugend nothwendigen und nützlichen Gegenständen ertheilt, sondern müssen auch die Lehrer für die anderen Schulen gebildet und in allen nöthigen Dingen wohl unterwiesen, oder wenigstens die anderwärts gebildeten genau geprüft werden, wenn sie irgendwo in der Provinz wollen Anstellung finden. — Eine Anleitung zur lateinischen Sprache, so wie solche denen kann nöthig sein, welche in die lateinische Schule übergehen oder Apotheker und Wundärzte u. dgl. werden, gehört ebenfalls in den Kreis dieser Normalschulen.

Der Religionsunterricht blieb in allen Schulen den Geistlichen überlassen. An den Haupt- und Normalschulen sollten dafür eigene geistliche Lehrer oder Katecheten angestellt werden, welche den gesammten Religionsunterricht zu besorgen und ihm täglich wenigstens eine Stunde zu widmen haben würden. Bei den Trivialschulen lag es den Pfarrern oder Vicarien ob, wöchentlich zweimal oder wenigstens einmal zu katechisiren. In den übrigen Gegenständen kann sowohl von geistlichen als weltlichen Lehrern unterwiesen werden, wenn die einen und die anderen die gehörige Kenntniß durch eine deshalb angestellte Prüfung bewiesen haben.

Den Schulmeistern auf dem Lande ist es nicht verwehrt, neben ihrem Schuldienste auch einen anderen ehrlichen Erwerb zu haben, in so weit ein solcher ihrer Hauptpflicht keinen Abbruch thut oder darunter nicht ihr Ansehen leidet. Es ist beispielsweise gar wohl zu gestatten, daß der Schulmeister einen Binder, Schreiner, Schuster, Schneider, Leinweber 2c., so zu Hause zu verrichten ist, abgebe, nur muß er einen besonderen Ort haben, darf die Schulstube dazu nicht mißbrauchen und nicht während der Schulzeit arbeiten.

Mit dem sechsten Lebensjahre tritt die Schulpflichtigkeit für alle Kinder ohne Ausnahme ein und dauert selbe in den deutschen Schulen 6 bis 7 Jahre. Der Schulunterricht dauert täglich fünf Stunden, mit Ausnahme der Mittwoche und Samstage, wo Nachmittags Recreation ist. Täglich haben alle Kinder, etwa die kleinsten ausgenommen, der heil. Messe unter Aufsicht und Theilnahme des Lehrers beizuwohnen. Größere Kinder, etwa vom 9. Jahre ab, sind im Sommer und auf dem Lande vom Schulbesuch zu dispensiren.

Damit in allen Schulen die Einförmigkeit der Lehrart beobachtet werde, sind in dieser Absicht von sämmtlichen Lehrgegenständen zum Gebrauche der Schulen eigene Bücher und Tabellen verfaßt worden. Diese Bücher müssen von allen Schulleuten nach den Umständen jeder Schule angeschafft, der Inhalt genau befolgt und die Jugend aus keinem anderen, als dem vorgeschriebenen, unterwiesen werden; doch können sich geschicktere Lehrer auch anderer Bücher ähnlichen Inhaltes bedienen, um aus solchen ihre eigenen Kenntnisse zu erweitern. Bei dem Unterrichte muß nicht bloß auf das Gedächtniß gesehen, noch die Jugend mit dem Auswendiglernen über die Nothwendigkeit geplagt, sondern der Verstand derselben aufgeklärt, ihr Alles faßlich gemacht und die Anleitung gegeben werden, sich über das Erlernte richtig und vollständig auszudrücken.

Ehe wir aus Felbigers allgemeiner Schulordnung das Wichtigste über die Methode des Unterrichtes folgen lassen, glauben wir unsere Leser noch darauf hinweisen zu müssen, daß schon ein bedeutender Fortschritt in dem zu erkennen ist, was wir bereits aus dieser Schulordnung angeführt haben. Die allgemeine Schulpflichtigkeit, die Einrichtung von Haupt- und Normalschulen, die strenge Verpflichtung der Geistlichen zum Katechisiren und zur Ertheilung des Religionsunterrichtes, endlich die Hinweisung auf die Bildung des Verstandes gegenüber dem Gedächtnisse, sind als kräftige Keime zu fernerer Entwickelung anzusehen. Es ist Felbiger der Vorwurf gemacht worden, er habe einseitig und mit zu großer Engherzigkeit nur der Hähn'schen Methode angehangen und nur diese verbreitet. Seine nachher näher zu characterisirenden zahlreichen Schriften, endlich auch die folgenden Auszüge aus seiner Schulordnung beweisen das Gegentheil und zeigen uns, daß von ihm eine allseitige und allgemeine Befruchtung der Geister ausging.

Gehen wir wieder zur Schulordnung über, so setzt Felbiger das Wesen der neuen Lehrart besonders in folgende fünf Stücke:

1) In den Zusammenunterricht und das Zusammenlernen;
2) in das Zusammenlesen;
3) in's Tabellarisiren;
4) in die Buchstabenmethode, und
5) in's Katechisiren.

Was den ersten Punkt anlangt, so betrifft er eine Unterrichtsweise, welche schon in die Schulen der Schulbrüder eingeführt, aber in Deutschland noch nicht zur allgemeinen Geltung gekommen war. Wir werden diesen Fortschritt durch den Gegensatz würdigen lernen. Hören wir, wie der im Jahre 1859 im 83. Lebensjahre zu Welver bei Soest verstorbene Lehrer Honcamp diesen Gegensatz schildert. „Auf welche Weise ich die Buchstaben gelernt habe, erzählt er in seiner Biographie, weiß ich nicht mehr. Das in allen

Schulen sie zu lehren übliche Verfahren war folgendes. Der Lehrer saß an seinem Tische, die Kinder traten eins nach dem andern vor ihn und sprachen rasch und monoton und ohne zu wissen, was die Worte für eine Bedeutung hatten: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, Amen, und sagten ihre Lexe (Lectionen) auf. Der Lehrer faßte den Zeigefinger des Kindes, hielt denselben unter das große A des ABC-Buches und sprach: a. Das Kind wiederholte: a; dann kam gleich das große B an die Reihe und so fort bis x und z. Das wurde täglich und so lange fortgesetzt, bis das Kind endlich alle Buchstaben nach der Reihenfolge des Alphabetes auswendig hersagen konnte." Es geht hieraus hervor, daß in den älteren Schulen sich die Lehrer mit jedem einzelnen Kinde beschäftigten, und daß daher auf jedes Kind um so weniger Zeit verwendet werden konnte, je zahlreicher die Schule war. Von einem fröhlichen, wetteifernden Zusammenleben und Wirken der Schüler konnte daher keine Rede sein. Darum sagt denn auch die allgemeine Schulordnung: Unter dem Zusammenunterrichten versteht man nichts anderes, als daß die Schüler nicht einzeln, wie es vorher gewöhnlich war, sondern alle zusammen auf einmal und zu gleicher Zeit vorgenommen werden. Dadurch wird der Vortheil erzielt, daß jedem Schüler die ganze Schulzeit nützlich gemacht wird, welche sonst stückweise unter viele mußte vertheilt werden, und wobei auf den einzelnen Schüler von der ganzen Stunde kaum ein paar Minuten kamen.

Was den zweiten Punkt, das Zusammenlesen anlangt, so sagt die allgemeine Schulordnung darüber Folgendes:

Erst wenn die Schüler schon einige Fertigkeit im Lesen erlangt und nicht mehr nöthig haben, alle Aufmerksamkeit anzuwenden, um für jedes Wort sich auf den gehörigen Laut zu besinnen, kann mit dem Zusammenlesen derart begonnen werden, daß die Schüler anfänglich kurze, bei größerer Geübtheit längere Sätze öfters sowohl alle zusammen, als auch bankweise und einzeln lesen, bankweise und einzeln vorzüglich dann, wenn die meisten Schüler gut zu lesen noch nicht vermögen. Das Zusammenlesen geschieht aus den vorgeschriebenen Lesebüchern, welche für alle Schüler gleich sind, und werden dadurch nicht nur alle Schüler einer Klasse zugleich beschäftiget, und der allen jungen Leuten ganz eigenen Zerstreuung am besten entzogen, sondern ihnen auch zu eben der Zeit, da sie der Lehrer bloß im Lesen zu üben scheint, eine Menge nützlicher Kenntnisse auf die leichteste Art beigebracht, ihre Seelenkräfte thätig gemacht und geübt. Das öftere Wiederholen, oder vielmehr das Wiederlesen der nämlichen Stücke, bringt ihnen das Gelesene in's Gedächtniß und macht ihnen die Mühe des beschwerlichen Auswendiglernens nach der gemeinen Art entbehrlich. Die Fragen des

Lehrers über das Gelesene machen es ihnen zur Nothwendigkeit, beim Lesen auf den Inhalt aufmerksam zu sein, und diese Aufmerksamkeit auf die Sachen ist eine weit vortheilhaftere Uebung für das Gedächtniß, als jene, wo man nur die Worte und deren Folge zu merken sich bemühet. Da ihnen erlaubt wird, zuerst die Fragen des Lehrers aus dem Lesebuche zu beantworten, so müssen sie anfangen, den Verstand zu brauchen, sie müssen nämlich urtheilen und wählen, was zur Beantwortung der Frage gehört. Wie nun die Worte des Buches nicht immer alle passen, um die Antwort recht auszudrücken, so müssen sie sich solcher Worte bedienen, die eben nicht, oder doch nicht so, wie es die Antwort fordert, im Buche stehen. Dadurch machen sie den ersten Schritt, um sich zu gewöhnen, von dem, was sie lernen, mit eigenen Worten zu reden: sie üben sich darin noch mehr, wenn sie endlich ohne Buch aus dem Gedächtniß die veränderten Fragen des Lehrers über das Gelesene beantworten.

Die Buchstabenmethode besteht darin, daß man Wörter und Sätze, die man auswendig lernen lassen will, nur mit ihren Anfangsbuchstaben aufschreibt. Der Lehrer spricht das Wort zu eben der Zeit aus, da er dessen Anfangsbuchstaben mit Kreide hinschreibt, wobei die Regeln der Rechtschreibung im Gebrauche der großen und kleinen Buchstaben und der Unterscheidungszeichen genau zu beobachten sind. Der Lehrer wiederholt erst selbst das Angeschriebene und läßt es hernach die Schüler wiederholen; beim Aussprechen eines jeden Wortes weiset der Lehrer mit dem Finger oder Stöckchen auf den angeschriebenen Anfangsbuchstaben desselben.

Ueber die Tabellen und die tabellarische Methode ist schon das Nähere gesagt worden, weshalb hier übergangen werden kann, was die allgemeine Schulordnung darüber sagt. Hören wir nur noch, was sich Felbiger selbst davon verspricht.

„Durch das Tabellarisiren, sagt er, werden mehrere Sinne und Kräfte der Schüler geübt. Vor ihren Augen ist das ganze Gewebe von Haupt- und Unterabtheilungen verfertiget worden. Die Ohren werden sowohl durch das Vorsagen des Lehrers, als durch die gemeinschaftliche Wiederholung der Schüler beschäftiget. Auf die Einbildungskraft wirkt diese Lehrart sehr lebhaft, weil so viele Linien und Buchstaben als Zeichen der Sachen und Ordnung vorkommen. Dem Gedächtnisse kommen die sinnlichen Merkmale sehr zu Hülfe. Der Verstand endlich wird aufgeklärt und die Beurtheilungskraft geschärft, weil durch die Verbindung der verschiedenen Theile, die in einem Hauptpunkte zusammentreffen, die Folge des Nachstehenden aus dem Vorhergehenden sehr deutlich vor die Augen gelegt und die Richtigkeit der Ordnung und des Zusammenhanges, in welche verschiedene Dinge zu einander gestellt werden, einer

Prüfung unterzogen wird*). Ueber das Katechisiren spricht sich die Schulordnung weitläufig aus. Wir können nur Einzelnes daraus mittheilen. Katechisiren heißt dem Abte Felbiger nichts anderes, als Fragen und von dem Befragten solche Antworten herausbringen, wodurch zu erkennen ist, was der Befragte über die Sache, weshalb die Frage gestellt worden, für Begriffe hat. Wird das Katechisiren in rechter Weise geübt, so werden die Schüler die Wahrheiten nicht bloß in das Gedächtniß, sondern auch in den Verstand bringen; sie werden dadurch auch zur Munterkeit, Aufmerksamkeit beim Lesen und Zuhören, zum Nachdenken und Urtheilen und dahin gebracht, daß sie sich richtig ausdrücken können. Es muß daher der Katechet, heißt es ferner, beim Religionsunterrichte, wo es nöthig ist, a) erklären, d. h. Worte und Sachen verständlich machen, davon zu vermuthen ist, daß Schüler etwa gar keinen oder einen unrichtigen Begriff haben, b) erläutern, d. h. Worte, welche unverständlich oder unbekannt sein möchten, durch bekanntere verständlich, Sachen durch Beispiele und Gleichnisse noch begreiflicher machen, c) zergliedern, d. h. weitläufige Sätze und Perioden in kleinere auflösen, d) erweisen aus der heil. Schrift, aus den Zeugnissen der heil. Väter, aus der Vernunft, e) die Bewegung des Willens endlich ist die Hauptsache des Katecheten; sie besteht darin, daß er die Religion von der gefälligen oder von jener Seite vorstelle, da sie sich als die Beförderin unserer Glückseligkeit, unserer Beruhigung und auch übereinstimmend mit dem zeiget, was ein aufgeklärter Verstand von unseren Pflichten von selbst zu erkennen vermag.

In einem folgenden Hauptabschnitte von der Schulzucht wird die Humanität nachdrücklich empfohlen. So heißt es unter anderem: Zu verbannen sind alle Beschimpfungen, alle ehrenrührerische und mit Fleiß ausgedachte Beschämungen; dergleichen sind die Eselsohren und Strohkränze. Ist es dem Schüler nicht Schande genug, daß er auf der letzten Bank sitzt? Oder machet er sich hieraus nicht viel, so wird er wohl auch noch den Strohkranz gleichgiltig ertragen: und was hernach? Man muß bei Erfindung solcher Dinge seinen Witz nicht verderben. —

In einem weiteren, von den Erfolgen und der Weiterführung des Unterrichtes handelnden Abschnitte werden öffentliche Prüfungen angeordnet, und es wird zugleich bestimmt, daß da, wo es die Fonds und Stiftungen erlauben, auch Prämien ausgetheilt werden sollen. Die Abgehenden sollen schriftliche Zeugnisse über Fleiß und

*) Man muß gestehen, daß in diesen Behauptungen auch Wahres liegt, und daß man eine mißliche Sache kaum kürzer und bündiger vertheidigen kann. Nur möchten sich diese Vortheile mehr beim Unterrichte der reiferen Jugend erwarten lassen.

sittliche Führung erhalten. Den Lehrern auf dem Lande und in Städten wird anempfohlen, mit der bereits der Schule entlassenen Jugend Wiederholungsstunden unter Aufsicht des Pfarrers oder seines Vicares zu halten. — Neben der allgemeinen Schulordnung wurde um's Jahr 1773 noch ein weiterer Schritt zur Hebung des Schulwesens gethan. Wie nicht anders zu erwarten und auch von Felbiger gleich anfangs in Aussicht gestellt war, knüpfte sich an die Schulverbesserungen eine zahlreiche Literatur. Katechismen, Lesebücher aller Abstufungen, Rechenbücher 2c. mußten ausgearbeitet und eingeführt werden. Zu diesem Zwecke wurde mit der Normalschule in Wien ein privilegirter Verlag deutscher Schulschriften verbunden. Der Zweck, den man hiebei im Auge hatte, war ursprünglich neben der Herausgabe guter Unterrichtsmittel noch der, den Schulfonds eine neue Einnahmsquelle zuzuführen und außerdem billige Preise der Schriften zu erzielen. Mit Felbigers Einflusse trat die Absicht des Gewinnes mehr und mehr in den Hintergrund und der Zweck, die Schulschriften so wohlfeil als irgend thunlich herzustellen, trat entschieden hervor. Sehr groß ist die Anzahl von Schulschriften, welche Felbiger selbst verfaßte, und man muß über die Thätigkeit des Mannes um so mehr erstaunen, wenn man bedenkt, wie viele Zeit ihm durch zahlreiche Besuche aus den fernsten Gegenden und durch seine unmittelbare praktische Thätigkeit genommen wurde. Von eigentlichen Schulschriften erschienen schon in der Periode von Felbigers Wirksamkeit in Sagan ein römisch-katholischer Katechismus, — eine Kunst, schön, richtig und vernünftig zu schreiben, — christliche Grundsätze und Lebensregeln zum Unterrichte der Jugend, — ein Buchstabir- und Lesebüchlein, — ein Kern der biblischen Geschichte u. a. m.

Von den theils für die Lehrer, theils für Schulfreunde und das größere Publikum bestimmten Schriften sind zu erwähnen: Ausführliche Nachricht von der erst zu Sagan, dann aber in ganz Schlesien und der Grafschaft Glatz unternommenen Verbesserung der katholischen Schulen (1768). — Kleine Schulschriften (1769). — Die wahre saganische Lehrart in den niederen Schulen (1774).

Die ausführlichste und berühmteste von Felbigers Schriften der letzteren Art waren die „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute", um nach dem in Schlesien für die Römisch-katholischen bekannt gemachten königlichen General-Landschulreglement in den Trivialschulen der Städte und auf dem Lande der Jugend nützlichen Unterricht zu geben. Nebst einer Vorrede von den Absichten und einer ausführlichen Tabelle von dem Inhalte dieses Buches, sammt 2 Kupfern. Cum privilegio. Sagan, im Verlage der katholischen Trivialschule. Gedruckt bei

Joh. Christoph Lauhen 1768 (8. 568 Seiten). Dieses Buch, die erste katholische Schulkunde, hat mehrere Auflagen erlebt, z. B. Bamberg und Würzburg in der Göbhardtischen Buchhandlung 1772. Das Titelkupfer zeigt des Verfassers Brustbild.

Die Thätigkeit und der Eifer Felbigers zündeten weit und breit. Unter seinen Anhängern, Freunden und Nachfolgern verdient vor allen der Pfarrer von Kaplitz in Böhmen, Ferdinand Kindermann, genannt zu werden. „Da ich die Reihe der Pflichten überdachte, die mir oblägen — lauten seine eigenen Worte, so fiel mir unter den Grundlinien, die ich zu dem Plane meiner Seelsorge zog, jene von der Erziehung der Jugend und von der Verbesserung der Schulen vorzüglich in die Augen.“ — Von Sagan zurückgekehrt, wo er sich näher unterrichtet hatte, begann er mit Eifer und Liebe, ein ganzer Schulmann, seine Arbeit. „Der erste Tag, den ich der Seelsorge widmete, war auch der erste, den ich auf die Schule verwendete.“ Kindermann fing damit an, sich den Schulmeister und ein paar Kinder auf sein Zimmer zu nehmen, jenen im Lehren, diese im Lernen zu unterweisen. „Ich führte, erzählt er, eine neue Lehrart ein, ohne es merken zu lassen, und kam dadurch vielen Hindernissen zuvor, die sich bei Neuerungen dieser Art, wenn man sie aufdringen will, um so häufiger hervorthun.“ Die Sache ging gut von Statten; bald waren die Lust des Lehrers, der Eifer der Kinder, die Aufmerksamkeit der Eltern gewonnen. Binnen 3 oder 4 Wochen hatten Kindermann's Zöglinge den ganzen Katechismus erlernt, mit dem man sonst in vielen Jahren nicht auf's Reine kommen konnte. „Die Kinder wachten aus dem Schlummer auf; viele kamen aus Neugierde, das Schauspiel der gleichsam zaubernden neuen Lehre zu sehen, und viele blieben, um sich gleichfalls unterrichten zu lassen.“ Kindermann setzte vorzüglich zwei Hebel in Bewegung, um der Schulverbesserung schneller Eingang zu verschaffen, nämlich eine schöne Handschrift, die auch den gemeinen Mann besticht, und den Gesangunterricht. „Der Musik, sagt er, sind Eltern immer geneigt; ihre Kinder lassen sich zu ihrem Vergnügen in der Kirche hören und viele werden dadurch in fromme Stiftungen oder Seminarien aufgenommen.“ Kindermann erzog sich in seinem Kaplan Simon Kudler einen tüchtigen Gehülfen, und beide wirkten durch Wort und Beispiel so außerordentlich, daß Kaplitz gleichfalls ein Mittelpunkt wurde, von dem aus sich die neuen Schuleinrichtungen durch ganz Böhmen verbreiteten. „Gedenke nicht, mein Freund — schrieb Kindermann einem seiner Jünger —, daß der Eifer zum Besten der Erziehung allein den Schulmann ausmache, noch weniger, daß es geringe Mühe erfordere, und daß es keine Kunst sei, auf dem Dorfe Schule zu halten. Je roher das Holz, woraus ihr das Bild hauen sollt, je mühsamer

und künstlicher ist es, den Zweck zu erreichen. — Hütet euch, eifrige Schulfreunde, das Alte in einem gebieterischen Tone und mit Verachtung zu verwerfen. Es ist nichts Neues so gut, das nicht eine verhaßte Seite, und nichts Altes so übel, das nichts Gutes hätte." Man erkennt aus solchen Worten den ebenso warm begeisterten, als umsichtigen Schulreformator.

Kindermanns Thätigkeit fand glänzende Anerkennung. Er wurde zum Dechant ernannt, später Oberschulaufseher des deutschen Schulwesens in Böhmen, und im Jahre 1777 verlieh ihm Maria Theresia nicht bloß eine Abtei, sondern erhob ihn auch in den Ritterstand mit dem bezeichnenden Prädicate: von Schulstein. Die Kaiserin ermunterte und belohnte jede hervorragende Thätigkeit für die Verbesserung der Schulen und feuerte dadurch den Eifer für die gute Sache mehr und mehr an. Groß ist die Anzahl der Gnadenbeweise, mit welchen damals ausgezeichnete Schulmänner beglückt wurden. Ein solcher wurde unter anderen auch einem Lehrerveteran auf der Cameralherrschaft Preßnitz zu theil und rührend ist es, zu vernehmen, welchen Eindruck diese Auszeichnung auf den würdigen Schulmann machte. Wir theilen diesen Vorfall so mit, wie ihn Freiherr von Helfert erzählt. Franz Leopold Salzer, ein Greis von 84 Jahren, hatte durch 62 Jahre das Schulamt in Reischdorf versehen, und es lebte kein Insasse mehr im Orte, der nicht seinen Unterricht genossen hätte, als am 14. April 1779 der Oberschulaufseher Kindermann im Dorfe eintraf, eine feierliche Versammlung veranstaltete und nach einer warmen Ansprache dem ehrwürdigen Lehrer ein Zeichen kaiserlicher Huld umhängen wollte. Dieser aber fiel auf seine Kniee und weigerte sich, die Auszeichnung anzunehmen, indem er unter Thränen stammelte, es sei unglaublich, daß die erhabene Majestät auf einen so niedrigen Menschen wie er herabsähe. Als er endlich durch eindringliche Zusprache zur Annahme gebracht wurde, und Kindermann ihn freundlich ermahnte, daß er sich nun mit Belassung seines Gehaltes zur wohlverdienten Ruhe setzen möge, bat er inständigst, ihm doch wenigstens den Religionsunterricht zu belassen, dem er bis zu seinem nicht mehr fernen Tode getreulich obliegen wolle.

Kindermann war es auch, der die Verbindung des Industrie-Unterrichtes mit den Trivialschulen anstrebte und dies an zehn Jahre früher in's Werk setzte, als die Angelegenheit im protestantischen Deutschland zur Sprache kam, und ehe Professor Sextroh in Göttingen (1785) mit dem bekannten Pädagogen J. H. Campe in Hamburg um die Ehre der Erfindung stritt. Der Einwurf, welchen man gegen die Normalschulen und die Schulverbesserungen überhaupt erhob, daß die Bauernkinder zu Gelehrten gemacht und die Lust zu ländlichen Beschäftigungen oder zum Handwerk verlieren

würden, brachte wahrscheinlich Kindermann zuerst auf den Gedanken, mit den Volksschulen Arbeitsklassen zu verbinden. Großartige Einrichtungen für solche Zwecke billigte er nicht. Kindermanns erster Grundsatz war, von vornherein auf ein System, auf Vollständigkeit und Vollkommenheit zu verzichten, man müsse da anfangen, wo sich gerade Anlaß biete und die Sache so anfassen, wie Neigung, Gelegenheit und Mittel sich darbieten. Sodann hatte er die Ansicht, daß man allen Zwang vermeiden müsse, vielmehr das Interesse der Betheiligten selbst zu erwecken und zu reizen, die Industrie von der Seite darzustellen habe, von welcher sie als nothwendiges Mittel für die Existenz jedes Einzelnen erkannt wird. Will man thätige Menschen haben, so muß man bewirken, daß es sie interessire, thätig zu sein; man muß den Leuten anschaulich machen, daß davon ihr besseres Auskommen und die Wohlfahrt ihrer Familie abhänge. Daher folgte denn der dritte Grundsatz, nämlich das unmittelbar nahe Liegende und Praktische zu ergreifen und dabei den Schulverhältnissen volle Rechnung zu tragen. Die Arbeiten können keine andern sein, als solche, die mit dem Stande und künftigen Berufe der Schüler in Uebereinstimmung stehen, die in das Rad seiner künftigen Beschäftigung eingreifen; sie dürfen zugleich den Schulmann nicht von seinem Lehramte abhalten, die Werkzeuge und Rohstoffe dürfen keinen großen Aufwand erfordern; die Arbeiten müssen endlich solche sein, die Jedermann nützlich und leicht betreiben kann. Der Herr v. Schulstein hatte bei diesen Bestrebungen auch die pädagogische Seite im Auge. Die Bildung, sagt er, geschieht nicht sowohl durch die mannigfaltige als durch die vortheilhafte und frühzeitige Uebung unserer Kräfte. Durch öftere Uebung an einem einzigen Gegenstande erwirbt man sich die Leichtigkeit, denselben in kürzester Zeit zu vermehren, zu verschönern, zu verfeinern. Nicht derjenige, der Mannigfaltiges und Vieles versucht hat, sondern der sich in einer Sache öfters geübt, seine Kräfte damit gestärkt, geschärft und vervollkommnet hat, liefert Meisterstücke.

Die Verbindung der Industrie mit den Volksschulen erfreute sich bald eines außerordentlichen Beifalls und fand die rascheste Verbreitung nicht nur in Böhmen und den übrigen österreichischen Ländern, sondern auch in ganz Deutschland, namentlich in den katholischen Staaten. Die größte Ausbildung und Entfaltung des Kindermann'schen Systems fällt in Oesterreich zwar wesentlich in die josephinische Periode, aber die Idee und Begründung gehört der Zeit von Maria Theresias Regierung. Unter den katholischen Ländern, in welchen die Industrieschulen Aufnahme fanden, zeichnete sich besonders das Hochstift Würzburg aus, und ein deshalb erlassenes

fürstliches Decret vom 26. Mai 1789 fachte den Eifer dafür auf allen Seiten an.

Mitten in diesem regen Leben stand Felbiger als die Sonne da, von welcher überall Licht und Wärme ausging, und an welcher so viele andere Freunde des Schulwesens und der Volkserziehung ihre Fackel anzündeten. Seine Liebe zur Sache, seine Umsicht und Erfahrung, seine rastlose Thätigkeit machten ihn der Kaiserin immer werther. Monatlich wenigstens einmal mußte er der Monarchin mündlich Bericht über den Zustand und Fortschritt der Schulen erstatten, und außerdem hatte er Erlaubniß, dies so oft zu thun, als es die Verhältnisse zu fordern schienen. Er sagt selbst, daß er mehrmals Verweise erhalten, wenn Sie glaubte, daß er zu selten erschiene.

Es konnte nicht anders sein, ein solcher Einfluß mußte vielfach Neid erregen und Felbigern um so mehr Feinde werben, als er nicht der Mann war, sein Licht mit großer Bescheidenheit unter den Scheffel zu stellen. Selbst im Staatsrathe saßen heimliche Gegner, welche ihm unter anderem auch den Vorwurf machten, daß er seiner eigenen Methode untreu werde, indem er sich mehr und mehr von den früher so gepriesenen tabellarischen Uebersichten entferne. Allein die Kaiserin ließ sich in ihrer Achtung vor Felbigers Persönlichkeit und Einsicht nicht irren, selbst dann nicht, als ernstere Conflicte eintraten, die zunächst dadurch entstanden, daß die Schulkommission an dem unmittelbaren Verkehr des Abtes mit der Kaiserin Anstoß nahm und sich deshalb um so mehr zurückgesetzt fühlte, als sich Felbiger alles Verdienst allein zuzuschreiben schien. Doch mögen solche Verhältnisse in der Kaiserin den Wunsch mehr und mehr genährt haben, den Mann endlich ganz für ihre Staaten und die gute Sache zu gewinnen, der bisher immer nur von Friedrich II. geliehen und, wie es scheint, auch bereits einigemal zurückverlangt war. Es begann deshalb ein Notenwechsel mit dem preußischen Kabinette, welcher damit endete, daß um Weihnachten 1777 der König den Abt aus seinem Unterthanenverbande entließ, und daß nunmehr ihn die Kaiserin mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Gulden ganz übernahm und zum Propste in Pressburg ernannte.

Im Allgemeinen läßt sich nicht verkennen, daß man in den oberen Regionen der Staatsregierung, ungeachtet einzelner Spannungen, doch in der Hauptsache vollständig einig war, und daß alle einflußreicheren Stellen und Personen der Wunsch beseelte, im Sinne der großen Kaiserin das Werk der Volksbildung zu fördern, oder, wie sich ein poetischer Kopf damaliger Zeit ausdrückte, „die Dachläden auszuheben, welche verhindern, daß kein Tag in den Geist der Nation fällt." Dagegen fehlte es in den unteren Regionen,

im Volke, im niederen Clerus und einzelnen religiösen Orden nicht an den heftigsten Gegnern und Anfeindungen. Die Freunde des aufgehobenen Jesuitenordens zögerten nicht, das Gute der neuen Schuleinrichtungen, wo es nicht weggeleugnet werden konnte, nur als einen Abklatsch der untergegangenen besseren Einrichtungen hinzustellen. Was die Feinde des Neuen ermuthigte und ihren Bestrebungen Anklang verschaffte, war der Umstand, daß die Schulverbesserungen auch die Beisteuer der Corporationen und Gemeinden beanspruchten, und daß sie der Ansicht entgegentraten, die Schulzeit sei lang genug, wenn sie mit dem neunten oder zehnten Lebensjahre beginne. Felbiger hatte daher manche Kämpfe zu bestehen und beklagte sich namentlich auch darüber, daß viele Geistliche noch die Meinung hegten, daß die Schule sie nichts angehe, und daß die Sorgfalt, welche man jetzt von ihnen fordere, eine ungebührliche Zumuthung sei.

Andererseits schadeten auch die Freunde der neuen Schuleinrichtung dieser nicht selten durch die übertriebensten Lobeserhebungen und einen überschwenglichen Enthusiasmus. „Was soll man ihnen sagen, ruft ein Bewunderer des neuen Schulsystems, jenen Neidern der neuen Lehrart, jenen Anhängern des alten Schlendrians, jenen Eiferern, welche die höchsten Wohlthäter unserer katholischen Jugend zum Abgrunde und zur Hölle verdammen, welche die trefflichsten Anstalten auf Schleichwegen angreifen und mit ihrem Jammerton selbst um den Thron Theresiens herumspuken, wenn sie dem Säuglinge in der Wiege das Glück nicht gönnen, unter Theresien geboren zu sein und seinem unschuldigen Lächeln die Morgenröthe beneiden, die ihn in den Armen seiner Mutter bestrahlt, welche denken oder je nach den Umständen es laut sagen: daß sie doch Einen Nacken hätten! Sollte man ihnen etwa sagen: Seht ihr Leute, eurer ist zwar ein ansehnlicher Theil dumm, schwindelicht, eingenommen, eigennützig, ehrgeizig, schwachköpfig; aber dessenungeachtet halte ich euch doch für klug, weise und patriotisch genug, daß ihr es vor mir gemerkt habt, wie schön und unvergleichlich die trefflichen Anstalten sind, mit denen unsere preiswürdigste Theresia zwar nicht mehr euch, aber doch eure Kinder und Nachkommen beglücken, aufklären, nicht nur zu wahren Gelehrten, sondern, welches noch weit mehr, zu nützlichen Bürgern machen will."

In den Augen solcher Enthusiasten mußte namentlich die so häufig besuchte Wiener Normalschule zu einem Schaustücke, ja zu einer Art Theater werden. Es erschien ein eigenes Büchlein, welches genau vorzeichnete, wie Fremde, namentlich Personen höheren Ranges zu empfangen, welche Unterrichtsgegenstände und Uebungen ihnen vorgeführt und wie viel Zeit etwa auf jede Lection und Klasse verwendet werden solle. Die öffentlichen Prüfungen in einzelnen

Schulen wurden zu förmlichen Komödien, in welchen einzelne Schüler und Schülerinnen in Wechselgesprächen auftraten, um die neue Methode zu vertheidigen und ihre Fortschritte zu preisen. Den Schluß solcher Prüfungen bildeten Loblieder auf die Kaiserin und die hohen Gönner der Schule. Eins dieser Examina aus dem Jahre 1776 endete beispielsweise mit folgender Danksagung:

Die Prüfung macht es uns zur Pflicht,
Und unser Fleiß versäumet nicht,
Stets Wahn und Irrthum zu bestreiten,
Den Neid und Vorurtheil verbreiten.

So wie im Lenz der Blumenflor,
Hebt unsere Lehrart sich empor.
Man sieht sie schon in diesen Tagen
In vielen Ländern Früchte tragen.

Zwar naget Mißgunst noch an ihr,
Doch sehet solche Proben hier,
Die wohl geschickt sind, zu beschämen,
Wenn Tadler nur zur Prüfung kämen.

Dank Dir, Monarchin! nicht nur heut,
Stets bleibt Dir unser Dank geweiht.
Daß wir leicht, mehr und gründlich lernen,
Schaffst Du den Nahen und den Fernen.

Dank Euch, ihr Gönner, für Geduld!
Schenkt armen Schülern eure Huld,
Seid von dem Fleiß und Fortgang Zeugen,
Tragt bei, daß unsere Feinde schweigen.

Zu solchen Auswüchsen trat ein anderer Umstand, der nicht ohne nachtheilige Folgen blieb. Die neue Methode beanspruchte namentlich in Hinsicht auf den tabellarischen Theil unbedingte Dictatur und Alleinherrschaft, und wenn sie beim ersten Auftreten das Nachdenken angeregt hatte, so lag für spätere Zeit die Gefahr nahe, daß sich die Lehrer wieder in den Schlendrian und Mechanismus verloren, aus welchem man sie hatte herausreißen wollen. Es lag diese Gefahr um so näher, als die neue Methode mehrfach auf äußerlichen Kunstgriffen und genau vorgeschriebenen Hülfsmitteln beruhete. Der geistreiche Lehrer wußte wohl den Zwang mit der eigenen Einsicht zu versöhnen. Er benutzte die Tabellen mehr zur Wiederholung und als ordnenden Schlußstein des Ganzen, die Buchstabenmethode nur zur Einübung besonders schwieriger Sätze und Wahrheiten; aber eine große Anzahl der Lehrer verstand dies nicht und versank in einen Mechanismus, der um so gefährlicher war, weil er durch die allgemeine Schulordnung eine gewisse Berechtigung erhalten hatte.

Aber ungeachtet solcher Einseitigkeiten und Abwege bleibt das Verdienst Felbigers und der allgemeinen Schulordnung ein sehr bedeutendes. Wir erinnern zunächst daran, daß er der heillosen Zeitzersplitterung des Einzelunterrichtes durch den Zusammenunter-

richt ein Ende machte, daß er durch das Katechisiren die Lehrer und Geistlichen zwang, inniger an die Kinder heran zu treten und über den Unterrichtsstoff selbst nachzudenken. Selbst die Tabellen nöthigten den Lehrer zum Studiren und zur Vorbereitung auf den Unterricht. Ein Hauptverdienst der neuen Ordnung ist aber darin zu erblicken, daß sie die Volksschule zwar nicht schuf, doch aber ihr einen würdigen Platz im Staatsorganismus zuwies und sie dadurch in den Augen des Volkes zu gebührendem Ansehen erhob. Der Lehrerstand selbst wurde sich seiner Würde bewußt, und damit zugleich von edlerem Geiste und Streben erfüllt. Höher noch steht aber Felbigers Wirksamkeit dadurch, daß er bei allen seinen Verbesserungen den Begriff einer christlichen Volksschule fest hielt, und daß er die letztere daher nicht vom kirchlichen Leben ablöste. Die Gefahr hiezu lag nahe; ja die Zeit und seine Vorläufer arbeiteten entschieden darauf hin. Er ist es, der ungeachtet aller Versuchungen, der Volksschule ihr köstlichstes Kleinod, den religiösen Geist, erhielt und dadurch unendlich heilsam wirkte. Und diese heilsamen Folgen erstreckten sich bis an die äußersten Marken des Kaiserstaates und des gesammten deutschen Landes! — Wer den Gang menschlicher Einrichtungen kennt, verlangt und erwartet nicht durchgängige Vollkommenheit, sondern ist dankbar und zufrieden, wenn er nur hie und da eine neue Triebfeder angebracht findet, durch deren freieres Spiel entweder neue Vortheile gewonnen oder alte leichter und schneller bewirkt werden. Darum bleiben Felbigers große Verdienste stets in gesegnetem Andenken.

Nach dem Tode der edlen Kaiserin im Jahre 1780 erreichte die Wirksamkeit des österreichischen Schulreformators ein Ende. Seine Feinde hatten nunmehr freieren Spielraum, und der neue Kaiser Joseph II., welcher Aufklärung für besser als Glauben hielt, wollte schneller und mehr im großen Ganzen reformiren, als dies durch Volksschulen möglich war. Für das stillere Wirken der Erziehung und des Unterrichtes fehlte ihm der Sinn. Darum war ihm auch Felbigers Person gleichgültig, und er nahm keinen Anstand, diesem schon im Jahre 1782 die Oberdirection der Wiener Normalschule so wie die Pension von 6000 Gulden zu entziehen, und ihn auf seine Propstei in Presburg mit der Weisung zu dirigiren, sich der Verbesserung des Schulwesens in Ungarn anzunehmen. Felbiger folgte und blieb auch in Ungarn seinem bisherigen Streben getreu, fand aber nicht mehr die Unterstützung, welche ihn früher ermuntert und belohnt hatte. Er starb schon im 65. Lebensjahre, am 17. Mai 1788.

Johann Bernhard Basedow.

Johann Bernhard Basedow, der deutsche Apostel Rousseau's, wurde im Jahre 1723 am 11. September zu Hamburg geboren, wo sein Vater Bürger und Perückenmacher war. Seine elterliche Erziehung scheint leider nicht die beste gewesen zu sein. Der Vater wird als ein äußerst lebhafter, heftiger und rauher Mann geschildert, welcher den kühnen Unternehmungsgeist und unbequemen Thätigkeitsdrang des Knaben nicht zu leiten verstand und mehr durch Strenge und harte Strafen zurückzuhalten strebte. Die Mutter war eine oft bis zum Wahnsinn melancholische Frau, und das häusliche Leben überhaupt so freudenarm, die Behandlung des Sohnes so abstoßend und herzlos, daß dieser sich bewogen fand, das elterliche Haus heimlich zu fliehen und bei einem holsteinischen Landphysikus in Dienst zu treten. Da er sich hier einer guten Behandlung erfreute, so blieb er über ein Jahr daselbst, und bekannte späterhin noch oft, daß diese Zeit die vergnügteste seines Lebens gewesen, und daß er damals erst Menschenliebe kennen gelernt und genossen habe. Nur das unablässige heftige Zureden des Vaters brachte den Sohn endlich dahin, wieder nach Hamburg und in das dortige Gymnasium zurückzukehren. Die schlechte Erziehung und die rohe Behandlung ließen Spuren zurück, welche das spätere Leben nicht verwischen konnte, und er selbst gesteht offenherzig, daß sein bischen Politur ein zu spätes Kunstwerk sei. Das Leben seiner Kindheit war nach seinem eigenen Ausdrucke auf einen Acker voll Unkrauts und Dornen verpflanzt, auf welchem der Saame des Guten zwar verzögert, doch nicht getödtet wurde. Auch in der Johannisschule der Vaterstadt war die Behandlung hart und unfreundlich. Namentlich galt dies von dem Aufenthalte in den unteren Klassen, welche er bis zum achtzehnten Lebensjahre besuchte. Da sein regsamer Geist nicht genug Beschäftigung fand, verfiel er auf allerhand unnütze Jugendstreiche und mußte deshalb öfters hart gezüchtiget werden. Seine größte Plage war das Auswendiglernen von Dingen, die ihn nicht interessirten und die er nicht verstand, so z. B. des Dresdener Katechismus, den er in der dritten Klasse wörtlich memoriren mußte. Noch im späteren Alter gedachte er

mit Unwillen der vielfachen Plagen und der unverständigen Behandlung in seiner Schulzeit, und schrieb manche seiner Schwächen auf Rechnung dieser verkehrten Erziehung. Besser ging es in den höheren Klassen der Stadtschule und des Gymnasiums, wo sein lebhafter Geist angemessenere Beschäftigung fand. Gerne und mit Dank gedachte er seiner Lehrer Müller, Hake, Richey und Reimarus, welcher letztere sein erster Lehrer in der Philosophie war, späterhin aber dem früheren Schüler die Angriffe und freimüthigen Widersprüche gegen sein System nicht vergeben konnte. Als Gymnasiast verrieth Basedow auch einige poetische Anlage und verdiente sich etwas durch Gelegenheitsgedichte und durch Privatstunden, so daß er sich später rühmen durfte, er habe vom sechszehnten Jahre ab seinen Eltern nichts mehr gekostet. Sein lebhaftes Temperament, die Stunden, welche er reichen, aber wenig fähigen Mitschülern zur Nachhülfe gab, die Versemacherei, alles das brachte den jungen Basedow in Gesellschaften, welche ihn zu mancherlei Ausschweifungen verleiteten und ihm so viel Zerstreuung boten, daß er nicht nur die Schulstunden öfters versäumte, sondern auch vom regelmäßigen Privatfleiße abgehalten wurde. Er lernte daher nie im gehörigen Zusammenhange und gewöhnte sich an ein regelloses Leben, wovon sich in späteren Jahren noch manche seiner Gesundheit und seinem Rufe nachtheilige Spuren zeigten. Besondere Neigung zu den Wissenschaften und zum Studiren hatte Basedow eigentlich nie gehabt. Sein Vater, welcher mit Gewalt einen Pastor aus ihm machen wollte, nöthigte ihn dazu, und als die Mittel einigermaßen herbeigeschafft waren, ging er denn auch (1774) nach Leipzig, um dort Theologie zu studiren. Etwa ein halbes Jahr besuchte er die Vorlesungen ziemlich regelmäßig, aber da ihm dieser Weg zu langsam schien, schaffte er sich selbst theologische und philosophische Schriften an, las ohne Führer und studirte fast nur auf seiner Stube. Das bunte Durcheinander verwirrte seine Ansichten und brachte ihn dem Unglauben nahe, doch raffte er sich wieder so weit zusammen, daß er die biblische Offenbarung und das Christenthum noch für wahr erkannte. Uebrigens war seine Lage in Leipzig nicht beneidenswerth. Er erzählt selbst, daß er längere Zeit wöchentlich nur dreimal etwas Warmes essen konnte.

Nach dem Abgange von Leipzig und nach kurzem Aufenthalte in der Vaterstadt wurde Basedow Hofmeister des geheimen Rathes von Quaalen auf Borghorst im Holsteinischen und übernahm den Unterricht des siebenjährigen Sohnes, welcher damals nichts weiter als deutsch lesen konnte. Sofort versuchte der Informator einen neuen Unterrichtsgang. Er lehrte die Sprachen, insbesondere das Lateinische, durch stete Uebung im Umgange und in Gesprächen mit solchem Erfolge, daß der Knabe nach vierjährigem Unterrichte das

Lateinische ziemlich fertig reden und schreiben, auch gute lateinische Schriften ohne Schwierigkeiten lesen konnte. Basedow erregte schon damals durch seine Methode Aufsehen und empfahl und vertheidigte dieselbe auch durch einige kleine Schriften, namentlich durch eine Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde*). Als Informator lernte Basedow von der Gouvernante des Hauses auch das Französische in derselben Weise, in welcher er selbst das Latein gelehrt hatte. Später heirathete er seine Lehrmeisterin.

Im Jahre 1753 wurde Basedow zum Professor der Moral und schönen Wissenschaften an der Ritterakademie in Soroe berufen, welche Stelle er bis zum Jahre 1761 bekleidete. Hier lehrte er mit Beifall, und obgleich er täglich oft an acht Stunden Unterricht zu ertheilen hatte, so fand er doch noch Muße zur Abfassung verschiedener Schriften über Philosophie, deutsche Sprache und Geschichte. In mehreren dieser Schriften, namentlich in einer praktischen Philosophie für alle Stände, wich er so sehr von dem Kirchenglauben und allen bisherigen Moralsystemen ab, daß er sich den Unwillen des Oberhofmeisters der Ritterakademie, des Grafen von Daneskiold, zuzog und mit Beibehaltung des in Soroe bezogenen Gehaltes als Professor an's Gymnasium zu Altona geschickt wurde. Hier hatte Basedow mehr Muße, als er wünschte, denn es wurden ihm wöchentlich nur drei Lehrstunden erlaubt, dagegen öffentliche Vorlesungen so erschwert, daß er davon abstand und sich wieder auf's Bücherschreiben verlegte. In zweien seiner damals verfaßten Schriften, nämlich in der Philalethie (Wahrheitsfreundin) und dem methodischen Unterrichte in der natürlichen und biblischen Religion tadelte er die bisherige Einrichtung des orthodox-lutherischen Kirchenwesens mit großer Freimüthigkeit, bestritt die Ewigkeit der Höllenstrafen und wich in der Lehre von der Person Christi, von dem heil. Geiste, von der göttlichen Eingebung der Bibel, vom Abendmahle u. s. w. auffallend von allem bisherigen positiven Glauben ab. Diese Schriften und eine ihnen nachfolgende Abhandlung vom Unterrichte der Kinder in der Religion erregte sofort allseitigen heftigen Widerspruch, vor allem unter den Predigern Hamburgs, welchen ihr Senior Götze als leidenschaftlichster Kämpfer voranschritt. Auch in besonderen Schriften wurde Basedow angegriffen, so namentlich vom Magister Ziegra in den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Seine Ansichten wurden als der Moralität und christlichen Offenbarung gefährlich, er selbst als Feind des Christenthums mit solchem Erfolge hingestellt, daß das Volk in Hamburg unruhig wurde und davon sprach, daß

*) Inusitata et optima honestioris juventutis erudiendae methodus. Kilonii 1752.

der abscheuliche Irrlehrer gesteiniget werden müsse. Basedow durfte sich in Hamburg um so weniger blicken lassen, als der Magistrat sogar durch ein öffentliches Verbot vor dem Lesen heterodoxer Schriften warnte, sie Kindern und jungen Leuten nicht in die Hände zu geben befahl und allen Lehrern den Gebrauch derselben sogar bei Strafe der Landesverweisung untersagte. Jedermann wußte, daß dieses Mandat hauptsächlich gegen Basedow gerichtet war. Basedow's Freunde wagten es kaum, hervorzutreten. Selbst in Lübeck wurde den Buchhändlern bei 50 Thaler Strafe befohlen, alle Exemplare der genannten Schriften aus der Stadt zu schaffen. Der Pastor Alberti in Hamburg wurde wegen seiner Freundschaft für Basedow von seinen Collegen vom Beichtstuhle ausgeschlossen, Basedow endlich selbst sammt seiner Familie von den lutherischen Predigern Altona's vom Abendmahle zurückgewiesen. Als er sich gegen einen Angriff des Magisters Ziegra im Tone eines ehrlichen Schusters verantwortete, hielt sich das Schustergewerk in Altona dadurch für beleidigt. Zwölf Meister des Gewerkes gingen daher zu ihm in's Haus, verlangten für den vermeintlichen Schimpf Genugthuung und droheten mit einem Auflaufe der Gesellen. Basedow beruhigte sie jedoch mit dem Versprechen, daß er hundert Thaler an's Waisenhaus geben wolle, wenn sie von einem im öffentlichen Amte stehenden Juristen ein rechtskräftiges Gutachten brächten, daß er durch seine Schrift ihr Gewerk irgend verkleinert habe. Kein Buchhändler wollte mehr den Verlag seiner Schriften übernehmen, und er mußte daher alle Gefahr und Kosten des Druckes selbst tragen. Nichts desto weniger dauerte Basedow's schriftstellerische Productivität fort. Im Jahre 1766 erschien seine Schrift über die wahre Rechtgläubigkeit und die in Staat und Kirche nothwendige Toleranz, und noch in demselben und dem folgenden Jahre folgten mehrere andere, meist theologische Schriften. Er hatte eine wahre Schreibwuth. War der Gedanke oder Plan zu einem Buche gefaßt, so hatte er Tag und Nacht keine Ruhe, schrieb, dictirte, aß und trank wenig und ermüdete eher den Nachschreiber als sich selbst. Daher kommt es denn auch, daß sich in seinen Schriften neben häufigen Wiederholungen oft die größte Planlosigkeit und Ungründlichkeit findet.

Uebrigens war diese Zeit schriftstellerischer Thätigkeit für ihn selbst und für seine Familie nach allen Seiten hin trübselig. Seine Gesundheit hatte durch die übermäßigen Anstrengungen gelitten, die Schriftstellerei brachte mehr Gefahr und Feinde als reellen Gewinn, seine Familie trauerte und war in Unruhe wegen so mancher Verfolgung und Drohungen, die sogar darauf hindeuteten, daß er Amt und Brot verlieren könne. Unter solchen Umständen war es ein Glück, daß sich der Staatsminister von Bernstorf seiner annahm

und ihn gegen manche Anfeindungen kräftig schützte. Noch mehr Glück war es aber für Basedow, daß er endlich das für ihn so gefährliche Gebiet der Theologie verließ und sich vom Jahre 1768 ab dem Schul- und Erziehungswesen widmete. Mancherlei Umstände bewogen ihn zu dieser veränderten Lebensrichtung. Zunächst mögen ihn seine Familie und Freunde wohl auf ein minder gefährliches Fach hingelenkt haben, dann aber mögen auch die Erinnerungen an seine glückliche Wirksamkeit als Hofmeister wieder aufgetaucht sein, am meisten aber hat jedenfalls Rousseau und dessen Emil auf ihn eingewirkt. Nach seinem eigenen Geständnisse hat er das letztere Buch fleißig gelesen und eine Menge Ideen und Anregungen daraus entnommen; aber wenn er uns dies auch nicht selbst gestände, so würden seine Schriften davon das stärkste Zeugniß geben. Rechnen wir zu diesem allem noch die Erinnerungen an seine eigene verfehlte häusliche Erziehung und an seinen mangelhaften Schulunterricht; so glauben wir die Gründe aufgezählt zu haben, welche ihn den Theologen mit dem Pädagogen vertauschen ließen. Die dänische Regierung scheint mit Basedow's veränderter Lebensrichtung einverstanden gewesen zu sein, denn sie bewilligte ihm den Fortbezug seines Gehaltes von 800 Thlrn. und dispensirte ihn ganz von seinen Verpflichtungen gegen das Gymnasium in Altona. Der Minister v. Bernstorf war die Ursache dieser außerordentlichen Vergünstigung. Um Ostern 1768 trat Basedow zuerst mit seinen Entwürfen zur Verbesserung der Erziehung und des Unterrichtes der Jugend hervor, indem er eine Schrift unter dem Titel: „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plane eines Elementarbuches der menschlichen Erkenntniß" veröffentlichte. Um seine Vorschläge, welche elf Druckbogen umfaßten, wohlfeiler und zugänglicher zu machen, reducirte er sie bald darnach auf drei Bogen unter dem Titel: „Das Nöthigste aus der Vorstellung an Menschenfreunde ꝛc." In beiden Schriften drang er auf Verbesserung der gebräuchlichen Methoden und Lehrbücher, empfahl die Errichtung von Lehrerseminaren und Musterschulen und versprach, ein Elementarbuch der menschlichen Sach- und Wortkenntnisse zu liefern, welches den dringendsten Bedürfnissen der Schulen und Lehrer abhelfen würde. Zugleich verlangte er mit bewunderungswürdiger Dreistigkeit zur Bestreitung der Kosten dieses Unternehmens vom Publikum Vorschüsse, erst von 2000 bis 2500 Thlrn., dann aber von 5050 Thlrn. Er schrieb an Kaiser, Könige, Fürsten, Akademien, Gelehrte, Freimaurerlogen ꝛc. in allen Ländern und bat um Vorschüsse von sechs Louisd'or oder wo möglich um mehr, mit dem Versprechen, jedes Darlehn mit vier Procent zu verzinsen und binnen vier Jahren

entweder baar oder durch Exemplare seines Elementarwerks zurückzuzahlen. Unter Anderem schrieb er an Friedrich den Großen: „Ich halte die Vorstellung auch besonders zu demjenigen Throne empor, worauf die vollkommenste Selbstthätigkeit regiert, und zu welchem auch Könige lernbegierig hinan zu schauen schon gewohnt sind.“ — An den König von England schrieb er: „Die Vorstellung, Sire, enthält einen Plan, zu dessen Ausführung einiger segnender Einfluß der Menschenfreunde auf Thronen und Fürstenstühlen gehört, einen Plan, bei dem die vorzüglichste Einsicht der Britten genutzt ist, und über welchen ich, wenn es die Sprache nicht hinderte, gerne die tiefsinnigste Nation zur Richterin machen wollte!“ —

Basedow's Bettelbriefe und Verheißungen wurden von manchen seiner Freunde mit Bedenken und Kopfschütteln aufgenommen, und viele zweifelten, daß sie einen irgend namhaften Erfolg haben würden. Allein wider alles Erwarten war dem Kühnen das Glück hold, und das Jahrhundert, welches nicht umsonst das pädagogische genannt worden, rechtfertigte diesen Namen Basedow gegenüber vollkommen. Im November des Jahres 1768 waren schon 2500 Thlr. theils versprochen, theils baar eingesandt, darunter 6—700 Thlr. Geschenke; auch fehlte es nicht an Aufmunterung von vielen, zum Theil sehr achtbaren Personen. Hierdurch in seinem Eifer gestärkt, legte Basedow noch in demselben Jahre dem Publikum einen eingehenderen Plan des verheißenen Elementarbuches vor und versprach, dasselbe mit 100 Kupfertafeln von guten Meistern auszustatten, durch welche Gegenstände und Handlungen versinnlicht werden sollten, die man Kindern nicht gleich in der Natur zeigen könne. Er empfahl in seinem Plane die Erlernung fremder Sprachen durch den lebendigen Gebrauch und Umgang und versprach dem Publikum zugleich, daß nichts in seinem Buche vorkommen solle, was irgend eine Religionspartei angreifen oder beleidigen würde. Hiernach reiste er in Deutschland umher und suchte berühmte Männer auf, um mit diesen über sein Werk zu sprechen und deren Ansichten zu hören. So verkehrte er in Berlin mit Spalding, Teller, Büsching, Mendelssohn, Sulzer &c. Diese Männer und verschiedene Journale säumten nicht, Basedow's Plan zu loben und zu empfehlen. Die Berliner Bibliothek erklärte ihn geradezu für vortrefflich und fast für unverbesserlich. Bis in die Mitte des Jahres 1769 waren schon 3500 Thlr. eingekommen, im April 1770 hatte Basedow 7413 Thlr. zusammen, und 1771 konnte er erklären, daß es des Segens genug sei, da die Gesammtsumme der Pränumerationen und Geschenke auf 16,000 Thlr. angewachsen war. Kaiser und Könige, Fürsten und Standesherren, Juden und Freimaurerlogen hatten sich mit großen Summen betheiliget, selbst von einigen achtbaren katholischen Würdenträgern, darunter Felbiger, waren Beiträge eingegangen.

Basedow gab sich nunmehr einer rastlosen Arbeit hin. Er schrieb Tag und Nacht, aß wenig, entsagte allem Umgange, selbst mit der Familie, und arbeitete anfangs ganz ohne Gehülfen, bis er um Neujahr 1770 auf Professor Büsch's Empfehlung den Candidaten der Rechte Christian Heinrich Wolke, geboren 1742 zu Jever und Schüler Kästner's, zum Mitarbeiter annahm. Um Ostern 1770 erschien nun der erste Band des Methodenbuchs für Väter und Mütter der Familien und Völker, welchem bald darnach das zweite Stück des ersten Bandes folgte. Das Werk erlebte schon 1771 die zweite Auflage und wurde von Huber sofort in's Französische übersetzt. — In der Vorrede sagt er, sein Buch solle beweisen, daß die gewöhnlichste, sowohl öffentliche als häusliche Erziehung und Unterweisung der Jugend den Einsichten und Bedürfnissen unsers Jahrhunderts nicht angemessen sei; auch wolle er darin viele bisher unbekannte oder oft vernachlässigte Mittel zeigen, dieser großen Unvollkommenheit abzuhelfen, deren Fortdauer die ganze häusliche und öffentliche Glückseligkeit zerstören würde. Während er in die erste Auflage einen besonderen Abschnitt über Erziehung der Prinzen aufgenommen hatte, ist derselbe in der zweiten weggeblieben, weil er dieses Kapitel weitläufiger und in einer des wichtigen Gegenstandes angemesseneren Weise in einer besonderen Schrift unter dem Titel „Agathokrator" abgehandelt hatte.

Das I. und II. Hauptstück des Methodenbuches sprechen über das ganze Vorhaben, namentlich über das Elementarwerk. Der III. Abschnitt spricht von dem Verhältnisse weltlicher Schulen gegen die Kirchen, der IV. von der Erziehung in gesitteten Ständen. Der V. Abschnitt behandelt dieses Thema noch weiter und spricht hiernach vom Unterrichte. Der VI. Abschnitt gibt Basedow's Ansichten über den Unterricht in Sprachen, und der VII. redet von der Religion der Jugend. In dem VIII. Abschnitte wird von unterschiedener Erziehung der Söhne und Töchter, im IX. von der Staatsaufsicht über Moralität, Erziehung, Schulen und Wissenschaften gesprochen. Das Schlußkapitel (X.) handelt von einer Encyklopädie zum Unterrichte und für Leser.

Heben wir Einiges aus diesen verschiedenen Abschnitten hervor, was zur Charakteristik des Ganzen geeignet erscheint.

„Juden, Mohamedaner und Christen, so beginnt der III. Abschnitt, stehen sowohl unter sich selbst, als mit den eigentlichen Naturalisten über den Inhalt einiger sehr wichtigen Religionssätze in vollkommener Uebereinstimmung. Diese Sätze sind: 1) die Fürsehung eines einzigen, allmächtigen, allwissenden, allgütigen und folglich heiligen und gerechten Gottes regiert Alles; 2) derselbe Gott will die eigentliche wesentliche Natur der Menschen, das ist, ihre Seelen, nach dem leiblichen Tode in ein neues, unvergängliches

Leben versetzen; 3) das künftige Schicksal derselben richtet sich nach ihrem moralischen Zustande in diesem Leben auf eine alle irdische Vortheile und Uebel so überwiegende Art, daß die Neigung der Selbstliebe und die Pflicht der gemeinnützigsten Neigungen einem Kenner der Wahrheit ein einziger zusammenfließender Beweggrund für die Tugend werden muß; 4) und endlich die wahrhaftige Besserung des Lebens ist an unserer Seite eins der vorzüglichsten Mittel, nach begangenen Sünden so glücklich oder so wenig unglücklich zu werden, als die über Alles regierende Weisheit Gottes uns machen kann."

„Diese Sätze, fährt Basedow weiter fort, werde ich durch alle mögliche Beweise aus der Natur und Erfahrung, aus der Ungründlichkeit der gewöhnlichen Einwürfe und aus der Pflicht des Glaubens zu beweisen, und eine jede dahin gehörige Erkenntniß zu rechter Zeit vorzutragen suchen. Aber den Unterricht in einer geoffenbarten Religion, so lange ich sonst auf eben so gemeinnützige Art beschäftiget sein kann, werde ich künftig sehr gern den Kirchen und ihren Lehrern überlassen."

„Bei dem jugendlichen Unterrichte in der Historie, heißt es an einer folgenden Stelle, scheint es schwerer, den Anstoß der verschiedenen denkenden Gewissen zu vermeiden, weil man bisher allenthalben das Gegentheil gethan hat. Aber unmöglich ist es nicht. Man trenne anfangs alle theologische Folgerungen von der Geschichte selbst. Z. E. Es ist bloß Folgerung, sowohl, daß der Papst der Statthalter Christi sei, als daß er es nicht sei; daß Luther und Calvin Glaubensverbesserer oder daß sie Ketzer; daß Mahomed und Moses Propheten oder Verführer oder Enthusiasten gewesen seien, u. s. w. Die Geschichte als Geschichte muß sie weder mit dem einen noch anderen Namen benennen."

„Bei dem gegenwärtigen Schulwesen, sagt Basedow weiter, kann kein Zweifler und Naturalist die Seinigen in dem, was er für wahr und gemeinnützig erkennt, unterrichten lassen, ohne eine beständige Vermischung mit solchen ihm falsch und abergläubisch scheinenden Sätzen, die er im Beisein der Seinigen täglich verachtet. So lange alle Schulen und Lehrbücher so bleiben, als sie sind, muß die ganze zahlreiche Nachkommenschaft dieser Menschen im höchsten Grade verwildern und unmoralisch werden. Denn wenn der Vater dasjenige verachtet, was durch die Schulen in den Vortrag fast aller Wissenschaften hineinverwebt ist, und als das Unleugbarste und Heiligste vorgestellt wird, so wird den jugendlichen Seelen, welche von zweien Seiten so hin und hergezogen werden, alles, was ihren Lüsten nicht gefällt, so zweifelhaft und falsch, daß keine wirksame Einschränkung mehr übrig bleibt." — Wenn ein weltliches Schulwesen, heißt es am anderen Orte, worinnen Kinder von Eltern

verschiedener Kirchen unterrichtet würden, täglich eine Stunde, und überdies die Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, zur Unterweisung in der väterlichen Religion offen ließe; so hätte gegen dasselbe das Gewissen der Eltern nichts einzuwenden, weil die wahre Religion, welche es auch sein mag, vom 5. bis in's 15. Jahr sonder Zweifel in dem Verstande und Herzen der durch weltliche Wissenschaften geübten Jugend Wurzel schlagen muß, wenn die Eltern oder die Kirchenlehrer ihre Pflichten gegen sie nicht versäumen."

Diese Sätze werden vollkommen genügen, um unsere Leser mit dem religiösen Standpunkte Basedow's bekannt zu machen; ihre Widerlegung würde uns zu weit führen und vom eigentlichen Ziele entfernen, sie dürfte aber auch nicht für diejenigen nöthig sein, welche überhaupt noch positiv kirchlichen Glauben haben und zwischen spitzfindigen Theorieen und den Forderungen des gesunden Lebens unterscheiden gelernt haben.

Der folgende Abschnitt „von der Erziehung in gesitteten Ständen" enthält manche Proben guter Beobachtungsgabe, reicher Erfahrung und psychologischen Scharfsinnes, so daß ein großer Theil seines Inhaltes noch heutzutage schätzbare Beiträge zu einer Erziehungslehre bieten dürfte. In Hinsicht auf die leibliche Erziehung und die Gesundheitspflege folgt er mehrfach Locke, in Anderem wieder Rousseau, jedoch ohne sich deren Excentricitäten anzueignen. Wir lassen auch hier wieder einige Proben folgen.

Ueber den Gehorsam spricht sich Basedow folgendermaßen aus: „Ich bin zwar der Meinung gewesen, daß man so bald als möglich mit Kindern über die Ursachen der Befehle vernünfteln müsse, aber ich habe durch Nachdenken und Erfahrung gefunden, daß die Sicherheit des Gehorsams dadurch verzögert werde. Die meisten väterlichen Befehle gründen sich ja auf solche entfernte Wirkungen des Thuns und Lassens, von deren Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit die Kinder keine unmittelbare Ueberzeugung haben können; sie gründen sich auf diejenigen Verhältnisse der Erwachsenen, die den Kindern unbekannt sind, oder sehr entbehrlich scheinen. Umständlich kann man ihnen solche Ursachen nicht erklären, allgemeine Vorstellungen aber haben nur einen sehr geringen Eindruck in die Seelen der Kinder. Oftmals geben sie auf solches Vernünfteln nicht acht: alsdann ist es nicht nur vergeblich, sondern auch schädlich, weil sie dieser Unachtsamkeit bei Worten, die bloß an sie gerichtet sind, gewohnt werden. Zuweilen bemühen sie sich vergeblich, die von euch angeführten Gründe wahr und gut zu finden: alsdann ist ein Mißtrauen gegen die Einsicht der Obern erregt. Ein Befehl ist eine Erklärung des Willens und weiter nichts. Gründe anzuführen ist nur nöthig bei dem Rathe und Unterrichte. Nicht selten werden die Kinder durch Vorstellung vieler Gründe so zerstreut, daß sie

den Inhalt der Befehle nicht recht verstehen, oder nicht behalten. Ferner sind diejenigen Eltern und Lehrer, welche sich bei ihren Befehlen zum Vernünfteln gewöhnen, oft in Gefahr, ganz ungültige oder sehr unzureichende Gründe zu sagen: alsdann verhindern sie bei den Kindern den Wachsthum der Einsicht, wenn auch in einigen Fällen der Gehorsam nicht dadurch verhindert werden sollte. Aber Rath und Anschläge zu geben, wie die unerfahrene und verwöhnte Jugend den Anlaß und die Versuchung zum Ungehorsam vermeiden, oder in welcher Ordnung und durch welche Hülfsmittel sie das Befohlene glücklich ausüben können; dieses versäumte Raisonniren ist von der äußersten Wichtigkeit." —

Es ist bekannt, daß Basedow der Ansicht war, man solle die Kinder über die Zeugung belehren. Es wird unsern Lesern interessant sein, seine eigenen Aeußerungen hierüber zu vernehmen. „Die Schamhaftigkeit, sagt er einleitend, ist das stärkste Außenwerk der Keuschheit und bei gesitteten Völkern nothwendig. Wenn es die Umstände erlauben, so gebt jedem Kinde nicht nur ein besonderes Bett, sondern auch einen solchen abgetheilten Raum zum Schlafen und Ankleiden, welcher gleichsam ein besonderes Gemach ist. Kinder verschiedenen Geschlechts müssen weder zusammen schlafen, noch eins in des andern Gegenwart sich entkleiden. Ich möchte leichte Nachtkleider anrathen, wodurch die Blöße mit Sicherheit bedeckt würde. Gewöhnt eure Kinder, wenn es möglich ist, bei Entladung des Leibes an heimlichen Orten allein zu sein. Findet aber alles dieses bei zarter Jugend einige Schwierigkeit, so ist doch zu wünschen, daß es zwischen ihrem 10. und 12. Jahre möglich sei. Vom 14. bis 18. muß kein Paar und kein Haufen von Kindern, sowohl desselben als verschiedenen Geschlechts, an Orten, wo sie nicht beobachtet werden können, und wo sie keine befohlene Geschäfte haben, oft und lange allein gelassen werden. Der Scherz der Eltern im Beisein der Kinder muß niemals diejenigen Grenzen der Anständigkeit überschreiten, in welchem unverehlichte Personen bleiben müssen. Von der Zeugung der Thiere und Menschen muß man schon mit jungen Kindern, wenigstens vor dem 10. oder 12. Jahre mit Wahrhaftigkeit, obgleich nicht ganz umständlich, ernsthaft wie von anderen natürlichen Dingen in Beziehung auf die Fürsehung Gottes, und in den anständigsten Ausdrücken oftmals reden, um sie auf die rechte Art mit diesen Gedanken bekannt zu machen. Sucht man ihnen diese natürliche Sache ganz zu verbergen, oder befriedigt man ihre Wißbegierde durch Fabeln, so werden die Erfahrungen von der Wahrheit ohne Wissen der Eltern und Aufseher in solchen Jahren, da der Mißbrauch auch schon möglich ist, die Neubegierde sehr stark und auf eine schädliche Weise reizen. Sie werden sich unter einander mit den neu entdeckten Geheimnissen unterhalten, wovon ich

die gefährlichen Folgen Verständigen nicht erklären darf. Der einzige Nachtheil, den man von der Ausübung meines Rathes bei jungen Kindern zu fürchten hätte, ist etwa, daß sie unversehens durch gewisse Worte in Gesellschaften dem schamhaften weiblichen Geschlechte mißfallen möchten. Aber kennt jedes Kind nicht seine eigenen Geschlechtsglieder? weiß man nicht moralische Mittel, zu verhindern, daß sie nicht davon sprechen? werden diese Mittel nicht auch dann zureichend sein, wenn die Kinder davon etwas mehr wissen? Und wenn man ihnen die ganze Erkenntniß der Zeugung verbergen will, wie viele nützliche Sacherkenntniß, von welcher sie die Ausdrücke zu hören, zu lesen und zu memoriren pflegen, wird ihnen dann bloße Worterkenntniß bleiben! Was ist ihnen dann der Stammvater des menschlichen Geschlechts, ein angeborenes Uebel, das Gebot von Hurerei und Ehebruch, oder eine übernatürlich geborne Person? Wenn man die Augen öffnen will, so ist der Werth meines Rathes allen Verständigen sichtbar: den Unverständigen aber darf ich nicht nachgeben, da ich mich bemühen will, sie oder ihre Nachkommenschaft zu verbessern. Es muß aber mit Kindern auf die ernsthafteste Weise sowohl von dem Ehestande, als von den Lastern der Unreinigkeit geredet werden." — Nachdem Basedow noch vor dem Theater und Liebesromanen gewarnt hat, sagt er zum Schlusse seiner Beweisführungen: „Ungefähr im 15. Jahre sollte ein Knabe nach einer gewissen Vorbereitung mit seinen Eltern oder Aufsehern etliche Mal ein Lazareth besuchen, wo die Hurer und Ehebrecher durch häßliche und höchst schmerzhafte Krankheiten für ihre ehemals geringe geachteten Sünden büßen. Beide Geschlechter aber sollten in diesem Alter eine Sammlung solcher Geschichten von Verführungen lesen, in welchen die Aufmerksamkeit vor den Sünden selbst vorüber geführet, und nur bei den entsetzlichen Folgen derselben, zuweilen auch bei den Schicksalen der abscheulichen Kindermörderinnen aufgehalten würde. O, wie segensvolle Geschäfte eines moralischen Schriftstellers! O, wie wichtige Ueberlegungen für die Landesväter!"

In dem Abschnitte vom Unterrichte in Sprachen stellt Basedow folgende Sätze auf:

1) Wer die Unkosten tragen kann, muß die Anstalt machen, daß seine Kinder von den ersten Jahren an mehrentheils nur mit solchen Personen umgehen, welche die Landessprache in gewissem Grade richtig reden. 2) Wenn man mit den Kindern eine unnöthige und schädliche Parade machen will, und die dazu nöthigen und geschickten Mitarbeiter bezahlen kann, so ist es möglich, daß ein Kind vor Endigung des sechsten Jahres Deutsch, Latein und Französisch genug verstehe und rede, um vermittelst dieser drei Sprachen in allen nöthigen Sacherkenntnissen weiter so unterrichtet zu werden, daß durch Hören, Reden, Uebersetzen und Ausarbeiten

vor dem zwölften Jahre eine zum Gebrauche zureichende Fertigkeit unfehlbar erfolgen muß. Ich sage eine solche Fertigkeit, jedes Buch und Gespräch, dessen Inhalt dem Verstande angemessen ist, zu verstehen und jede Folge von Gedanken und Empfindungen verständlich auszudrücken; eine solche Fertigkeit, welche durch Hülfe geschickter Lehrer, vermittelst möglicher Grade des richtigen Redens und der Wahl guter Bücher, ohne grammatikalische Uebungen vor dem fünfzehnten Jahre, mit einem solchen Grade der Richtigkeit verknüpft sein kann, als gemeiniglich bei wohlerzogenen aber unstudirten Bürgern in der Landessprache angetroffen wird. 3) Aber ich halte es für nützlich, daß vor Endigung des sechsten Jahres ein Kind mit einer fremden oder todten Sprache nicht beschäftiget werde. Die Zeit, sich einen richtigen Accent anzugewöhnen, ist dann noch nicht vergangen; und was Accent! was Accent! Soll es denn einem Deutschen bei Vernünftigen zu einem Nachtheile gereichen, in seinem ganzen Leben zu scheinen, was er ist? 4) Vom Anfange des siebenten bis zum Ende des achten Jahres muß, wenn ich rathen soll, die Zeit des Sachunterrichtes so eingetheilt werden, daß das Kind zweimal so viel in der französischen Sprache höre, lese und rede, als in der deutschen. Alsdann, bis zum Ende des zwölften Jahres, muß der Sachunterricht in der lateinischen Sprache die Hälfte der Zeit, und in einer jeden der vorigen ein Viertheil besetzen. Alsdann kann bis in's fünfzehnte Jahr, d. i. bis zur Endigung des Schulunterrichtes, jede dieser drei Sprachen gleiche Rechte erhalten. 5) Ist die Fertigkeit einer Sprache (ich rede zugleich von der lateinischen) bis zu dem gesagten Grade erreicht, so bedarf diejenige Jugend, welche nicht zum Studiren, vielweniger zu den Arbeiten eines Schriftstellers oder eines Schulmannes bestimmt ist, gemeiniglich keiner ferneren Anweisung. Sollte es aber wegen der Bestimmung ihrer künftigen Lebensart nöthig sein; so muß sie auch zu diesem erforderlichen Theile der Studien angeführt werden. Jede Sprache wird dann etwa ein halbes Jahr zum grammatikalischen Unterrichte und zu der sich darauf beziehenden Uebung erfordern, wofern nicht etwa große Meister der Kritik gebildet werden sollen, deren nur wenige sein, und die Reste des ihnen nöthigen Unterrichtes auf der Universität suchen müssen. Ja, ich bin der Meinung, man könne in einer Sprache ein meisterhafter Schriftsteller werden, ohne jemals etwas von der Grammatik derselben zu wissen." — Hiernach widerlegt Basedow die Einwürfe, welche gegen seine Lehrart, namentlich wegen der lateinischen Sprache, erhoben worden sind, und man muß einräumen, daß er dies in einer Weise gethan hat, welche ihm bei Vielen Beifall erwerben mußte, namentlich bei allen denen, die keinen höheren Zweck der Sprachstudien anerkennen mögen, als eben nur Sprechenlernen.

In dem Kapitel von der Religion der Jugend empfiehlt Basedow mit Nachdruck den Unterricht in der Religion, welche ihm freilich nur eine mit dem Glauben an Unsterblichkeit gepaarte Tugendlehre ist. Wenn er früher, auf Rousseau gestützt, der Meinung war, es müsse Kindern kein Satz der Religion eher, als bis sie fähig wären, die Beweise desselben zu verstehen, eingeprägt und als wahr dargestellt werden; so ist er in seinem Methodenbuche anderen Sinnes geworden. Er sagt: „Sobald Kinder fähig sind, durch die nöthigen Vorerkenntnisse zur Unterscheidung ihres persönlichen Wesens oder ihrer Seele von dem sichtbaren Körper gebracht zu werden, und folglich eine Unsterblichkeit nach dem Tode des Leibes zu denken, wie auch sich wahre, obgleich sehr unvollständige Begriffe von Gott zu machen; so müssen wir, so weit es die elementarische Ordnung der Vorerkenntnisse zuläßt, nicht nur eilen, ihnen diese Begriffe beizubringen, sondern sie ihnen auch gleich anfangs vermöge ihres natürlichen Vertrauens zu unseren Aussprüchen als wahr vorstellen, und zwar früher, als sie die Beweisgründe, die nur in geübten Seelen wirken, verstehen oder ihre Kraft empfinden können.“ —

Der Abschnitt von unterschiedener Erziehung der Söhne und Töchter bezieht sich wesentlich auf die Erziehung und den Unterricht der letztern. Basedow huldiget auf diesem Gebiete fast ausschließlich Rousseau's Ansichten und theilt ganze Kapitel aus dem „Emil“ mit. „Die ganze Erziehung, sagt er mit dem schweizerischen Philosophen, muß bei den Töchtern ihre Absicht auf das männliche Geschlecht haben. Den Männern gefallen und nützen, sich ihre Liebe und Hochachtung erhalten, sie verpflegen, ihnen rathen, sie trösten, ihnen das Leben annehmlich und süß machen, das sind zu allen Zeiten die Pflichten des weiblichen Geschlechts, diese muß man dasselbe von Jugend auf lehren.“ Man sieht hieraus, daß Basedow dem weiblichen Geschlechte keinen andern Beruf als die Ehe zuweis't, und daß er ihm somit ein Ziel als Nothwendigkeit vorsteckt, welches zu erreichen doch wieder nicht in der Macht des weiblichen Geschlechtes liegt, dessen Verwirklichung vielmehr von tausend Zufälligkeiten und Umständen abhängt. Daß er hiemit aber zugleich der Gefallsucht, der Eitelkeit und Koketterie Thür und Thor öffnet, ja sie privilegirt, leuchtet wohl Jedem ein.

In dem Abschnitte von der Staatsaufsicht über Moralität, Erziehung ꝛc. hat Basedow ein ergiebiges Feld für Planmacherei betreten und ausgebeutet. Daß er mit der damaligen Schulaufsicht, namentlich mit der Inspection durch Geistliche, unzufrieden ist, versteht sich von selbst. Er schlägt für jeden Staat ein Moralitäts- und Educationsconseil vor, bleibt aber die nähere Auskunft über dessen Einrichtung schuldig. Wir erfahren,

daß es seine Aufsicht auf Schulen, Gymnasien und Universitäten, aber auch auf Armen- und Waisenhäuser 2c. zu richten habe. Dann redet er von gar vielerlei oft heterogenen Dingen, von guten Schulbüchern, vom Patriotismus, vom Klassen- und Fachsysteme, von öffentlichen Prüfungen, Seminaren, Vorlesungen der Professoren u. s. w. und wirft Wahres und Falsches, Ausführbares und Hirngespinnste bunt durcheinander. Als Beispiel wollen wir nur anführen, was er über den Patriotismus sagt: „Das beste Mittel, den Patriotismus zu fördern, ist zwar, wenn man in allen Staatsgliedern, oder in so vielen als möglich, die Empfindung verursacht, daß sie innerhalb der Landesgrenzen und bei der jetzigen Staatsverfassung desselben, unter dem jetzigen Monarchen und regierenden Hause glücklicher sind, als sie durch Veränderung werden könnten. Aber ich kann doch auch noch andere Hülfsmittel vorschlagen. Z. E. es müssen jährlich einige Feste des Vaterlandes sein, und zwar nicht solche, an welchen den Staatsgliedern Mühe und Privatkosten anbefohlen werden; sondern dieselben vielmehr durch öffentliche Veranstaltungen etwas Angenehmes genießen: z. E. wenn auf des Staats Unkosten vortreffliche Schauspiele gegeben, die Staatsbediente öffentlich bewirthet, und die an solchen Tagen geschlossenen Heirathen begünstigt werden. Vornehmlich müßte man in Städten und Dörfern abgesonderten Haufen der Jugend, unter Aufsicht ihrer Vorgesetzten, auf öffentliche Kosten Lustbarkeiten verschaffen, weil solche frühe Eindrücke von sehr langer und großer Wirkung sind. Die Kinder müßten sich lange vorher auf solche Feste freuen, und von patriotischen Eltern und Anverwandten könnten sie ihnen durch häusliche Lustbarkeiten und Wohlthaten noch angenehmer gemacht werden. In öffentlichen Schulen müßte einige Tage vorher und nachher von nichts anderem geredet werden, als vom Vaterlande, von großen Exempeln patriotischer Aufopferung, von den Vortheilen, die man durch bürgerliche Vereinigung genießt, von den Pflichten, die das Vaterland von uns erwartet; wie dasselbe unter den großen Gesellschaften unser Nächster sei; daß wir in ihm dem menschlichen Geschlechte dienen, und daß die Religion selbst eben deswegen zur vorzüglichen Liebe des Vaterlandes verbinde. Patriotische Lieder, o welch ein Schatz sind dieselben! wenn nur nicht andere Nationen durch ihren Inhalt verachtet oder beleidiget werden, welches dem vernünftigen Patriotismus gänzlich zuwider ist. O, wenn der Staat an solchen Tagen einige kleine Summen anwendete, um unvermuthet, und ohne eine gewisse Regel, hoffnungsvolle Knaben und Jünglinge zu belohnen und zu ermuntern! Wenn ein gewisser Rang und gewisse Ehrentitel nach der Wichtigkeit der Umstände, auf ein oder mehr Jahre, oder auf das ganze Leben, denen Patrioten ertheilt würden, die ihren überflüssigen Reichthum, besonders an

solchen Tagen, zu Büchern für die Armuth, zur Besserung der Wege, zur öffentlichen Sicherheit, Bequemlichkeit und Zierde der Städte und Dörfer anwendeten oder rechtskräftig bestimmten! wenn sie den Ehrentitel Patriot alsdann führen dürften! wenn in wichtigen Fällen das patriotische Verdienst in einem neuen Wappen bezeichnet würde, welches über den Hausthüren, auf Kutschen und Petschaften geführt werden dürfte, und, auf Befehl des Staates, in den öffentlichen Zeitungen beschrieben würde! wenn man solchen Geldanerbietungen den Vorsatz, die in Aemtern zugestandenen Besoldungen dem Staate zu schenken, oder für Pflicht und Ehre zu dienen gleich schätzte! wenn man im Lande die Gesundheit, Sicherheit, Sitten und Bequemlichkeit der Inwohner besser zu befördern suchte, als in den benachbarten Staaten; wenn diese Verbesserungen anzusehen, die gewöhnlichste Lustbarkeit des Hofes wäre! wenn man den Aufwand der Gerechtigkeit, die der Staat uns schuldig ist, und für den Schutz in einzelnen Umständen, verminderte und abschaffte! wenn man jährlich von neuem die Leichtigkeit der Erkenntniß der gemeinsten Landesgesetze beförderte! wenn die Fürsten und regierenden Versammlungen in allen Tugenden, und besonders im Patriotismus, durch Enthaltung von fremden Kostbarkeiten vortreffliche Exempel gäben! wenn noch Vieles von dieser Art geschähe, wovon nie Etwas, oder vielleicht nur einmal hin und wieder Wenig geschehen wird; alsdann könnten wir in der Liebe des Vaterlandes, wie die Iselin's und Lavater's in der Schweiz, Griechen und Römer werden, ohne den Heiden in der Verachtung und dem Hasse anderer Völker nachzuahmen. Aber ohne ein patriotisches „Educationsconseil", welches die Oberaufsicht über Erziehung, Schulwesen und ähnliche Angelegenheiten als sein einziges Geschäft ansehen kann, ist der größte Theil dieser Wünsche vergebens." —

Der letzte Abschnitt von der Encyklopädie zum Unterrichte und für Leser, bezieht sich auf Basedow's Elementarwerk und ist gewissermaßen eine theoretische Vorbereitung dazu. Er wünscht außer diesem Elementarwerke noch eine elementarische Gymnasialbibliothek, deren Bestimmung ziemlich aus dem Namen erhellt, und setzt sehr weitläufig auseinander, was das gebildete Publikum von einer Encyklopädie verlangen könne. Den ersten Theil derselben soll ein Elementarbuch bilden, welches wegen der Sacherkenntniß mit einer Kupfersammlung ausgestattet, und in deutscher, lateinischer und französischer Sprache gebraucht werden müsse, um die Sprachkenntniß zu erleichtern. Die dem Elementarbuche folgenden Bücher bilden dessen Fortsetzung und man könnte sie Hülfsbücher der elementarischen Schulbibliothek nennen.

Diese Hülfsbücher erstrecken sich auf Naturkunde, Größenlehre, historische Welterkenntniß u. s. w.

Basedow's Methodenbuch und die ersten, fast gleichzeitig folgenden Stücke seines Elementarbuches fanden im allgemeinen großen Beifall. Die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften brachte eine sehr empfehlende Kritik vom bekannten Professor Garve, auch die Berliner Bibliothek war des Lobes voll und sagte unter anderem, daß Kenner den Verfasser jedenfalls neben Locke und Rousseau stellen würden. Doch fehlte es auch nicht an tadelnden Stimmen. Die Göttinger gelehrte Zeitung und der Rector Schlegel in Heilbronn erhoben manche gewichtige Bedenken, am härtesten und bittersten aber trat Professor Schlözer dagegen auf. Letzterer nannte das ganze Unternehmen geradezu eine Geldspekulation und tadelte die Ansichten über Religion und Sprachenerlernung, so wie die Aufnahme der Belehrungen über die Entstehung des Menschen sehr scharf. Basedow vertheidigte sich gegen diese Angriffe in einer besonderen Schrift mit solcher Heftigkeit, daß es sein Freund Lavater für nöthig erachtete, ihn in einem besonderen Briefe zur Mäßigung zurückzuführen.

Der Eifer Basedow's wuchs unter diesen Angriffen. Er reiste 1771 wegen des Elementarwerkes und der Schulverbesserungen nach Braunschweig, Leipzig, Dessau, Berlin, Halle und Hannover, besuchte überall die Schulanstalten und machte sich mit Männern bekannt, welche ihm und seinem Unternehmen nützlich werden konnten. Die beste Anerkennung seiner Thätigkeit war übrigens der im selben Jahre erfolgte Ruf nach Dessau. Der vortreffliche Fürst war durch den Hofmeister seines Prinzen, den Herrn Behrisch, auf Basedow und dessen Schriften aufmerksam gemacht worden und wünschte mit seiner Hülfe die Schulen des Landes zu verbessern und ein Seminar für Lehrer und eine Musterschule zu errichten. Er bot Basedow das für damalige Zeiten sehr ansehnliche Gehalt von 1100 Thalern. Der Ruf wurde freudig angenommen, insbesondere auch, da ihm der König von Dänemark zugleich den Fortbezug seines bisherigen Gehaltes von 800 Thlrn. bereitwillig garantirte. Basedow langte am 1. Dezember 1771 in Dessau an. Der Fürst war so großmüthig, für's erste von ihm keine andere Arbeit, als die Fortsetzung und Vollendung des Elementarwerkes zu verlangen und wollte die Anlage eines Erziehungsinstitutes bis dahin vertagen. Die Veränderung des Wohnortes, die neuen Verhältnisse und manche mit der Herausgabe des Elementarwerkes verbundene Geschäfte nahmen übrigens Basedow so sehr in Anspruch, daß er für's erste die Fortsetzung des sehnlich erwarteten Werkes schuldig bleiben mußte und sich deshalb im Mai 1772 durch einen damaligen Hausgenossen beim Publikum entschuldigen ließ. Dieser

junge Hausgenosse war niemand anders, als der späterhin so bekannt gewordene preußische Minister v. Dohm. Das Lesen Basedow'scher Schriften hatte bei dem lebhaften jungen Manne den Wunsch erregt, dem Verfasser näher zu treten. Basedow hielt anfänglich dieses Verlangen für leicht verrauchenden Enthusiasmus, da aber der junge Mann standhaft bei seinem Entschlusse blieb, so ließ er ihn zunächst 1771 von Leipzig nach Altona kommen, nahm ihn von da mit nach Dessau und ließ ihn vielfach an seinen Geschäften Theil nehmen.

Gegen Ende des Jahres 1773 wurde Basedow mit dem Elementarwerke fertig. Es erschien zu Ostern 1774 in vier Bänden mit hundert trefflichen, größtentheils von Chodowiecki gezeichneten Kupfertafeln zu dem Preise von zwölf Thalern. Als Denkmal der fußfälligen Dankbarkeit hat er es gewidmet: dem Kaiser Joseph II., der Kaiserin Katharina II., dem Könige Christian VII., der kaiserlichen Hoheit Paul Petrowitz, dem Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau und endlich dem Publikum der Leser, welches durch Vorschuß von mehr als 15,000 Reichsthalern das Werk vertrauensvoll beförderte. Als Frontispiz des Ganzen ist Folgendes zu lesen: „Herr, unser Gott, vermehre Erkenntniß und Zufriedenheit! Des Lasters Macht zerstöre, und bessere die verderbte Zeit!“ „An Gottesverehrer in allen Kirchen!“

„Führt weislich eure Jugend,
Als Gottes Eigenthum!
So zeugt der Nachwelt Tugend
Für unserer Zeiten Ruhm.“

Anmerkung: „Dies Werk entscheidet nichts mehr, als die Pflicht des Gaubens an die allerheiligste Vorsehung, welche unsern unsterblichen Seelen Gutes und Böses vergelten wird. Aber für oder wider Kirchen und besondere Gemeinen entscheidet es nichts. In einem hierzu nicht gehörigen Vermächtnisse für die Gewissen, sowohl der nicht-christlichen als der christlichen Gottesverehrer und Zweifler, erfüllt die Pflicht der gemeinnützigen Freimüthigkeit, deren er sich in diesem allgemeinen Elementarwerke enthalten konnte und mußte, Johann Bernhard Basedow, künftig in Schriften genannt: Bernhard aus Nordalbingien.“ —

Das ganze Werk zerfällt in zehn Bücher mit folgenden Ueberschriften: I. Buch. Nur für die erwachsenen Kinderfreunde. II. Buch. Von Mancherlei, besonders von dem Menschen und der Seele. III. Buch. Die gemeinnützige Logik. IV. Buch. Von der Religion. V. Buch. Von der Sittenlehre. VI. Buch. Von den Ständen und Beschäftigungen der Menschen. VII. Buch. Die Elemente

der Geschichtkunde. VIII. Buch. Die Naturkunde. IX. Buch. Fortsetzung der Naturkunde. X. Buch. Das Nöthigste der Grammatik, und von der Wohlredenheit.

Das erste Buch enthält allerlei Lehren und Rathschläge über die erste Erziehung und Unterweisung ganz kleiner und größerer Kinder. Es bietet unter vielen Phantastereien manche gute Winke und gibt nicht selten Zeugniß von einer feinen Beobachtung der Eigenthümlichkeiten des kindlichen Geistes. Den Eltern und Erziehern wird angerathen, ein Memoriale der Erziehung, d. h. ein Schreibbuch zu führen, worin der Kinderfreund alles anmerkt, was die Erziehung und den Unterricht betrifft, und dessen er sich oft oder bei gewissen Gelegenheiten erinnern will, z. B. was man zur gelegenen Zeit besser überlegen wolle, — was man sich vorgesetzt habe, — worüber man Raths aus Büchern oder von gewissen Personen bedürfe, — welche Sylben, Wörter, Gegenstände und Vorstellungen des Kindes öfter, als andere, eine Zeit lang im Unterrichte herrschen müssen, — die merkwürdigen und unvermutheten Vorfälle bei der Erziehung und dem Unterrichte 2c. Für die Buchstabenkenntniß und das Lesenlernen empfiehlt Basedow einen sogenannten Setzkasten, welcher nichts weiter ist, als die späterhin von Dolz wieder in Anwendung gebrachte Lesemaschine. Er gibt Winke über die Beschäftigung kleinerer und größerer Kinder durch Spiele und beschreibt mehrere derselben ziemlich ausführlich. Auch in diesem Buche eifert er wieder gegen das Lateinlernen und die bisher dabei beobachtete Methode. Soll der Sohn, ruft er aus, nicht auf die Universität ziehen, so laßt ihn von der lateinischen Sprache nichts lernen. Muß aber Latein gelernt werden, so mache man diese Sprache sowohl zur Sprache des Umgangs als der Sacherkenntniß. Er empfiehlt ein halbes Jahr Uebung und hiernach sechs Monate Grammatik. — „Ihr Menschenfreunde, ihr Patrioten, ihr Christen, ruft Basedow, ich habe Grundsätze und eine landkundige Erfahrung in dieser Sache. Bei der Ehre eines gewissenhaften Mannes, es ist wahr, was ich sage. Ein einziges Jahr also und mit Lust der Lehrer und Schüler, — und ohne das sonst mit Erlernung der lateinischen Sprache verknüpfte Verderben des Verstandes und Herzens! Welcher Gewinn der kostbarsten Lebenszeit für die Gesundheit, für die Wissenschaften, für die Sacherkenntniß, für die Religion! Monarchen, Patrioten, Menschenfreunde! lasset doch die Jugend der Nachwelt nicht unter dem abscheulichen Joche der unnatürlichen Lehrart in der lateinischen Sprache ebenso kläglich seufzen und für die wahren Wissenschaften so gänzlich umkommen, wie seit einigen hundert Jahren die Jugend der Vorwelt und Viele unter uns geseufzet haben, und den wahren Einsichten und Verdiensten abgestorben sind, denen wir, wenn diese

durchgängige Schulpest nicht gewesen wäre, würden gelebt haben. Ich hoffe, Gott wird eure Herzen rühren, und viele Männer erwecken, die mit mir eben so laut und nachdrücklich für diese Wahrheit zeugen werden, durch deren Befolgung einem sehr großen Verderben des menschlichen Geschlechtes gesteuert werden kann." — „O ihr alten und fremden Sprachen, ruft er bei anderer Gelegenheit, ihr Plagegeister der Jugend, ihr Schmeichler der mit Gedächtniß und Geduld begabten Nichtdenker, wann wird es möglich sein, den Namen eines Wohlerzogenen, Vernünftigen und Gelehrten zu führen, ohne sich anfangs von eurer Zucht und dann von eurer Schmeichelei verderben zu lassen!"

Weiterhin unterscheidet Basedow eine kleinere und größere Kindheit und die Jugend. Jeder weis't er ihre Gerechtsame, Sitten, Spiele und Kenntnisse zu. Aber er verlangt auch, daß das Kind mit Bewußtsein und unter gewissen Feierlichkeiten von der einen dieser Stufen zur anderen schreite, und es dürfte unseren Lesern nicht uninteressant sein, hierüber Näheres zu hören. „Vorher, ehe nämlich die Stufe von der kleineren zur größeren Kindheit überschritten wird, werden Verordnungen der Eltern aufgesetzt, von der Veränderung des Verhaltens sowohl des Kindes, als Anderer gegen dasselbe, und von der Feierlichkeit dieses Tages. Dem Kinde werden diese Verordnungen einige Zeit vorher stückweise erklärt, und Vorübungen angerathen und erleichtert, sich in eine so große und ehrenreiche Veränderung gut zu schicken, mit der Warnung, es könnte durch kleinkindische Aufführung einen Aufschub des gesetzten Tages veranlassen. — Der Tag erscheint. — Als kleines Kind steht es noch auf. Einige Freundinnen der Mutter kommen mit Freude, ihm die neuen Kleider anzulegen. Es wird ein sehr gutes Frühstück verzehrt. — Alles alte Geräth wird zusammengelegt und weggeschafft, und das neue vorgewiesen, nebst allen Kleidungsstücken. Das Kind wird glücklich geschätzt, daß es so weit gekommen sei. Man führt es in eine Kirche und belehrt es von dem Zwecke der dortigen Versammlung, doch noch nicht von der besonderen Landesreligion. Man kömmt nach Hause. Der Vater spricht ein kurzes Gebet für sein Kind; ein paar gute Sänger singen eine sich darauf beziehende Strophe. Nach einigen Fragen von den Eltern und Antworten von dem Kinde wird die Ruthe im Camine verbrannt. Nun betet das Kind knieend zum ersten Male nach einer Vorschrift. Der Vater betet wieder, die segnende Hand auf das Haupt seines Kindes. Eine abgesungene Strophe beschließt den ernsthafteren Theil der Feierlichkeit. — Alles im Hause und einige Gäste mit ihren Kindern wünschen Glück zu dieser Veränderung. Die Dienstboten nennen es zum erstenmalen in der Alethinischen Sprache*) pux,

*) Alethinien ist Basedow's Ideal-Land, sein Utopien.

das ist, nicht du einer, sondern 1000, und nun nennt das größere Kind auch eine jede angesehene Person nicht mehr Du, sondern pux, z. E. reichen pux mir das Buch. Nun setzt sich die Freundschaft der Eltern zu Tische. Das Kind hat Anweisung, bei dem ersten Gerichte aufzuwarten, welches bisher niemals hat geschehen dürfen. Dann bringt man auch ihm ein Couvert; aber es steht nur und isset das Gegebene, wartet wieder auf, und bekömmt etwas vom Nachtische, und die ersten Tropfen Wein mit Wasser vermischt. Man geht, man fährt spazieren, und das Kind ist dabei. — Hernach wird bis acht Uhr Abends eine Kindergesellschaft nach ihrer Art herrlich bewirthet und belustiget, doch nicht mit gar zu polternden, sondern andern angenehmen Spielen; weil sich jene zu der Ernsthaftigkeit dieses Tages nicht schicken würden. Des Abends betet die Mutter mit der segnenden Hand über des Kindes Haupt; am folgenden Tage betet der Hofmeister für das Kind, und über ihm, und gibt ihm im Namen der Eltern eine schöne Schreibtafel, deren Band röthlich ist, und deren Titelkupfer eine ganze Gesellschaft betender Kinder vorstellt, denen ein Lehrer vorbetet. Am Tage der Feierlichkeit, bei jedem Artikel der Verordnung der Eltern ist ihm die Ursache gesagt von jeder Veränderung, z. B. die röthliche Farbe ist ein Denkmittel der schamhaften Ehrbarkeit, wozu in diesen und jenen Umständen Kinder von einem solchen Alter schon gewöhnt werden müssen 2c. Also ist das Kindchen ein großes Kind geworden." —

Im II. Buche, von Mancherlei, besonders von dem Menschen und der Seele, schließt sich alle Unterweisung an die Kupfertafeln des Elementarwerkes an. Diese bilden die eigentliche Grundlage, an sie reihen sich Begriffsentwickelungen und Thatsachen, oft mit einer Gewandtheit, die dem geschicktesten Lehrer der Gegenwart zur Ehre gereichen würde. Gespräche über Essen und Trinken, über die Theile des Körpers, über das Betragen am Tische, über Nahrung und Kleidung machen den Anfang. Hierauf geht der Unterricht zu den fünf Sinnen des Menschen und ihren Wirkungen, auf die Seele und deren Kräfte, endlich auf die verschiedenen Triebe über. Daß dabei wieder des Geschlechtstriebes und der Entstehung des Menschen eingehend gedacht wird, kann man schon aus dem Früheren schließen. Nunmehr verbreiten sich die Belehrungen über die Gewohnheiten und Neigungen der Menschen (Geiz, Stolz, Wollust, Argwohn, Neid), über die Ausartungen der Vernunft (Raserei) und endlich über Freiheit und Gesetzfähigkeit des Menschen. Hiernach folgen Belehrungen über die Ernährung des menschlichen Leibes, über das Skelett und die Muskeln, über den Gebrauch der Gliedmaßen, über Krankheit und Diät. Basedow spricht und belehrt sodann über die natürlichen Unterschiede der Menschen (Alter,

Geschlecht, Familie, Verwandtschaft) und findet dabei wieder Gelegenheit, über die Ehe, Ehebruch, Schwangerschaft und Geburt zu sprechen. Es ist unverkennbar, daß Basedow diesen Gegenstand mit einer gewissen Vorliebe und leider mit einer behaglichen Derbheit behandelt, die jeden gebildeten Leser zurückstoßen muß. Die Belehrungen über Verdauung und Absonderung gehen in ekelhafte Details, und überall wählt er die gewöhnlichsten Ausdrücke, wie Hurer, Mannsen, Weibsen ꝛc. Wir können nicht, ohne unsere Leser zu beleidigen, seine sämmtlichen Erklärungen und Excurse über das Thema von den Geschlechtern ꝛc. wörtlich mittheilen, glauben aber dafür eine Section über die „Geburt der Kinder", als zu characteristisch, doch nicht übergehen zu dürfen. Die Belehrungen knüpfen sich an eine Kupfertafel des Elementarwerkes und lauten also:

„Da sitzt eine verehrungswürdige Ehefrau, eine künftige Mutter, hochschwanger, in dieser Schwangerschaft kränklich, und wegen der Folgen etwas besorgt, auf dem Lehnstuhle. Aber ihr bester Freund, ihr getreuer Ehemann, muntert sie auf, versichert sie mit Zärtlichkeit aller möglichen Hülfe, und sieht mit ihr in das künftige Vergnügen hinein, das sie von dem Leben, von der Tugend und Glückseligkeit ihres künftigen Kindes haben werden. Da ist das Bett, wo sie die Krankheit nach der Geburt ertragen wird. Die Wiege mit allem Zubehör ist schon bereit für ihren bald kommenden Liebling. Das Kind wird bei der Geburt verwundet sein, gleich wie die Mutter; es muß mit einer Binde versehen werden, daß es sich nicht verblute; es ist schmutzig und muß gewaschen werden. Für alles dieses haben der Vater und die Mutter vorher gesorgt. Da am Ofen hängt eine Nabelbinde, das Windelband und das Windeltuch. Da auf dem Tische seht ihr eine Mütze für ein Knäbchen und eine für ein Mägdchen. Denn die Eltern wissen das Geschlecht ihres Kindes nicht vorher, ebenso wenig, als wie es zugehe, daß einige Weiber fruchtbar, andere aber unfruchtbar sind, und daß im Leibe der Mutter die Glieder des Kindes nach und nach so ordentlich und schön, als sie an dem Menschen sind, entweder zusammengesetzt oder ausgewickelt werden. Auf dem Tische ist ein Glas mit ungarischem Wasser, die Mutter zu erquicken, wenn sie vor Schmerz ohnmächtig wird. Seht, diese Flasche Wein mit Wasser vermischt, soll zur Reinigung des Kindes dienen. Da auf der Erde steht das Becken mit dem Schwamme. Mit dieser Scheere wird man die Nabelschnur abschneiden, durch welche das Kind bei der Geburt mit der Mutter noch zusammenhängt, und mit diesem Zwirne sie zusammenbinden, daß das Kind sich nicht verblute.

Die Wehen oder die Geburtsschmerzen dieser Frau fangen an. Eine erfahrene Hebamme wird herbeigerufen, welche der unerfahrneren Frau in den Zufällen der Geburt Rath gibt und Hülfe

leistet. Dort liegt die Mutter schon im Kindbette, sehr erfreut, daß ihr Kind die angenehme menschliche Gestalt hat und lebt. Diese Freude hilft ihr die Nachwehen ertragen. Eine Freundin steht bei ihrem Bette, ihr Gesellschaft und nöthige Hülfe zu leisten. Vergeßt es niemals, Kinder, wie sauer ein jedes unter euch seiner Mutter geworden ist." —

Die gemeinnützige Logik des III. Buches enthält Zusätze zu dem, was schon im vorigen Buche aus der Seelenlehre vorgekommen ist, bringt das Nothwendigste von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen und gibt Definitionen, wie z. B. von Körper und Raum, Zeit und Ewigkeit, Ursache und Wirkung, Möglichkeit und Nothwendigkeit 2c. Auch hier dienen vielfach die Kupfertafeln zur Anschauung und Entwickelung.

Das IV. und V. Buch von der Religion und Sittenlehre enthalten eine weitläufige auf den vollständigsten Indifferentismus gegründete Ausführung der schon mehrfach erwähnten Ansichten Basedows über Religion und religiöse Bildung. Er preist Tugend und Sittlichkeit mit hochtrabenden Worten, stützt sie aber nirgends auf eine den Leidenschaften und der Sinnlichkeit gegenüber umwandelbar bleibende Autorität. Sein ganzes System der Religion und Sittenlehre ist flacher Rationalismus. Er gibt die Bekenntnißformel des Glaubens, wie sie in seinen Alethinien galt, mit folgenden Worten:

1. Ich glaube einen einzigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Herrn der ganzen Welt.

2. Ich glaube, daß Gott allmächtig, allwissend und ein höchst gütiger Vater aller Menschen sei und in Ewigkeit bleibe.

3. Ich glaube die Unsterblichkeit der menschlichen Seelen, und eine so wichtige künftige Vergeltung des Guten und Bösen, daß es der Menschen höchste Pflicht ist, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, auch wenn es kein Mensch erfahren kann.

Für die Gottesverehrung und den Gottesdienst bietet er eine Menge von Liedern dar, welche alle die positiven Glaubenssätze möglichst umgehen und sich nur an obiges Glaubensbekenntniß und eine mit schönen Worten gepriesene Sittenlehre halten. Sodann spricht er über die Verschiedenheit der Menschen in Betreff der Religion und skizzirt Heiden, Juden, Mahomedaner, Katholiken, Protestanten und verschiedene Secten. Daß bei Characterisirung der Katholiken mancher Irrthum vorkommt, darf uns nicht befremden, doch hält sich Basedow ziemlich objectiv und die gewöhnliche, unzähligemal widerlegte Beschuldigung, daß wir die Heiligen und Reliquien anbeten, bringt er z. B. nicht vor, spricht vielmehr nur von Verehrung. Wir wollen nicht unbemerkt lassen, daß er den Gottesdienst besonders gern ins Haus und die Familie

verlegt sehen, dadurch aber auch das Confessionelle verwischen möchte. In Alethinien wünscht Basedow jedem Hause eine Betkammer. Darin soll jeder Gegenstand lehrreich und bedeutend sein. Die Decke, sagt er z. B., bedeutet den Himmel oder die erhöhete Glückseligkeit der Tugendhaften nach dem Tode, und ist, dieses vorzustellen, eingerichtet. Die Hauptfarbe der Wände ist mit schwarzen Streifen vermischt, um das Uebergewicht des Guten über das Uebel im irdischen Leben vorzustellen. Die Mitte des Fußbodens hat das Bild eines Sarges, um zur Beförderung der Weisheit die Menschen an den Tod zu erinnern. Am höchsten Orte, hinter dem Sitze des Liturgen, ist eine Lade, worin das Gesetzbuch Gottes liegt. Der aufgeschlagene Deckel hat einen Spiegel, die Nothwendigkeit unserer Selbstprüfung nach den Gesetzen Gottes anzuzeigen. An der Seite dieser Lade brennen zwei Kerzen, die beiden Erkenntnißarten der Religion, durch fremde Belehrung und durch eigene Einsicht zu bedeuten. Ueber der Lade an der Wand sind dargestellt in Statuen, Gemälden oder Worten die vier Haupttugenden:

1) die Bedachtsamkeit,
2) die Mäßigung,
3) die Gerechtigkeit,
4) die Wohlthätigkeit.

Diese Vorstellungsmittel werden durch Hülfe gewisser Worte, Gebärden und der Liturgie bei dem Anfange eines jeden feierlichen Gottesdienstes gebraucht. Alle, die in die Betkammer gehen, sind reinlich bekleidet. Niemand kehrt der Lade den Rücken zu. Daher wird sie, wenn es sonst der Liturg auf dem Lehrstuhl, thun müßte, vor ihm hingesetzt 2c. — Es versteht sich von selbst, daß die vier Haupttugenden auch durch vier besondere Feste gefeiert werden.

Die übrigen Theile des Elementarbuches haben kein weiteres Interesse. Sie enthalten die Anfangsgründe der in den Ueberschriften genannten Wissenschaften in populärer Form und fußen dabei wesentlich auf Anschauungen, welche die Kupfertafeln bieten. Nicht unbemerkt können wir lassen, daß Basedow in seine Anfangsgründe ein gar buntes Vielerlei hineinzieht, und daß namentlich die materiellen Bestrebungen der Menschen stark berücksichtigt sind. Das Nützlichkeitsprincip waltet überall vor, und man darf wohl sagen, daß Basedow recht eigentlich der Vertreter und Begründer des modernen Realismus ist. Die Leser werden schon erkannt haben, daß die Kupfer nichts als ein moderner orbis pictus sind, und daß darin die Ideen des Comenius sich dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert anbequemen mußten. Es ist ferner nicht zu verkennen, daß das Elementarwerk vielfach gerade diesen Kup=

fern den großen Beifall verdankt, welcher schon nach sechs Jahren eine neue Auflage des theuren Buches nothwendig machte. Der bekannte und verdiente preußische Minister v. Zedlitz äußerte sich 1776 in einer Rede über den Patriotismus als Aufgabe der Erziehung darüber folgendermaßen: „Die Basedow'schen Kupfer zum Elementarwerke sollten das erste Handbuch aller Erzieher sein. Sie machen eine wahre Gemäldegallerie aus, um Kindern anschauliche Begriffe beizubringen, selbst in Hinsicht auf den Zweig der Erziehung, wovon ich rede. Statt der großen Menge Erscheinungen und Vernunftschlüsse, die man sonst braucht, um der Jugend Begriffe von der Sicherheit und Bequemlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft, vom Nutzen der Thätigkeit, und den Arbeiten der Bürger, vom Regenten, von der vertheilenden Gerechtigkeit von den verschiedenen Regierungsformen rc. zu geben, findet der Lehrer es durch diese Kupfer möglich, alle diese Begriffe seinen Lehrlingen auf einmal beizubringen." —

Nunmehr konnte Basedow mit Ernst an die praktische Verwirklichung seiner Ideen denken. Als Vorläufer schickte er 1774 noch seine „Vorschläge an das kundige Publikum zu einer pädagogischen Privatakademie in Dessau" in die Welt. Der edle Fürst gab ihm gleichzeitig nicht bloß Urlaub zu einer der Beförderung des Vorhabens gewidmeten Reise, sondern stellte ihm sogar mit höchster Uneigennützigkeit frei, das Institut auch an einem anderen, bequemeren Orte anzulegen. Die Reise ging nach Frankfurt a. M., ins Emser Bad, in die Rheingegend, an mehrere Höfe und unter diesen auch an den Hof des Fürsten von Neuwied. Außer dem letztern, welcher ihm ein Schloß und seine Protection zur Anlegung des Instituts darbot, fand sich Niemand, der beträchtliche Opfer bringen mochte, und Basedow kehrte ziemlich mißmuthig zurück und entschloß sich endlich, durch Wolke's Bitten bestärkt, Dessau treu zu bleiben und hier sein Institut zu gründen. In Frankfurt hatte er auch Göthe besucht und reiste mit diesem und Lavater nach Ems und an den Rhein. Ehe wir näher auf das Philantropin eingehen, müssen wir unsern Lesern die meisterhafte und höchst interessante Characteristik mittheilen, welche der Dichter von seinem Reisegefährten entworfen hat. Sie trägt nicht wenig zu einem deutlichen Bilde des Schulreformators bei. Göthe erzählt:

„Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite (als Lavater). Einen entschiedeneren Contrast konnte man nicht sehen, als Lavater und Basedow. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedow'schen zusammengepackt und wie nach Innen gezogen. Lavaters Auge,

klar und fromm unter sehr breiten Augenlidern; Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbraunen hervorblickend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von dem sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt schien. Basedow's heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, daß er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los. Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen, daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag: allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerkes noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt nur das Mögliche beisammen steht, und sie deshalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und scheinbaren Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht, weswegen es auch jener sinnlich methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen. — Viel wunderbarer jedoch und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedow's Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein philantropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und Jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalt, je Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für

geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren, als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eigenen, einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschrieben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor Jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dies allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegenem zu bekämpfen. Dies gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden. — Eine so herrliche Gelegenheit, mich wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorüber gehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug und mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedow'schen Stinkschwamm und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umständlich auseinander setzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn dieses war eine von den tiefgewurzelten Eigenheiten des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangensten tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand sehen; durch grinsenden Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn

er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab. Ich brachte immer einen Theil der Nacht mit Basedow zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Tiro (Gehülfe), die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der Halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dies alles geschah in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu disputiren und zu sprechen bereit war und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter gar nichts gewesen wäre. — Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend; weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredsamkeit, die Gemüther, wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater, durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben." — So weit Göthe. — Wenden wir uns nunmehr wieder zu Basedow's praktischer Wirksamkeit in Dessau und zu dem Philantropin.

Im November 1774 entwarf er den vollständigen Plan zu seinem Institute und machte das Publikum durch ein besonderes Schriftchen unter dem Titel: „Das in Dessau errichtete Philantropinum, eine Schule der Menschenfreundschaft für Lehrer und Lernende &c." damit näher bekannt. Nach diesem Plane sollte das Philantropinum eine Muster- und Mutterschule für ganz Europa werden, und in einer pathetischen Anrede versprach er in den überschwenglichsten Ausdrücken die glücklichsten Zeiten, wenn man ihn kräftig bei seinem Unternehmen unterstützte. Das Institut sollte allen bisherigen Mängeln und Fehlern im Schulwesen radikal abhelfen. Zu solchen Mängeln rechnete er, daß es noch an praktischen Seminaren für Lehrer und Erzieher

und an einer zweckmäßigen Folge guter Schulbücher fehle, daß man zu viel aufs Auswendiglernen und Uebersetzen unverstandener Worte halte, daß man den confessionellen Unterricht in der Religion nicht genug vom rein menschlichen und bürgerlichen absondere, daß mit dem Lateinlernen durch unverständige Methoden zu viel Zeit verschwendet werde, und daß man endlich noch nirgends darauf gedacht habe, Institute zu gründen, in welchen für die häusliche Erziehung brauchbare oder wenigstens unschädliche Bediente gebildet würden. Das Philantropin sollte daher umfassen: 1. ein Seminar zur Bildung künftiger Lehrer, 2. ein Erziehungs-Institut, eine Musterschule für Kinder begüterter Eltern oder für Pensionäre von 6 bis 18 Jahren, welche jährlich 250 Thlr. Pension zahlen sollten. In der christlichen Religion und namentlich in der Unterscheidungslehre der Confessionen sollten die Schüler von Geistlichen ihres Glaubens besonders unterrichtet werden, im Institute selbst aber nur die natürliche Religion und Sittenlehre berechtigt sein. 3. Das Philantropin sollte ferner eine Erziehungs-Anstalt für 11 bis 15jährige arme aber talentvolle Kinder in sich fassen, welche für eine jährliche Pension von 100 Thlrn. entweder zu Pädagogen und Lehrern in niedern Schulen oder zu verständigen Bedienten in vornehmen Häusern gebildet werden sollten.

Der sechste Geburtstag des Erbprinzen von Dessau, der 27. Decbr. 1774, war der feierliche Tag der Eröffnung des Instituts. In einer schwungvollen Rede legte Basedow noch einmal der zahlreichen Versammlung seinen Plan vor, taufte das Institut „Philantropinum" und verlangte zugleich vom Publikum fürs erste Jahr noch eine Unterstützung von 22,000 Thlrn. damit sicher alles geleistet werden könne, was er so sehnlich zu leisten wünsche.

Die Auspicien waren nicht sonderlich günstig. Der Fürst von Dessau fehlte bei der pomphaften Eröffnung. Die sämmtlichen Zöglinge bestanden in Basedow's Tochter Emilie, in dessen bald nachher verstorbenen Sohne Friedrich, und in dem Sohne des Bürgermeisters Schwarz aus Magdeburg. Doch kamen zu dieser kleinen Schaar schon im Januar 1775 einige andere hinzu, so daß in allem 9 Pensionäre und 6 Famulanten waren, von welchen der Fürst vier und Hr. v. Rochow zwei unterhielt. Nicht minder ärmlich sah es anfangs mit dem Lehrerpersonale aus. Außer Basedow selbst arbeitete am Institute vorerst nur der schon erwähnte H. Wolke, ein Mann, der ganz zum Lehrer geschaffen war und mit unermüdeter Liebe und seltener Thätigkeit sich seiner schweren Aufgabe unterzog. Neben Wolke hoffte Basedow auch an Friedr. August Benzler aus Lemgo, welcher bis zum zwanzigsten Jahre Kaufmann gewesen, einen brauchbaren Gehülfen zu

erhalten. Aus Liebe zu den Wissenschaften und erfüllt von dem erhabenen Berufe eines Lehrers und Erziehers, hatte sich dieser junge Mann an Basedow angeschlossen und unter dessen Leitung vortreffliche Fortschritte, selbst im Lateinischen, gemacht. Er ging jedoch sehr bald von Dessau fort, studirte noch in Göttingen und wurde später Rector in Herfort. Ein anderer, aus Ulm herbeigerufener Gehülfe, Joh. Michael Affsprung, kehrte bald nach seiner Vaterstadt zurück, um dort den Schulreformator zu spielen, ging aber mit so wenig Schonung und Umsicht zu Werke, daß er bald Ulm verlassen mußte und sich nach Heidelberg begab, wo er privatisirte und außer Reisebriefen über die Schweiz und die Niederlande noch eine interessante Anweisung für den gemeinen Mann schrieb, wonach dieser vernünftig und glücklich leben könne.

Basedow's Thätigkeit in den Jahren 1775 und 1776 ist übrigens erstaunlich. Mit unglaublichem Eifer faßte er damals die lange vernachlässigte lateinische Sprache wieder auf, studirte Tag und Nacht und las und schrieb fast nichts anders als Latein. So vorbereitet, arbeitete er verschiedene Hülfsmittel für den Unterricht in dieser Sprache aus und schrieb nebenbei auch noch eine elementarisch deutsche Grammatik. Außerdem unterrichtete er vom Februar des Jahres 1776 ab die vier ältesten Zöglinge des Institutes täglich selbst in 6 bis 7 Stunden in der Sittenlehre, im Lateinischen, der Geschichte und Geographie. Er hatte bei diesen fast übermenschlichen Anstrengungen vorzüglich das öffentliche Examen im Auge, dessen später Erwähnung geschehen wird.

Zu Anfang dieses Jahres erhielt endlich Basedow's Institut durch Vermittelung Iselins und Lavater's zwei Gehülfen, welche längere Zeit zu bleiben versprachen. Es waren Simon und Schweighäuser, zwei junge Männer, die mit dem edelsten Eifer wissenschaftliche Tüchtigkeit und Lehrgeschick vereinigten. — Dagegen scheiterten Basedow's kühne Hoffnungen auf eine fernere Unterstützung von 22,000 Thlrn. fast gänzlich. Das Publikum bewies sich sehr lau, der erste Enthusiasmus war verraucht und nicht zu verkennen, daß Basedow's übertriebener Tadel alles Bestehenden, daß seine Charlatanerien und endlich sein religiöser Indifferentismus allmählich zurückschreckten. Die Zeiten eines Aug. Herm. Franke waren nicht mehr; aber Basedow war auch kein Franke. In der Mitte des Jahres 1775 waren von den gehofften 22,000 Thlrn. erst 248 Thlr. eingegangen. Er schrieb daher eine neue Epistel an's Publikum (für Cosmopoliten, etwas zu denken, zu lesen und zu thun) und sandte sie mit großen Kosten überall hin; aber auch dieser Nothschuß verfehlte sein Ziel. In einem andern gedruckten Briefe vom 24. Juli 1775 erklärte daher Basedow, daß er die geforderte Summe noch bis Ostern 1776 erwarten wolle, daß er

aber im Falle des Ausbleibens alsdann das Philantropin wieder aufheben werde. Auch dieser Schreckschuß half nur sehr wenig, und Basedow entschloß sich endlich, die gesunkene Theilnahme durch ein feierliches Examen zu beleben, in welchem er der Welt zeige, wie viel mit den 15 bisherigen Zöglingen, besonders mit den ersten Eleven, nach seiner Methode geleistet worden sei, und was man in Zukunft erwarten könne. Jeder Sachkundige, jeder verständige Weltbürger Deutschlands wurde durch öffentliche Bekanntmachung eingeladen, ja man wünschte und erbat sich zur Untersuchung der Einrichtung und Leistungen des Institutes Commissionen von solchen Regenten oder Staaten, denen Schulverbesserungen wichtig erschienen.

Die Prüfung fand am 13., 14. und 15. Mai 1776 statt und wurde zahlreich besucht; selbst der Fürst und dessen Gemahlin nahmen daran Theil. Wer hätte auch einer Einladung widerstehen können, welche unter Anderem folgendes ruft: „Wir versichern bei Strafe des Hohngelächters, es werde an dem gesagten 13. Mai im Philantropin den verständigen Vormündern der Menschheit im Schulwesen so viel Wichtiges zu sehen, zu hören, zu untersuchen und zu berathschlagen gegeben werden, daß es der Mühe werth wäre, einige von ihnen auf Befehl des deutschen Reichstages, aus Kopenhagen, Petersburg und den entferntesten Gegenden zu uns zu senden, weil es vermöge der moralischen Rechenkunst Pflicht ist, in Ansehung guter Werke, die von großer Wirkung sein können, nach Wahrscheinlichkeit zu handeln. Gott, du Vater der Nachwelt, schaff' uns, wir flehen zu Dir, Gehör bei den weisen Weltbürgern!" —

Unter den Zuhörern befanden sich Nicolai und Teller aus Berlin, Schummel (Professor) aus Magdeburg, Zollikofer, Resewitz, J. H. Campe, Rochow und andere Männer von Ruf. Professor Schummel gab unter dem Titel: „Fritzens Reise nach Dessau" einen umständlichen und äußerst lobenden Bericht über das Examen heraus; Propst Röttger aus Magdeburg berichtete gleichfalls lobend darüber. Aus ersterem heben wir einige Stellen hervor. Ein zwölfjähriger Knabe, der mit seinem Vater nach Dessau zur Prüfung gereis't ist, schreibt im 8. Briefe einem Altersgenossen Folgendes: „Die Kleinen haben Dir drolliges Zeug gemacht. Erst spielten sie das Commandirspiel, die anderen alle mit, es waren wohl achte bis neune; siehst Du, Karl, das ist so: Erst stellen sich alle in die Reihe, wie die Soldaten, und Hr. Wolke ist Offizier, der commandirt auf lateinisch, und sie müssen dann Alles thun, was er sagt. Zum Exempel, wenn er sagt: claudite oculos, so machen sie alle die Augen fest zu, oder circumspicite, so sehen sie sich überall um, oder imitamini sartorem, so nähen sie alle mit einander, wie die Schneider, oder imitamini sutorem, so ziehen sie

Pechdraht, wie die Schuster. Herr Wolke commandirt tausenderlei drolliges Zeug.

Das andere Spiel, das Versteckspiel, will ich Dich auch lehren. Da schreibt man einen Namen hinter die Tafel, daß ihn die Kleinen nicht sehen können, etwan was aus dem menschlichen Körper, oder eine Pflanze oder ein Thier, oder ein Metall, und dann rathen sie so lange, bis es einer trifft, der kriegt einen Apfel oder ein Stückchen Kuchen zur Belohnung. Einer von den Fremden schrieb einmal hinter der Tafel: intestina, die Eingeweide, und sagte dann den Kleinen, es wäre ein Theil eines menschlichen Körpers. Nun gings los; der eine rieth caput, der andere nasus, os, manus, pes, digiti, pectus ꝛc. und so noch eine ganze Weile fort, bis endlich einer rief, es sind die Eingeweide! Hernach schrieb Hr. Wolke den Namen eines Thieres an, ich weiß es selber nicht mehr, was es war. Da gings wieder, hast du nicht gesehen: leo, ursus, camelus, elephas! Verstehst Du wohl, es war ein vierfüßiges Thier! Equus, bos, asinus, vacca, sus, canis und so fort. Ach nun fällt mir's ein, zuletzt kam einer und sagte: mus, die Maus. Der hatte es getroffen und kriegte sein Stückchen Kuchen.

Ein Spiel spielten sie noch. Hr. Wolke commandirte lateinisch, und die Kleinen machten die Stimmen der Thiere nach; man hätte sich mögen schwach lachen. Bald brüllten sie wie die Löwen, bald krähten sie wie der Hahn, bald miauten sie wie die Katzen, dann machten sie wieder den Esel nach, den Hund, den Raben, kurz alles, was ihnen geheißen wurde.

Hr. Wolke brachte da ein Gemälde, hing es auf und sagte: Lieben Kinder, ich bringe euch hier ein Bild, das ihr noch nicht gesehen habt, aber ich sage euch vorher, es betrifft die ernsthafteste Sache von der Welt, also seid ernsthaft! Die Kinder waren es auch. Nun muß ich erst sagen, was auf dem Bilde war."

Die Leser werden schon ahnen, was das Bild vorstellte, und wir können hier Fritzens Erzählung um so eher übergehen, als die ganze nun folgende Lection im Wesentlichen nur das behandelte, was wir schon früher (S. 87) über die Geburt des Menschen aus dem Elementarbuche mittheilten. Wir wollen nur hinzusetzen, daß einige Zuhörer sagten: Nun kömmts, nun kömmts, und daß wieder andere lachten. Aber Wolke rief ihnen zu: Wir verbitten uns das Lachen; denn das wäre das einzige Lächerliche bei unserem Vorhaben!

„Am Schlusse der Lection, erzählt Fritz weiter, hielt Hr. Wolke eine Rede an die Kleinen, die werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Ich weiß auch fast noch Alles, obgleich ich fast immerfort weinen mußte. Hört, lieben Kinder, sagt er, wenn ich fähig wäre, Jemand zu hassen, ob ich es gleich nicht bin, so wäre

es derjenige unter euch, der so gottlos sein könnte, und könnte gegen seine Eltern undankbar sein. Bedenkt einmal, was eure Mutter für euch ausgestanden hat! Sie ist in Todesgefahr gewesen um euretwillen, sie hat die unsäglichsten Schmerzen ausgestanden, eure Eltern haben schon für euch gesorgt, ehe ihr noch auf die Welt kamet! Was meint ihr wohl? Könnet ihr dafür dankbar genug sein?"

Fritz berichtet nun über das Examen im Rechnen. „Erst ließ sich Herr Wolke eine Zahl dictiren, die war so lang wie mein Arm; kaum stand sie an der Tafel, da fing Emilie gleich an, 149,532 Quadrillionen, so und so viel Trillionen, so und so viel Billionen, und dann die Millionen, und dann die Tausende, Hunderte, bis es alle war. Dann ging's an's Addiren! Herr Wolke machte eine lange Reihe von Zahlen über einander, wohl zehne, und es hatte kein einziger von den Kleinen Kreide in der Hand: sie rechneten Alles im Kopfe, oder zählten manchmal an den Fingern und sie machten doch Alles auf ein Haar, und manchmal corrigirten sie gar Hrn. Wolke, wenn der es nicht recht machte; aber der that es nur bloß zum Spaße! So ging's eine ganze Weile, und die Zuschauer hatten alle ihre Freude daran, wie die Kleinen so fix waren, und ein Exempel ausrechneten, ehe man die Hand umdrehte."

Ueber einen Versuch Wolke's, mit den Kleinen Zeichenübungen vorzunehmen, berichtet Fritz Folgendes: „Darauf nahm er die Kreide und fragte die Kleinen, was sie wollten gezeichnet haben. Leonem, leonem! riefen sie alle mit einander. Nun stellte sich Hr. Wolke, als wenn er ihnen einen Löwen malen wollte, aber anstatt dessen malte er einen ganz gefährlichen Schnabel. Hu, da riefen sie: non est leo, non est leo! Warum denn nicht? Quia habet rostrum, sagten sie, leones non habent rostrum! Darauf malte Hr. Wolke die Ohren, aber entsetzlich lang. Da schrieen sie wieder, es wäre nicht recht, das wären Eselsohren. Kurz, sie schrieben Hrn. Wolke alles vor, was er malen sollte, vom Kopfe bis zum Schwanze: und da hatten sie noch nicht genug daran. Sie verlangten auch, es solle ein Knabe darauf stehen, auf dem Thiere. Den Knaben macht wieder Hr. Wolke mit allem Fleiße nicht recht; bald fehlte ein Auge, bald ein Ohr, bald die Nase, aber die Kleinen merkten's den Augenblick und ließen's machen. Das war noch nicht genug! Das Thier mußte auch einen Zaum im Maule haben, und der Knabe mußte den Zaum in der Hand halten; es war eine Figur, um sich scheckig zu lachen. Weil das vorbei war, so sagte Hr. Wolke, er wolle ihnen nun was Anderes zeichnen, da riefen sie wieder alle: domum, domum! Gut, sagte Hr. Wolke, was ist denn nun das erste beim Hause? Fundamentum, fundamentum! Den Augenblick zeichnete er den Grund. Dann hießen

sie ihn, er solle das erste, das zweite Stockwerk und dann das Dach machen; das that er auch! Was nun? Januam, januam! Wo soll denn die Thür stehen? In medio, in medio! Aber ich will sie nun nicht in die Mitte machen, sagte Herr Wolke; hier soll sie stehen, und damit zeichnete er sie so ziemlich vorn hin. Ja, sagten die Kleinen, dann muß auf der anderen Seite auch eine Thür sein. Warum denn? Propter symmetriam. Weil dann die fertig war, so ging's an die Fenster. Herr Wolke zeichnete sie mit Fleiß wieder nicht recht, aber sie sagten gleich, wie es sein mußte, und welche zu groß oder zu klein waren. Nun kamen die Feuermauern daran, und da ließ sich Emilie einen Schornsteinfeger auf die eine malen mit einem Besen. — Dann spielten sie noch ein Spiel, das hieß das Judicirspiel. Da wurde erst gewürfelt, und wen's traf, der mußte eine Erklärung machen von einer Kupfertafel. Die Kupfertafel stellte allerhand Künstler vor, den ersten kannte ich nicht, das war ein Drechsler! Die anderen aber kannte ich alle, das war ein Bildhauer, ein Maler und ein Schreiber. Der Bildhauer hatte einen Meißel in der Hand und meißelte an einer Minerva, und die ganze Stube stand voll Statuen."

Am dritten Examentage hielt Basedow eine Rede, worin er wieder an die Freigebigkeit des Publikums appellirte. „Väter, Väter, Mütter, Mütter! ruft er aus, erbarmet euch. Gebt doch einen Theil eures überflüssigen Düngers dem Pflanzengarten, wo man unsere, der Kinder und Kindeskinder Glückseligkeit säet und fördert. Erinnert euch eurer eigenen Schulnoth! Wer 50 Thlr. und darüber gibt, und doch noch nicht 500 Thlr. schenkt, dessen Name mit den Anfangsbuchstaben wird in einem dazu befriedigten Lindenhaine, in die Rinde eines jungen Baumes geschnitten, mit einer Zahl, welche anzeigt, wie vielmal 50 Thlr. in seinem Geschenke sind." —

Nach solchen Aufmunterungen examinirte Simon die Kleinen im Französischen. Er erklärte ihnen ein Bild vom Frühlinge. Erst fragte er sie, erzählt Fritz, eins und das andere, hernach brachte er ein Modell von einem Pfluge und von einer Egge, und zeigte ihnen Alles, woraus der Pflug bestände, und wie es der Bauer machte, wenn er pflüge. Da hab' ich's so recht gemerkt, was das thut, wenn man nach Herrn Basedow's Art Vokabeln lernt. Ich habe in meinem Leben nicht gewußt, was die Egge auf französisch heißt, hier hörte ich's zum erstenmale, weil Hr. Simon die Egge vorzeigte, la herse, und nun vergeß ich's gewiß nicht wieder." —

Weiterhin ward von Mangelsdorf, einem andern Institutslehrer, ein historisches Examen mit den Größeren in lateinischer Sprache über Alexanders Zug nach Indien gehalten. Dies Thema war von einem der Anwesenden vorgeschlagen worden. Basedow

rühmt, es sei sehr gut geantwortet worden, Fritz aber erzählt, der Lehrer habe vorzugsweise nur einen Zögling gefragt. Die vier Größeren übersetzten auch eine Stelle aus der lateinischen Bibel, welche die Fürstin bezeichnet, und ein Kapitel aus dem Curtius, welches der Hr. v. Rochow ausgewählt hatte. Basedow sagte die Stelle aus dem Curtius periodenweise vor, jene vier übersetzten sie richtig mit Fertigkeit. Dennoch, fügte er hinzu, hatte von ihnen niemand vor einem Jahre ein lateinisches Wort gehört, noch während dieses Jahres irgend ein Wort memorirt oder etwas von der Grammatik gelernt. Nach einem Jahre, versprach er, sollten dieselben Schüler aus jedem deutschen, ihnen verständlichen Buche, mündlich oder schriftlich, grammatikalisch richtig und rhetorisch nicht übel übersetzen. In der Geographie und Naturgeschichte wurde nicht examinirt, zwei größere Philantropisten bewiesen auch in der Mathematik durch Auflösung einiger von den Zuschauern gewählter Aufgaben unerwartete Kenntnisse und demonstrirten unter anderem auch den pythagoräischen Lehrsatz.

Auf das Examen folgte die Aufführung zweier Lustspiele durch die Kleinen, eines französischen und eines deutschen. Eine Hauptperson hiebei, so wie beim Examen war Emilie, Basedow's Töchterlein*). Wolke hatte sich ihrer mit besonderer Liebe angenommen, und die Resultate seines Unterrichtes waren in der That überraschend. Das kaum siebenjährige Mädchen sprach fertig französisch und wußte sich auch im Lateinischen mit Sicherheit auszudrücken, ihre Gewandtheit in der Muttersprache übertraf alle Erwartungen. Hier war Basedow allerdings von seinem Meister Rousseau bedeutend abgewichen. Während letzterer gegen alles zu frühe Sprachenlernen eifert, erzählt Basedow selbst, daß Emilie schon im vierten Jahre angefangen habe, die Fehler der unrichtig Redenden sowohl in der deutschen als französischen Sprache zu bemerken. Fritz sagt in seinen Briefen, sie sei schneeweiß angezogen gewesen, hätte kohlpechschwarze Haare und darin einen Blumenkranz gehabt, sie habe ihn bei seiner Ankunft scharf angeguckt, ihm salve zugerufen und eine Kußhand zugeworfen.

Zum Schlusse dieser Skizze des Examens darf nicht unerwähnt bleiben, daß dasselbe auch durch einige feierliche Andachten unterbrochen wurde. Während eine derselben ganz indifferent und deistisch war, accomodirte sich die andere dem positiven Christenthume, wahrscheinlich aus Rücksicht auf einige orthodoxe Zuhörer. Aus ersterer, dem fadesten Gerede, was man sich denken kann, theilen wir unseren Lesern als Probe des Ungeschmackes nur folgendes Lied mit:

---

*) Unseren Lesern gleich hier die Nachricht, daß sich Emilie 1789 mit einem Prediger in der Nähe von Bernburg verheirathete. Er hieß Cautius.

Gib finstern Völkern heilsam Licht,
Die Zweifler führ' herbei!
Der Glaubenszwang verew'ge nicht
Durch Noth die Heuchelei.

Bewahr der Schwangern Leib und Herz,
Gib ihrer Frucht Gedeih'n!
Laß der Gebärerinnen Schmerz
Mit Freud' ersetzet sein!

Die Jugend wachs an Werth und Stärk'
In weiser Zucht vor Dir,
Der Schulen gutes, wichtig's Werk
Zu bessern gib Begier.

Schaff' Jugendfreunden Hülf' und Rath,
Und nicht zu schwere Pflicht!
Jetzt wird verachtet uns're Saat,
Die Ernte werd' es nicht!

Im Ganzen fühlten sich die Zuhörer durch das Examen sehr befriedigt. Wolke, Simon und Schweighäuser wurden von dem guten Fürsten am Schlusse zu Professoren ernannt, viele der Besucher wurden während der Prüfungstage zur fürstlichen Tafel gezogen und sämmtliche Fremde nebst vielen Einheimischen Abends in einem öffentlichen Locale einmal auf Kosten des Fürsten, und zweimal auf Kosten des Philantropins bewirthet. Alles dies verfehlte seine Wirkung nicht. Reisende kamen von allen Seiten, um die Anstalt kennen zu lernen, die Zahl der Pensionäre mehrte sich fast mit jeder Woche und es begannen wieder einige Beiträge zu fließen. Unter anderen schenkte die Fürstin von Dessau 1000 Thlr. mit dem Versprechen, daß in den nächsten sechs halben Jahren jedesmal eben so viel folgen solle. Unter den Männern, welche sich für das Philantropin erklärten, war auch der Philosoph J. Kant in Königsberg. Durch das Alles bekam Basedow neuen Muth. Allein da er von seinem eigenen Vermögen schon manches zugesetzt hatte, so erneuerte er seine Forderungen an's Publikum mit dem Bemerken, daß er bei hinlänglicher Unterstützung Willens sei, noch ein Erziehungsinstitut für das weibliche Geschlecht zu stiften. Da jedoch keine weiteren Beiträge eingingen, auch sein Plan, ein Seminar für Landschullehrer zu gründen, keine Unterstützung fand, so wurde Basedow wieder sehr mißmuthig. Seine Niedergeschlagenheit wuchs, als der berühmte Iselin aus Basel den Ruf zur Mitcuratur des Instituts ablehnte, ja er beschloß, die Direction der Anstalt ganz niederzulegen, weil er sie nicht auf den Höhepunkt bringen konnte, den er sich zum Ziele gesetzt hatte und dagegen fortwährend mit Geldverlegenheiten kämpfen mußte. Einige Ermunterung und Freude brachte ihm der Eintritt des Feldpredigers Joachim Heinrich Campe*) in Pots-

*) Geboren zu Deensen im Braunschweigischen 1746, gestorben zu Braunschweig als Stiftsdechant am 22. October 1818.

dam, welcher seine einträgliche Stelle niederlegte und unter dem Titel eines fürstlichen Educationsrathes und mit 800 Thlr. Besoldung die Mitdirection übernahm. Es ist dies derselbe Campe, welcher durch seine Jugendschriften, namentlich durch den Robinson, in den weitesten Kreisen bekannt wurde, und welchem großes Lehrgeschick nicht abgesprochen werden kann. Der Fürst erhöhete außerdem die Beisteuer seiner Gemahlin zum Institute um das Doppelte, und so hoffte Jedermann, daß Basedow die Oberleitung behalten werde. Dieser blieb jedoch bei dem Vorsatze, die Direction niederzulegen, und führte ihn am 15. December 1776 wirklich aus.

Zur Rechtfertigung seiner Lossagung vom Institute gab er viele Gründe an, z. B. Kummer über die unzureichenden Unterstützungen des Publikums, die merkliche Abnahme seiner durch unablässige Arbeit geschwächten Kräfte, endlich die Furcht, sein Vermögen zusetzen zu müssen. Letzterer Grund gewinnt allerdings Bedeutung, wenn man erwägt, daß Basedow damals dem Institute wirklich die Summe von 4000 Thlrn. vorgeschossen hatte. Im Uebrigen darf nicht unbemerkt bleiben, daß er zum Dirigenten eines solchen Institutes gar nicht paßte. In hohem Grade von sich und seinen Verdiensten eingenommen, war er aufbrausend und litt ungern Widerspruch, sein Character war unduldsam und heftig, seine Gemüthsstimmung launenhaft und hypochondrisch. Dazu kam, daß schon damals seine Haltung im öffentlichen Leben Anstoß erweckte. Um die sinkenden Kräfte wieder anzuspannen, hatte er oft bei seinen nächtlichen Arbeiten zu geistigen Getränken die Zuflucht genommen und sich hierdurch an deren Genuß in bedenklicher Weise gewöhnt. Hatte er lange in sein Zimmer eingeschlossen gearbeitet, dann trieb es ihn einmal wieder in Gesellschaft, aber öfters nur, um sich hier durch geistige Getränke aufzuregen und Aergerniß zu geben. Ein sehr merkwürdiges Beispiel erzählt er selbst offenherzig und reuevoll. „Ich hatte, sagt er, meinen größten Fehler dieser Art damals (1774) schon und sehr öffentlich begangen. Sechs Wochen war ich arbeitsam im Zimmer eingesperrt gewesen. Unmittelbar darauf war ich bei einer sehr öffentlichen Stelljagd. Die plötzliche Veränderung machte mich (nach meinem Character) etwas ausgelassen. Ich trank. Die freie, ungewohnte Luft that das Ihrige. Ein unzeitiger, öffentlicher Wink einer Freundin, mich in Acht zu nehmen, kam hinzu. Ich blieb nicht, der ich bleiben sollte, vor vielen Einheimischen und Fremden. O du, durch meine Schuld unglücklicher Tag, der mir bestimmt war zur Freude!" —

So ganz vollkommen war aber Basedow's Trennung vom Institute noch nicht. Er hatte sich sogar vorbehalten, die Gewissensübungen in der Anstalt anzuordnen und so oft als möglich selbst zu halten, nach Gefallen in den Conferenzen seine Meinung zu

äußern und Vorträge zu halten, von den wichtigeren Angelegenheiten benachrichtigt zu werden und, mit Campe's Bewilligung, auch die Rechte eines Curators wieder auszuüben. Das Institut hatte damals außer Campe sieben Lehrer und 36 Pensionäre. Die Zahl der letzteren stieg schon im Sommer auf 50, und noch immer gingen neue Anmeldungen ein. Auch kamen wieder Geldunterstützungen in so reichlichem Maße, daß Basedow's Vorschüsse mit einemmale abgetragen werden konnten. So brachte die Judenschaft Berlins allein 518 Thlr. auf und vier Freimaurer-Logen in Hamburg sandten 500 Thlr. Der Fürst gab außerdem noch einen Theil des fürstlich Dietrich'schen Palastes zum Betsaale her, räumte eine Parthie des dazu gehörigen Gartens zum Spiel- und Turnplatze der Zöglinge ein und gestattete, daß die fürstliche Reitbahn wöchentlich sechs Stunden unentgeltlich vom Institute benutzt werden dürfe. Während so das Philantropin äußerlich blühete, fanden leider im Innern Mißhelligkeiten statt, welche hauptsächlich durch seinen Stifter hervorgerufen wurden. Basedow's eigenthümliche Stellung zu der Anstalt mußte nothwendig die Keime zu vielem Unfrieden in sich schließen und dazu beitragen, daß sich Partheiungen bildeten. Der Fürst trat als Vermittler ein und brachte Basedow dahin, daß er sich wieder enger an die Anstalt anschloß, mit doppelter Stimme an den Conferenzen Theil nahm und zur bessern Vereinigung der Herzen mit Campe und Wolke eine feierliche Verbrüderung schloß. Leider ging Campe schon wenige Wochen nachher (September 1777) von Dessau weg, und bald darauf gingen auch die Professoren Schweighäuser und Simon nach Straßburg zurück. Anscheinend schied man in gutem Einvernehmen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß Mißverständnisse und Zerwürfnisse vorausgegangen waren. Auf das Publikum machten diese Ereignisse einen ungünstigen Eindruck, und das kaum gewonnene bedeutendere Vertrauen fing wieder an, wankend zu werden.

Basedow übernahm nun gemeinschaftlich mit Wolke die Leitung der Anstalt in der Weise, daß ersterer die Oberaufsicht über den Unterricht und das gesammte geistige Leben führe, letzterer dagegen die äußeren Angelegenheiten, die Correspondenz, die Oekonomie und Finanzen besorge. Als neue Lehrer traten Professor Trapp aus Altona und Prediger Neuendorf aus Halberstadt, späterhin noch Busse und du Toit ein. Auch die neue Einrichtung bewährte sich nicht. Wolke's Einfluß wurde immer bedeutender und Basedow glaubte sich von ihm verdunkelt und herabgesetzt. Der Umstand, daß Wolke durch die Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten und der Correspondenz eine sehr bedeutende, auch nach Außen hin sichtbare Wichtigkeit gewann, steigerte Basedow's Eifersucht um so mehr, als man im Publikum die Meinung äußerte, daß er für

sein größeres Gehalt doch weniger für's Institut thue, als sein Mitcurator. Basedow gab sich sogar dem Argwohne hin, daß Wolke ihn selbst bei Hofe verkleinere und glaubte daher, nicht ferner gemeinschaftlich mit ihm wirken zu können. Um aus diesen beiderseits peinlichen Verhältnissen zu kommen, entsagte er der Curatur des Philantropins völlig und zog sich Ostern 1778 gänzlich und für immer zurück. Kurz darauf trat der so bekannt gewordene Professor Salzmann als Lehrer in's Institut ein. Er ist derselbe, der späterhin das berühmte, noch jetzt bestehende Institut zu Schnepfenthal bei Gotha gründete.

Basedow führte von nun ab in Dessau ein ziemlich stilles, keineswegs aber glückliches Leben. Sein Mißverhältniß zu Wolke schadete ihm beim Publikum sehr. Er glaubte auch bei Hofe alle Gunst verloren zu haben, und sein Mißmuth ging endlich so weit, daß er beschloß, die bisher bezogene Pension in die Hände des Fürsten zurückzugeben. Dieser nahm jedoch großmüthig genug das Anerbieten nicht an, bewies gegen Basedow's Schwächen eine bewunderungswürdige Schonung und bemühte sich mit seltener Güte, dessen Streitigkeiten mit Wolke im Stillen beizulegen. Leider hatten beide schon zu viel davon in's Publikum gelangen lassen, und namentlich hatte Wolke in einigen seiner Schriften nicht davon geschwiegen. Daher kam es endlich sogar zu einem förmlichen Prozesse, welcher jedoch im Mai 1783 den Weg zur Wiederversöhnung anbahnte. Basedow's Gemüthsruhe litt in diesen Jahren unbeschreiblich und sein Unmuth wurde noch durch manche andere Angriffe auf das Institut, seine Schriften und seine Wirksamkeit gesteigert. So schrieb Professor Schummel, derselbe, der vom ersten Examen in Dessau so begeistert war und seinen Fritz darüber so schöne Sachen erzählen ließ, einen das Philantropin und Basedow verhöhnenden satyrischen Roman: „Spitzbart“ mit dem Motto: parturiunt montes! — So plump diese Satyre auch sein mochte, so erregte sie doch vieles Aufsehen und brachte die Lacher auf ihre Seite. Um sich zu zerstreuen, und seinen Kummer und Aerger wenigstens auf kurze Zeit los zu werden, wählte Basedow bisweilen Gesellschaft an öffentlichen Orten. Aber fast regelmäßig vergaß er sich hier im Genusse des Weines und machte sich dann Uebereilungen schuldig, die seiner Ehre und seinem Rufe unbeschreiblichen Schaden thaten. Unthätig konnte er aber auch in dieser Lage nicht sein. Er warf sich wieder mehr auf das Gebiet der Theologie und schrieb eine ziemliche Anzahl Schriften, so z. B. einen Vorschlag an die Selbstdenker des 19. Jahrhunderts zum Frieden zwischen dem wohlverstandenen Urchristenthume und der wohlgesinnten Vernunft in 2 Bänden, wovon er an 200 Exemplare an Freunde vertheilte. Gleich darauf schrieb

er Lehren der christlichen Weisheit und Zufriedenheit für forschende Selbstdenker in 2 Theilen. — Von 1785 ab wandte er seine Thätigkeit wieder dem Schul- und Erziehungswesen zu und schrieb ein Werkchen von der Lehrform der Latinität durch Sachkenntniß (das alte Steckenpferd) und (1787) eine Anweisung zum Lesenlehren, in welcher er jedoch nicht über's Buchstabiren hinauskam. Er empfiehlt darin gebackene Buchstaben als Veranschaulichungsmittel und schlägt zu diesem Zwecke die Einrichtung von Buchstaben-Bäckereien vor. Wir haben die Erfahrung, sagt er, mehr als vier Wochen bedarf kein Kind des Buchstabenessens. Ist die Sache im Gang (auch das wissen wir), so kostet die Formirung des Teiges in Buchstaben für jedes Kind täglich keinen halben Pfennig, mithin in 4 Wochen einen Groschen. So viel ist doch wohl die Sache werth, so arm auch die Kinder sein mögen." — Da er in Magdeburg manche Freunde hatte, so reiste er im Herbste 1785 dorthin, und die alte Neigung zum Unterrichte erwachte hier wieder mit solcher Macht, daß er öfters in einer der dortigen Privatschulen selbst unterrichtete und seine Grundsätze durch Musterlectionen zu verbreiten suchte. Er fand solche Anerkennung, daß er diese Thätigkeit mehrere Jahre bei längeren Besuchen fortsetzte. Im Jahre 1788 verlor Basedow seine zweite Frau, die Tochter eines Predigers zu Slatille in Seeland, ein Verlust, der ihn schwer traf und an sein eigenes Ende erinnerte. Er gedachte eines Ortes, wo er seine letzten Lebenstage ruhiger und vergnügt zubringen und die Bildung seines Sohnes zweckmäßig fördern könne. Seine Wahl fiel auf Magdeburg, wo er im Consistorialrathe Funk und dem Propste Rötger noch treue Freunde besaß. Im Sommer 1790 übersiedelte er wirklich, sollte aber die gehoffte Ruhe bald an einem anderen Orte finden. In den nächsten Tagen nach seiner Ankunft in Magdeburg besuchte er heiter und froh erregt seine Freunde, machte mit ihnen Pläne und beschloß unter anderem noch eine Reise nach Halle, Leipzig und Dessau.

Am 24. Juli, als er Abends von einem Besuche bei Funk, welchen er nicht heimisch fand, zurückkehrte, überfiel ihn auf der Straße ein so heftiger Schwindel, daß er nur noch mit Mühe die Wohnung seines Freundes Rötger erreichen konnte. Hier erholte er sich bald wieder und fuhr ziemlich munter nach seinem Hause. Die Nacht brachte er jedoch unruhig und schlaflos zu und verlor einiges Blut durch den Stuhlgang. Morgens um 8 Uhr wollte er sich wieder an seinen Schreibtisch setzen, wurde aber durch Blutbrechen daran gehindert und legte sich alsbald zu Bette. Mit voller Geisteskraft traf er noch einige Dispositionen zu seinem bereits früher verfaßten Testamente und unterhielt sich um 11 Uhr Vormittags noch mit dem Hauswirthe von einer Predigt in der

französischen Kirche über den Text: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben rc. Der Blutverlust wurde jedoch immer bedeutender, und um ein Uhr Nachmittags fühlte er deutlich die Nähe des Todes und nahm mit zärtlichem Händedruck Abschied von seinem Sohne. Seine letzten Worte, die er noch mit halbgebrochener Stimme vorbrachte, waren: „Ich will secirt sein zum Besten meiner Mitmenschen!" Basedow starb am 25. Juli 1790, Nachmittags 2 Uhr, in einem Alter von 66 Jahren 10 Monaten. Die von ihm verlangte Section seines Körpers konnte wegen der großen Hitze und schnell eintretenden Verwesung nicht geschehen. Schon am 27. Juli, Abends 11 Uhr, begrub man die Leiche auf dem Kirchhofe der hl. Geistkirche, wo die Freunde des Verblichenen ihm später auch ein einfaches Denkmal setzten.

Unter den Anstalten, welche nach dem Muster und im Geiste des Philantropins zu Dessau gegründet wurden, aber gleich diesem fast alle nur ein kurzes Dasein lebten, hat keine Basedows Ideen mit mehr Enthusiasmus aufgenommen und gepflegt, als die Anstalt zu Marschlins in Graubündten. Ulysses von Salis hatte mit warmem Herzen, mit edler Menschenliebe diese Anstalt gegründet, aber auch sie dauerte nicht zwei volle Jahre. Ulysses von Salis, der Fürsorger des Ganzen, brachte große Opfer und brachte sie mit der vollsten Uneigennützigkeit eines begeisterten Schwärmers. Er berief zwölf Lehrer, unter diesen den berüchtigten Professor aus Gießen, Dr. Carl Friedrich Bahrdt; aber alle seine Opfer konnten der Anstalt keine Dauer geben. Der Philantropische Erziehungsplan oder die vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philantropin zu Marschlins (Frankfurt a. M. 1776) ist eine der interessantesten Schriften dieser Periode und gibt ein treueres Bild von den Einrichtungen, dem Wesen und den Grundsätzen der Philantropine überhaupt, als Basedows weitschweifige Methoden- und Elementarbücher. Wir theilen daher aus der das Werk eröffnenden Rede des Dr. Bahrdt „von den Eigenheiten eines Philantropins" unsern Lesern noch einzelne charakteristische Stellen zur Ergänzung des Bisherigen mit.

„Die Eigenheiten eines Philantropins, sagt er, lassen sich unter drei Klassen bringen. Die erste betrifft die Vervollkommnung des Körpers, die zweite den Unterricht in den Wissenschaften, die dritte die Veredlung des Herzens und dessen Ausbildung zur Tugend.

Das erstere, meine Herren, hat die philantropische Erziehungsart, wo ich nicht irre, vor allen, wenigstens mir bekannten Schulen gänzlich voraus. Auf keiner einzigen der bisherigen Schulen hat man die Bildung des Körpers als einen Zweck der Erziehung an-

gesehen. Man hat die Bereicherung des Verstandes oder vielmehr die Ueberladung des Gedächtnisses, nicht nur zur vornehmsten, sondern sogar zur einzigen Bestimmung eines Jünglings gemacht. Man hat geglaubt, vollkommene Menschen zu machen, wenn man ihnen eine recht große Anzahl von lateinischen Wörtern und Redensarten, nebst einem Vorrathe von Formeln, Definitionen und Beweissprüchen einprägte: aber man hat sich nie besonnen, daß ein fester, gesunder und dauerhafter Körper wichtiger sei, als die Kenntniß aller möglichen Sprachen in der Welt, und daß folglich die Bildung des Körpers der erste Zweck einer guten Erziehung sein müsse." — Nach einigen Excursen über die Nachtheile des früheren Verfahrens heißt es weiter:

„Man muß schlechterdings die Kinder den Vätern und Müttern, wenn ich so reden darf, aus den Händen nehmen, oder vielmehr, sie müssen selbst ihre Kinder, wenn sie sie lieben, bessern Erziehern anvertrauen, als sie selbst sind. Man muß diese Kinder von der Wiege an zu anderen Menschen umschaffen. Man muß ihre Kleidung, Wohnung, Lebensart, Sitten so einrichten, daß ihre Körper abgehärteter und dauerhafter, ihre Glieder stärker und gelenksamer, ihre Fibern gespannter und kraftvoller, ihr Fleisch fester, ihre Verdaungswerkzeuge wirksamer, ihre Haut von der äußeren Luft unabhängiger werde. Man muß — kurz, man muß die Kinder anfangen, gerade so zu behandeln, wie sie nur in Philantropinen behandelt werden können. Hier finden sie endlich fast die ganze Gymnastik der Alten, wodurch jene ihre Kinder zu so starken und gesunden Menschen machen konnten."

„Wir gewöhnen unsere Zöglinge zu kalten Bädern, deren sie sich, sobald es nur die Witterung erlaubt, täglich bedienen. Wir nöthigen sie, alle Arten der Speise, harte und weichliche, warme und kalte, ohne Unterschied zu genießen. Wir führen sie zur Sommerszeit in Wälder, wo wir mit ihnen mehrere Tage unter Zelten leben, und lehren sie da Kälte und Wärme, schlechtes Lager, geringe Kost und allerlei Arten von unschädlichen Unbequemlichkeiten mit Lust ertragen. Wir üben sie im Wettlaufen, Ringen, Balançiren, Fechten, Tanzen, — kurz in allem, was den Nerven Kraft, den Gliedern Gelenksamkeit, den Sinnen Schärfe, und dem ganzen Körper Festigkeit, Bewegkraft und Stärke ertheilen kann."

„Allein die Eigenheiten eines Philantropins erstrecken sich zweitens auch auf den Unterricht unserer Jünglinge, und zwar einmal in Hinsicht auf die bessere Auswahl in dem, was gewöhnlich auf Schulen gelehrt wird; dann in Rücksicht auf einige Wissenschaften, die bei uns allein, und auf den gemeinen Schulen gar nicht gelehrt werden, und die gleichwohl zur Bildung eines brauchbaren Weltbürgers schlechterdings unentbehrlich sind; endlich in Rücksicht auf die Methode."

„Wir machen im Philantropin eine bessere Auswahl in den Wissenschaften, d. h. wir schließen einige unnütze Dinge gänzlich aus und wenden desto mehr Fleiß auf wichtigere. Im Philantropin hört man nichts von jenem Gerippe von Logik, das den Verstand verwirrt und das Herz von der wahren Liebe zur Weisheit zurückscheucht: nichts von jener ewigen Grammatik, mit welcher man auf den gewöhnlichen Schulen fast ein Drittel des menschlichen Lebens ersäuft, das Studium der Sprachen verbittert, und allen Geschmack an Lesung der Alten gleichsam ertödtet: nichts von jenen strohernen Lehrbüchern der Religion, welche den Zögling mit Worten und Formeln bereichern, aber seinen Geist an Begriffen und Vorsätzen leer lassen. Dagegen ertheilen wir unsern Jünglingen einen desto vollständigeren Unterricht in einer auf das gemeine Leben überall angewandten Mathematik, in der für alle Stände so wichtigen und die ganze Seele aufklärenden Naturgeschichte, in dem echten Studium der Alten und in dem wahren Geiste der Religion. Hiezu kommen noch einige Arten von Kenntnissen, die man sonst auf Schulen gar keiner Aufmerksamkeit würdigte, und welche gleichwohl kein Mensch entbehren kann, der sich und seinen Mitmenschen nützlich werden will: ich meine die Oekonomie und die Theorie der Gesundheitssorge."

Nachdem der Redner die letzteren Disciplinen als Quellen des Reichthums, der Wirksamkeit für sich und Andere und des Wohlbehagens bezeichnet hat, fährt er fort:

„Aber lassen sie mich dem philantropinischen Unterrichte noch einen dritten Vorzug beilegen. Er besteht in der Methode. Und diese beruhet darin, daß man sich in allen wissenschaftlichen Lectionen, besonders aber in der Religion, ganz der socratischen Lehrart bedient, die, so viel ich weiß, noch auf keiner Schule eingeführt ist; ferner, daß wir uns überall an die elementarische Ordnung halten, keinen einzigen Begriff, keine einzige Ueberzeugung erschleichen, sondern von dem Einfachen und fühlbar Wahren zu dem Zusammengesetzten und Gefolgten schreiten. Drittens, daß wir fast Alles, was wir unsere Jünglinge lehren, vermittelst der besten Kupfer, Modelle, Naturalien und Experimente vor die Sinne bringen, und dadurch ihre Begriffe klarer und bleibender machen, als es auf irgend eine andere Art geschehen könnte; endlich, daß wir überall Sach- und Sprachkenntnisse verbinden, d. h. daß wir zu eben der Zeit, wo wir ihnen Sachen vortragen, irgend eine Sprache üben, und da, wo es Absicht ist, sie in einer Sprache zu üben, den Inhalt des Gespräches oder des Schriftstellers so wählen, daß nützliche Wahrheiten dabei erlernt oder wiederholt werden."

Hienach geht der Redner auf die Bildung des Herzens und die

Beobachtung der Charactere über. Er spricht von den Belohnungen und Strafen und von der Kunst, die Tugend durch Ausübung zu lernen. Er sagt seinen Zuhörern, daß ein Hauptzweck des Institutes sein werde, durch alles Bisherige fröhliche Menschen zu bilden. Die hierauf bezüglichen Stellen sind zu characteristisch, als daß wir sie unseren Lesern vorenthalten könnten.

„Fröhlichkeit, herrschende Fröhlichkeit, o, Freunde! sie allein ist das Kleinod, nach welchem wir alle streben sollten: denn sie ist — das Ebenbild Gottes, zu welchem wir erneuert werden sollen, und zu dessen Wiederherstellung Jesus Christus die vollkommenste Religion uns gepredigt hat. Oder wissen Sie von Gott etwas wichtigeres, etwas größeres, etwas interessanteres, als dies, daß er das allerseligste Wesen ist? Denken Sie nur unpartheiisch über die Sache nach! Es kann unmöglich eine richtigere Beschreibung von Gott gegeben werden, als diese: Gott ist das seligste Wesen! Er ist ein Wesen, das keinem Schmerze, keinem Kummer je unterworfen ist. Er ist der Gott der Freude. Er empfindet in jedem Augenblicke so viel Wonne, so viel Lust, so viel Vergnügen, als man bei dem Besitze der höchsten Macht, der höchsten Güte, der höchsten Weisheit nur empfinden kann, — von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gott hat uns in gar keiner anderen Absicht unser Dasein gegeben, als daß wir unseres Lebens so froh werden sollten, als es nur immer möglich ist. Er hat uns bloß deswegen auf die Welt gesetzt, daß wir hier schon lernen sollen, vergnügt sein, um es in der Ewigkeit recht vollkommen sein zu können."

„Der Redner folgert dies nun aus des Menschen geistiger und leiblicher Organisation, sowie aus der Einrichtung der Welt, und schließt seine Beweisführung mit der Behauptung, daß Fröhlichkeit Zweck, und Tugend Mittel sei." —

Aus dem Kapitel von den Strafen erfahren wir, daß Schläge gar nicht in Anwendung kommen dürfen. Dafür eröffnet sich folgende Scala von Correctionsmitteln: 1) Geldbußen vom Taschengelde, 2) Gefängniß bis zur Einsperrung bei Nacht, 3) Degradation, 4) die Fidel, es ist diese ein Holz, welches Kopf und Hände einschließt, ohne zu beschädigen, 5) das Karrenfahren. Der Knabe muß einen ordentlichen hölzernen Schiebkarren von einem Thore des Schlosses zum andern auf- und abfahren. 6) Schildwach. Zuweilen soll dem Sünder noch ein Zettel auf den Rücken geheftet werden, auf welchem sein Vergehen zu lesen ist, z. B. N. N., der Zänker. 7) Das Rad, der Delinquent muß im Arbeitszimmer eine Zeit lang ein schweres Rad drehen, welches die Spindel einer großen Drechselbank bewegt. 8) Der Schreier. Es wird ein Waisenknabe bestellt, der drei oder mehrere Tage hinter einander früh, Mittags und Abends, wenn Alle im Speisesaale ver-

sammelt sind, das Vergehen, und den Namen des Sünders laut ausrufen und mit einem dreimaligen Pfui! sein Geschrei beschließen muß. 9) Cariren (Fasten), bei großen Fehltritten Wasser und Brot. 10) Die eigene Plage. Der Schüler muß die ihm eigenthümliche Ungezogenheit, z. B. das Läuten mit den Füßen, Naserümpfen ꝛc. eine Zeit lang vor Andern fortsetzen. Dies bringt ihm Ekel vor seinem Fehler bei. 11) Der Bann. Er ist eine der härtesten Strafen und besteht darin, daß der Sünder zwei, drei und mehrere Tage von aller Gemeinschaft mit seinen Mitschülern ausgeschlossen ist. 12) Endlich folgt die Relegation oder Ausweisung. Wenden wir das Blatt um und betrachten wir dessen glänzende Seite, nämlich die Belohnungen.

Die große Aussicht, welche in dieser Beziehung den Zöglingen eröffnet wird, sind zwei Orden, nämlich der Orden des Fleißes (l'Ordre pour application) und der Orden der Tugend (l'Ordre pour la vertu). Der erstere besteht in einer silbernen Pflugschaar an einem schwarzen Bande, der letztere in einem goldenen Kreuze an einem blauen Bande. „Indessen, sagt der Berichterstatter, diese Zeichen sind nicht das Hauptwerk. Weit wichtiger ist dies, daß wir den Namen desjenigen, der einen Orden erlangt hat, in öffentlichen Blättern bekannt machen. Wir haben dabei die Absicht, daß unsere Zöglinge das Urtheil des Publikums in Zeiten für etwas wichtiges sollen ansehen lernen. Und wir hoffen nicht, daß eine solche öffentliche Bekanntmachung, welche einem Jüngling so entzückend und zugleich einer Familie so schmeichelhaft sein muß, uns für eine Zudringlichkeit gegen das Publikum ausgelegt werden dürfte. Denn man hat ja zeither in unseren Zeitungen und Intelligenzblättern dem lieben Publikum oft Dinge vorgesagt, die in Ansehung ihrer Wichtigkeit tief unter einer Nachricht stehen, die etwa so lauten könnte:

„Das Philantropin zu Marschlins meldet allen, welche Seele genug haben, sich über die Bildung eines Menschen zur Tugend zu freuen, daß N. N., der jüngere Sohn des Herrn N. N., zu einer solchen Höhe von moralischer Güte sich empor geschwungen hat, welche alle seine Lehrer und Mitschüler bewog, ihm einstimmig das Ordenszeichen der Tugend zu ertheilen.“ —

Aber worin besteht die Laufbahn, welche unsere Philantropisten durchwandern müssen, ehe sie ihr vorgestecktes Ziel, einen solchen Orden, erreichen?

Bleiben wir beispielsweise beim Orden des Fleißes stehen. Er hat hundert Stufen uud jede Stufe ist wiederum in fünfzig kleinere Schritte abgetheilt. Die ersteren heißen Punkte, die letzteren Billets. Auf einer öffentlich aushängenden Meritentafel wird nun jede Stufe mit einem Punkte, jeder Schritt durch ein

Billet angedeutet, deren ein Schüler also fünfzig haben muß, ehe ihm ein Punkt auf der Tafel angesetzt wird. Billets sind der achte Theil eines Kartenblattes, mit dem Namen eines Lehrers bezeichnet. Die einzelnen Billets können verdient werden durch Achtsamkeit in den Unterrichtsstunden, durch gute Antworten und Arbeiten und durch Proben besonderer Geschicklichkeit. Das Gegentheil berechtiget die Lehrer zur Verweigerung. Fünf abgeschlagene Billets vernichten fünfzig verdiente, d. h. einen ganzen Punkt auf der Meritentafel. Die Vernichtung selbst wird so angezeigt, daß auf der linken Seite der Tafel neben dem in der Mitte stehenden Namen ein schwarzer Punkt gemacht wird. So viel schwarze Punkte einer hat, so viel werden ihm von der Zahl der goldenen, die zur rechten Hand stehen, abgezogen, dergestalt, daß er z. B. 105 goldene Punkte zur Erlangung des Ordens bedarf, wenn er fünf schwarze hätte.

Führen wir nun unsere Leser etwas näher in die republikanische Verfassung des Institutes ein und lernen wir dessen Senat und Gericht kennen.

Letzteres besteht aus dem Fürsorger (Hrn. v. Salis), dem Direktor (Bahrdt), allen Lehrern, achtzehn Assessoren und den sämmtlichen Schülern, folglich aus dem ganzen Philantropin. Es unterscheidet sich vom Senat, dem es untergeordnet ist, nicht nur durch die Zahl der Mitglieder, sondern auch durch die Gleichheit derselben unter sich. Der geringste Schüler hat so gut seine Stimme, als der Fürsorger und die Lehrer. Nur die Sammlung der Stimmen ist Vorrecht des Directors und das erste Votum ein Eigenthum des Fürsorgers. Alles, was im Gerichte vorgetragen wird, muß durch Stimmenmehrheit entschieden werden. Doch kann jeder Schüler, so gut als jeder Lehrer, der Majorität bescheiden widersprechen, und wenn seine Gründe dem Fürsorger triftig scheinen, so kann von neuem votirt werden.

Es sind dreierlei Dinge, die im Gerichte vorkommen können. Erstlich das Gute, was Einzelne gethan, hienach dessen Werth und Belohnung, dann die Fehler des Charakters und die Sitten der Zöglinge. Hier muß jeder Schüler und Lehrer in einem verschlossenen Billet auf sein Gewissen sagen, was er an jedem seiner Mitschüler auszusetzen habe. Der Fürsorger nimmt diese Billets in Empfang und macht zu gelegener Zeit aus sämmtlichen Billets einen Auszug, jedoch ohne Beischrift der Angeber, z. B. N. N. wurde von 21 Stimmen für sehr empfindlich erklärt; N. N. soll nach dem Wunsche Aller sich fleißiger waschen und sich von der SaloppERIE mehr zu entfernen suchen.

Am nächsten Gerichtstage wird dann ein solches Register öffentlich vorgelesen. Nach Vorlesung des Registers thun Fürsorger und

Director den Vorschlag, daß der oder jener, von dem allzu große und wichtige Fehler bekannt worden waren, bis zum Ende des halben Quartales alle Gerichtstage von neuem an seine Fehler erinnert werden soll. Ueber diese Vorschläge wird dann in Abwesenheit des Beschuldigten votirt. Stimmen die meisten mit dem Vorschlage überein, so wird der Beschuldigte von da ab bis zur nächsten Urtheilsversammlung alle Gerichtstage, ehe die Versammlung sich trennt, von seinem besten, durch's Gericht dazu bestimmten Freunde mit der Formel angeredet: Freund, erfreue uns bald mit der Versicherung des Sieges über u. s. w.

Die Zeit des Gerichtes ist alle Mittwoche um 3 Uhr Nachmittags und dauert bis halb fünf. Der Director führt das Protokoll.

Der Senat endlich ist gleichsam das philantropische Hochgericht. Alle Aussprüche des Gerichtes werden hier bestätiget oder reformirt. Die Hauptbelohnungen werden bloß hier beschlossen und ausgetheilt und für Verbrecher sind keine anderen Richter, als die Mitglieder des Senates. Den Senat bilden der Fürsorger (welcher alle Beschlüsse durch seine Genehmigung erst gültig macht), der Director, die Lehrer und drei der tugendhaftesten und verständigsten Schüler, welche letztere als Beisitzer das Recht haben, über die Handlungen ihrer Mitschüler Erläuterungen zu geben und zur Vertheidigung oder Entschuldigung das, was ihnen bekannt geworden, vorzubringen.

Der Senat versammelt sich jeden Sonntag um 9 Uhr Morgens und hält seine Sitzungen bei verschlossenen Thüren. Der Inspector zeigt diejenigen an, welche sich während der Woche gegen die Gesetze vergangen haben. Dasselbe thun auch die sämmtlichen Lehrer. Ein Protokoll wird aufgenommen, das Für und Wider erwogen und die Strafen erwägt und beschlossen. Wenn dies alles geschehen ist, muß der jüngste Assessor läuten, und die sämmtlichen Schüler einführen. Hierauf werden die Strafen und Belohnungen publizirt und dasjenige bekannt gemacht, was etwa neuerdings verordnet worden. Das Protokoll nimmt sodann der Inspector mit sich, um nach dessen Vorschrift die Strafen zu vollziehen, und die Versammlung geht auseinander.

Mögen denn unsere Leser zum Schlusse dieser Schilderung des Treibens im Marschliner Philantropin auch noch an einem philantropinischen Sonntags-Gottesdienste Theil nehmen. Ist dieser doch so einzig in seiner Art, daß er schwerlich Langeweile erregen dürfte. Lassen wir den Director selbst schildern:

„An der Morgenseite des Schlosses steigt ein hoher Berg in verschiedenen Terrassen majestätisch empor, bis er sich in den Wolken verliert. Auf diesen Terrassen haben wir vier Tempel gestiftet, einen Tempel der Geschichtshelden, einen Tempel der Weisheit, einen Tempel der Tugend und einen Christustempel. —

Die ersten drei bestehen aus hohen, schattigen Lauben, welche amphitheatralisch angelegt sind. Inwendig herum sind doppelte Reihen von Rasenbänken, davon die innerste niedriger als die äußere ist. Der Christustempel hingegen ist von Holzwerk, auch amphitheatralisch, aber auswendig grün und inwendig weiß angestrichen. Zwei große Flügel öffnen die breite Vorderseite. Inwendig in der Tiefe des Tempels steht mit goldenen Buchstaben: **Jesus Christus.**

Der Tempel der Geschichtshelden steht auf der niedrigsten Terrasse und der Christustempel auf der höchsten. Zu diesen Tempeln zieht bei gutem Wetter das ganze Philantropin mit allen seinen Lehrern in Begleitung aller Einwohner des Schlosses und aller uns etwa Besuchenden um zwei Uhr Nachmittags mit Musik und Gesang. Wir haben zu dieser Feierlichkeit eigene Lieder, meistentheils von Lavater, die auf jene Tempel und ihre Absicht unmittelbare Beziehung haben und nichts als Gottesfreude athmen. Zuerst geht der Zug nach dem Tempel der Geschichtshelden. Musik und Gesang wechseln und sind auf dem Zuge munter und freudenvoll. Sobald wir aber vor den Tempel kommen, wird beides ernster und feierlicher. Nach Endigung des Liedes tritt ein Lehrer mitten auf den Platz und erzählt, ohne allen Prunk der Beredsamkeit, im Tone des Minnesingers, Proben des Muthes, der Entschlossenheit, der Tapferkeit, des Patriotismus ꝛc. aus der Lebensgeschichte irgend eines großen Mannes, dessen Andenken entweder die heil. Schrift oder die Profangeschichte aufbehalten hat, um den Zuhörern Gefühl für diese Vorzüge einzuflößen, und ihnen zugleich die größten Regenten, Staatsmänner, Gesetzgeber ꝛc. historisch bekannt zu machen. Nach der Rede wird eine Abschiedsstrophe gesungen. Hierauf geht der Zug auf die nämliche Art nach den übrigen Tempeln."

Auch in diesen werden Erzählungen und Schilderungen mitgetheilt, wie sie der Bestimmung jedes einzelnen Tempels entsprechen, und wir gehen daher ohne weiteres zum letzten Tempel über.

„Im Christustempel ist der Director Redner. Die vornehmste Absicht seiner Reden geht dahin, überall den Gedanken zu erwecken, daß alle die Vollkommenheiten, die sich bei jenen Tempeln in einzelnen Beispielen zeigen ließen, sich in der Person unseres Jesu vereinigen, und daß wir von ihm die beste Kraft und die herrlichsten Antriebe zur Nachahmung jener Vollkommenheiten erwarten können. Uebrigens wird hier die ganze Lebensgeschichte Jesu stückweise vorgetragen, und der Plan ist so gemacht, daß diese wichtige Geschichte jedes Mal in drei bis vier ein halb Jahren zu Ende gebracht wird. — Musik und Gesang sind bei dem Christustempel am ehrerbietigsten. Dieser Ton dauert auf dem Rückzuge bis zur zweiten Terrasse. Hier hebt erst der lebhaftere und freudenvollere

an, und dauert bis zum Eintritte in das Schloß, wo alsdann unsere Philantropinisten sich entweder in die Assemblee oder auf die Spielplätze begeben und den Rest des Tages in Fröhlichkeit zubringen. Gemeiniglich aber wird nach Verfluß einer Stunde das Zeichen der Allgegenwart Gottes gegeben, damit die Eindrücke der Religion fortdauern, und ihre Freude das bleibe, was sie war, — Gotteslust und Gottesfreude.

Blicken wir noch einmal auf die entrollten Lebensbilder nachdenkend zurück und zunächst auf das Verhältniß des Jüngers zu seinem Meister Rousseau. Beiden fehlte eine gute häusliche Erziehung, insbesondere der Einfluß einer liebevollen Mutter, und dieser Mangel wirkte auf ihr ganzes Streben und ihre gesammten Theorien. Darum legt der eine die Erziehung in die Hand eines Hofmeisters, deshalb will der andere das meiste durch seine Anstalten wirken. Doch hat Basedow den Vorzug, daß er den Werth der häuslichen und mütterlichen Erziehung für die ersten Kinderjahre nicht ganz verkennt und namentlich in der Pflege des Leibes von der mütterlichen Sorgfalt Vieles fordert.

Basedow will mit Rousseau, daß der Jugend das Lernen leicht gemacht und daß das Werk der Erziehung mit Freundlichkeit und Hingebung geübt werde. Wenn er darin auch zu weit ging und das eigene Belieben des Kindes zu sehr berücksichtigte, so hat er doch das Verdienst, eine freiere und humanere Behandlung und Erziehung der Jugend befördert zu haben.

Wenn Rousseau auf einen starken Körper und die damit in Verbindung stehenden Leibesübungen zu viel Gewicht legte und deshalb die geistige Ausbildung gröblich hintansetzte, so hat Basedow hierin ziemlich das rechte Maß getroffen. Der Nachdruck, mit welchem er passende Spiele und Leibesübungen empfahl, war der damaligen Zeit angemessen und geeignet, die bisherige Vernachlässigung der Gesundheitspflege sowohl in der Schule als im elterlichen Hause zu beseitigen. In dieser Beziehung hat Basedow ein Hauptverdienst, namentlich ist die Verbindung des Spieles mit der geistigen und leiblichen Erziehung ein glücklicher, wesentlich ihm gehörender Gedanke, den Gutsmuths späterhin weiter verfolgte.

In Hinsicht auf den Umfang des Unterrichtes und die intellektuelle Ausbildung wich Basedow am meisten von seinem Vorbilde ab. Während Rousseau die geistige Kultur und positives Wissen ganz vernachlässigte, fiel sein Schüler in's andere Extrem. Im Philantropin sollten die Schüler nicht mehr als Alles lernen; fast jede menschliche Beschäftigung zieht er in's Bereich der Schule, und sobald ihm Etwas nützlich erscheint, muß es zum Unterrichtsgegenstande erhoben werden. Man erinnere sich nur an die In-

haltsangabe des Elementarbuches, um sich zu überzeugen, daß Alles mehr in die Breite, als in die Tiefe ging. Es mag richtig sein, daß Basedow bei Aufstellung seiner umfassenden Lectionspläne sich auch von Rücksichten auf das Publikum leiten ließ; allein dies darf am wenigsten einen Mann entschuldigen, der auf seinem Gebiete als Reformator auftreten wollte. Wenn Rousseau schon gegen die Beschränkung des Begriffes der humanen Bildung auf die Philologie eifert, und das Studiren todter Sprachen (Emil I. 146) wenigstens bis in's fünfzehnte Jahr für unzweckmäßig und unnöthig erklärt; so geht sein Schüler ihm hierin in so weit treulich nach, als er die philologischen Studien möglichst beschränkt, ihren Zweck wesentlich in's Sprechenlernen setzt und den Sprachunterricht zugleich zum Sachunterrichte stempelt. Man merkt es Basedow und allen Philantropisten deutlich genug an, daß sie die todten Sprachen gerne ganz über Bord geworfen hätten, wenn hiemit nur das Publikum einverstanden gewesen wäre. Realkenntnisse aller Art galten den Philantropisten Alles, und um die Masse des Wissens zu bewältigen, mußte man zu allerlei Künsteleien, Bildern, Apparaten und Erzählungen mehr seine Zuflucht nehmen, als eine gesunde Beschränkung des Unterrichtsstoffes verlangt und gut heißen kann. So nahm denn überhaupt der Philantropinismus den Realismus in sich auf, und noch dazu mit der Anmaßung, daß in letzterem allein wahre Bildungskeime zu finden seien. In dieser Hinsicht übertraf er Franke's Schulen bei weitem. Während Rousseau's Wirken durch und durch revolutionär war, blieb Basedow noch mit den Fürsten und Gewaltigen auf gutem Fuße, schmiegte sich an alle, bettelte von allen und rühmte sich, daß sein Institut die gehorsamsten Patrioten bilde. Nur gegen die Kirchen war er gleich dem Meister revolutionär und alle seine Schüler, namentlich Campe und Salzmann, waren es mit ihm. Sie verbargen ihren giftigen Haß freilich oft genug unter hochtrabenden kosmopolitischen Reden, aber kein Hellsehender konnte den Pferdefuß verkennen. Die Dogmen, die Confessionen trennten ja die Menschen; also weg damit! Alles sollte ja in einen indifferenten Liebesbrei zusammengeknetet werden, aus dem jegliche Tugenden wie die Pilze über Nacht hervorschießen würden. — Rousseau und Basedow haben noch das mit einander gemein, daß sie die eigentliche Volkserziehung, die Bildung der unteren Gesellschaftsschichten nicht sonderlich interessirte. Sie haben es hauptsächlich nur mit einer Jugend zu thun, die Hofmeister und philantropischen Aufwand bezahlen kann. Wie sehr unterscheiden sich diese Herren darin von Franke, Rochow und Felbiger, so wie von dem später auftretenden Pestalozzi. Es fehlte ihnen bei allem Weltbürgerthum an der Liebe zum Volke, namentlich zu den Armen, wie sie denn überhaupt viel lieber Opfer forderten als brachten.

Wie Rousseau die Welt elektrisirte, so Basedow Deutschland, ja er wußte die deutschen Theoretiker und Denker zur That anzuspornen, sei es auch nur zur That des Geldspendens. Seine Wirksamkeit brachte eine heilsame Erschütterung hervor. Noch keiner hatte die Fürsten so eindringlich und so schlagend an die Pflicht erinnert, auch für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zu sorgen, noch keiner ihnen diese Sorge rentabler gezeigt. Was Franke's Sanftmuth und Vorbildlichkeit nicht gelang, das erreichte er in den höchsten Regionen durch seine Dreistigkeit und sein Sturmlaufen. Aber auch nach unten hin und in den Regionen der ihm Gleichstehenden erschütterte und reinigte das Gewitter seiner Vorwürfe. Die Philologen von reinem Wasser steckten die Köpfe zusammen und wurden stutzig ob der Offenbarung ihrer Schwächen, das Publikum begann zu denken, wo es bisher geglaubt hatte, und die Trägen und Saumseligen unter den Schulmeistern aller Kategorien rafften sich zusammen und merkten, daß es über ihren harten Köpfen brenne. Man horchte, man las, man frug und schaute selbst, und eine Menge Ideen kamen in Umlauf, durch welche die ganze Schulwelt vielfach befruchtet wurde. Selbst die Gegner lernten und besserten Manches im Stillen. Die nächsten Vortheile erwiesen sich darin, daß man die einseitige Cultur des Gedächtnisses verließ, die Anschauung zur Erleichterung des Unterrichtes benutzte und die Jugend humaner behandelte. Es ist nicht zu verkennen, daß es Basedow und dessen Gehülfen ebenso Ernst um's Menschenwohl war, als ihrem Lehrmeister Rousseau. Sie wollten nach ihrer Art glücklich machen, vorerst freilich die Begüterten der Erde, und sie hielten ihre Art für die beste. Mit ganzer Seele und aus allen Kräften wirkten sie für ihre Zwecke; aber wenn man ihr Thun und Treiben genauer verfolgt, so zweifelt man doch an der echten, reinen und uneigennützigen Liebe. Die Philantropisten hatten nebenbei auch sich, ihren Ruhm, ihre Ehre und ihr Fortkommen im Auge; daher das Gepräge einer gewissen Großsprecherei und Charlatanerie, welches überall nur mühsam durch pathetische Reden und uneigennützige Versicherungen vertuscht werden konnte.

Basedow war durchaus Rationalist. Ihm galten Rechtthun, gute Gesinnung und Pflichterfüllung für den besten Gottesdienst; die Religion war ihm nur eine Sittenlehre, er trennte den Glauben vom sittlichen Leben. Die Erlösung des Menschen durch Christum war ihm nur eine bildliche Redeweise, Taufe und Wiedergeburt nur Symbol und Wort ohne Realität. Daher trennte er sich von allem Kirchenthume und suchte den Gottesdienst auf das Haus und die Schule zu beschränken. Anstatt des Christenthumes wollte er das Menschen- und Weltbürgerthum; alle Scheidewände sollten

fallen. Schon deshalb war er Feind des Humanismus, dagegen Förderer des Realismus sammt der französischen Sprache, weil er in letzteren beiden ein sicheres Mittel zum Kosmopolitismus erblickte.

Einer Offenbarung bedurften Basedow und Genossen eben so wenig als Rousseau; sie hatten die Quelle der Wahrheit in sich selbst, in ihrer eigenen Vernunft, und was dieser nicht entsprach, hatte in ihren Augen keinen Werth. Daran knüpft sich natürlich, daß man nur die eigene Autorität anerkennt, daß sich mit dieser der Egoismus auf den Richterstuhl setzt, und daß man zuletzt mit den Philantropisten ein fröhliches und glückliches Leben als Hauptaufgabe des Menschen betrachtet.

Mit solchen Ansichten rissen die Philantropen die Jugend aus allem historischen Boden heraus, und wie sie selbst sich des höheren Zusammenhanges entschlagen hatten, so nahmen sie auch dem Jugendleben den Zusammenhang und die Verbindung mit allem Historischen und allen durch die Autorität geheiligten Lebensbedingungen. Vergeblich suchte man mit tönenden Schlagwörtern, mit pomphaften Reden, mit langathmigen Gebeten zum Allvater, den Mangel am Positiven, den Mangel an echter Religionspoesie zu verdecken; die Langeweile schaute überall hindurch und gähnt insbesondere Jeden in den Liedern an, mit welchen die Philantropisten ihren faden Gottesdienst feierten. Es tritt uns darin die nüchternste Prosa entgegen, noch verstärkt durch den Realismus und durch das Princip der Nützlichkeit, nach welchem auch der Lectionsplan bemessen wurde. Alles sollte begriffen, nichts mehr geglaubt, alles verwerthet werden und nur das Geltung haben, was im praktischen Leben zur Milchkuh werden konnte. Somit mußte die Jugend nüchtern, prosaisch und altklug werden. Waren es doch auch die Lehrer des Philantropins in solchem Grade, daß Campe selbst sagte, wer Phantasie habe, sei unzuverlässig, und Jürgens, der Erfinder des Spinnrades, stehe höher als Homer. Derselbe Campe hat auch die poetische Seite des Robinson fast ganz unbeachtet gelassen. Während ein diesen zauberhaften Stoff behandelnder Engländer (Defoe) die Situation benutzt, um zu zeigen, wie der Einsame Gott kennen und lieben, wie er beten und sich heiligen lernt, weiß Campe hauptsächlich nur darzustellen, wie der Mensch sich durch Nachdenken und eigene Kraft hilft und sich allmählig allerlei Bequemlichkeiten schafft.

Die Erzieher und Lehrer werden darin übereinstimmen, daß die Hauptaufgabe der Pädagogik nicht das Wissen und Können, nicht die intellektuelle Bildung, sondern vielmehr die Bildung des Willens ist. Nach dieser Seite hin haben die Philantropisten mehr geschadet, als genützt. Der Grundsatz, alles Lernen leicht, ja zum Spiele zu machen, jeden Ueberdruß sorgfältig zu meiden und daher häufig mit Gegenständen und Beschäftigungen zu wechseln,

ließ die Jugend nicht zu jener Ruhe und festen Gewöhnung, nicht zu jenem Ernste kommen, durch welche die Bildung des Willens bedingt ist. Die Philantropen vergaßen, daß sich der Wille an etwas Aeußerlichem, an einer Autorität heranbildet und erst allmählig zur Freiheit erstarkt. Sie setzten an die Stelle dieser Autorität das eigene kleine Ich mit seinen Gelüsten, und unterwarfen den Willen der klügelnden Reflexion. Damit war jene Richtung angebahnt, vermöge welcher der Wille zum Eigenwillen und zum Diener der Selbstsucht gemacht, nicht aber zur sittlichen Freiheit erhoben wird. Rechnet man hiezu jene Selbstüberschätzung, welche die republikanische Verfassung der Philantropine, ihr Senat und Gericht, ihre pomphaften Belohnungen nothwendig erzeugen mußten, so bedarf es keines weiteren Beweises, daß mit all' diesem Geklingel nur die Verbildung des Willens, nur dessen Erschlaffung bewirkt werden mußte. Um das Uebel noch ärger zu machen, trat noch der Umstand hinzu, daß der Jugend vielfach durch das realistische Princip jener ideale Aufschwung genommen wurde, welcher dem Willen Spannkraft verleiht und zu mannhaftem Streben begeistert.

Basedow hat angeregt, hat mächtig interessirt; aber der Begründer einer neuen Pädagogik konnte er nicht werden; nachhaltig konnte seine Wirksamkeit nicht sein. Er griff die Sache nicht beim Fundamente an, die Bildung des Volkes blieb ihm fremd, für die Armuth und Niedrigkeit hatte er kein Herz und keinen Sinn; darum kannte ihn auch das Volk nicht, und darum drangen seine Ideen auch nicht in die niederen Regionen des Lebens. Die Gewaltsamkeit seines Auftretens, die maßlose Ueberschätzung des eigenen Verdienstes und die hochmüthige Verachtung alles Bestehenden, gepaart mit Rohheit der äußeren Erscheinung, stießen selbst in den gebildeten Kreisen zurück und erschütterten das Vertrauen edler Menschenfreunde. Anstatt an das Bestehende anzuknüpfen, anstatt sich mit den mächtigsten Factoren aller Erziehung, mit dem Familienleben und den kirchlichen Gemeinschaften zu verbinden, ignorirte er diese oder stieß sie höhnend zurück, und entfremdete seinem Streben dadurch neben vielen edlen Herzen auch das Volk. Weil er sein ganzes Gebäude nur auf sein eigenes Ich gründete, stürzte es auch mit ihm zusammen, so daß nur wenige der Philantropine das Ende des Jahrhunderts erlebten und selbst der Name verschwunden ist, oder nur noch als Seltsamkeit auftaucht. Sein Schicksal gibt uns die tröstliche Lehre, daß beim deutschen Volke nur eine positiv christliche Pädagogik Wurzel schlagen kann, und daß eine solche Pädagogik immer wieder den Sieg erringen wird, sollte sie auch eine Zeit lang durch Realismus und Rationalismus gefährdet werden.

Friedrich Eberhard v. Rochow.

Unter den Männern, welche dem ersten Examen im Dessauer Philantropin beiwohnten, wurde auch der Domherr Freiherr v. Rochow genannt. Dieser merkwürdige Mann verdient unsere Beachtung um so mehr, als er einer von den Wenigen war, welche bei dem Streben nach Verbesserung des Schulwesens nicht vorwiegend die Unterrichtsanstalten für die höheren Stände, sondern die Schulen für's Volk in's Auge faßten und die Bildung des vernachlässigten Landvolkes in Herz und Hand nehmen. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von Basedow, der ihm sonst in Vielem Vorbild war, und schließt sich würdig Männern wie Felbiger und Schulstein an. Heppe nennt ihn deshalb auch den Reformator und Vater des evangelischen Dorfschulwesens in Deutschland. Geboren 1734 zu Berlin, in früheren Jahren Soldat, lebte er von 1760 ab auf seinen Gütern nur den Studien und dem Gedanken einer besseren Volksbildung. Die nächste Gelegenheit darauf hinzuarbeiten fand er auf seinen eigenen Gütern, namentlich in den Dörfern Reckan (auch Rickane), Gettin (auch Göttin) und Krane unweit der Stadt Brandenburg. In den Jahren 1771 und 1772 entstand wegen der überaus nassen Sommer eine große Theuerung, die, im Vereine mit dem ungesunden Wetter, bald gefährliche Krankheiten unter Menschen und Thieren erzeugte. Auch auf Herrn v. Rochow's Gütern hielt der Tod seine Ernte. Zwar hatte Hr. v. Rochow einen geschickten Arzt berufen und dieser, wie er selbst, gaben den Landleuten guten Rath und schriftliche Verhaltungsmaßregeln; allein anstatt diese und des Arztes Hülfe zu benutzen, wandten sich die Bauern in ihrem Aberglauben und ihren Vorurtheilen lieber an Quacksalber, kluge Frauen und Schäfer, bezahlten deren Mittel reichlich und starben dahin. Hrn. v. Rochow's wohlwollende, menschenfreundliche Absichten scheiterten an der Dummheit und alten Gewohnheiten. Dies schmerzte ihn tief. „In bitteren Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einstmals (so erzählt er selbst) an meinem Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in

einem Netze verwickelt daliegt. So, dachte ich, liegt auch die edle, kräftige Gottesgabe Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in einem Gewebe von Vorurtheilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige, gebrauchen kann. Ach, wenn doch eine Maus da wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte. Vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern und sich los machen können! Und nun zeichnete ich, gleichfalls als Gedankenspiel, auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest? — Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei, wie er ist. Er wächst auf als ein Thier unter Thieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die er wie zur Frohne hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst wenn sie gut ist (und wie oft ist sie das?) das Bündige derselben bei ihm nicht Ueberzeugung findet. Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Jugend zu veredeln. Ihre Lehrer sind, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet dann der Staat bei diesem Zustande der Sachen, nach welchem sein Flor sich in beständigem Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet, mehr Verlust als in der blutigsten Schlacht. — Gott, dachte ich, muß denn das so sein? Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers, nicht auch verhältnißmäßig gebildet und zu allen guten Werken geschickt gemacht werden? Wie viel tüchtige Menschen hätte ich in diesen Jahren nicht meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Stupidität geworden sind! Ja, ich will die Maus sein. Gott helfe mir! Und nun schrieb ich gleich denselben Morgen die Titel der dreizehn Kapitel, woraus mein Schulbuch für die Lehrer der Landleute bestehen sollte, nieder, und zwar auf die andere Seite des Blattes, worauf der Löwe, das Netz und die Maus stand." —

Rochow theilte diesen Plan seinem kürzlich erst berufenen Pastor Stephan, und auf dessen Anrathen auch dem Propste Teller in Berlin mit. Letzterer lobte ihn und gab noch mancherlei nützliche Winke. So entstand Rochow's erste schriftstellerische Arbeit unter dem Titel:

Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen. Berlin,

bei Fr. Nicolai. (Mit dem Motto: Difficile est proprie communia dicere. Horat.) 1772.

Dieser Versuch Rochow's erlebte einige Auflagen und erschien in solchen mit dem Zusatze „zum Unterricht für Lehrer in niederen und Landschulen“.

In der Vorrede rechtfertiget er sein schriftstellerisches Auftreten damit, daß er unter dem Volke lebe, und daß ihm des Volkes jammere, welches neben den Mühseligkeiten seines Standes noch unter der schweren Bürde der Vorurtheile und Unwissenheit seufze. Die Landleute wissen weder das, was sie haben, gut zu nutzen, noch das, was sie nicht haben können, froh zu entbehren. Sie sind weder mit Gott, noch mit der Obrigkeit zufrieden. Erstere halten sie für einen Stiefvater, letztere sehen sie für einen harten Statthalter an, der zur befohlenen Pflicht hat, ihnen das Leben zu verbittern. Daher ist ihre Religion meistentheils der verderblichste Fatalismus. Sie wollen zur Noth wohl durch Christum selig, aber nicht nach Christi Geboten vorher fromm werden.

Die Ursache solcher Uebel findet Hr. v. Rochow in der vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend. Man sorgt nicht dafür, sagt er weiter, ihr die von der ihrigen oft sehr verschiedene Sprache des Unterrichtes und in derselben richtige Begriffe beizubringen. Man bildet nicht ihre ganze Seele. Man gewöhnt ihr Gewissen nicht, über ihre Urtheile und Handlungen zu richten. Und so bleibt denn auch das Landvolk unfähig, einen moralischen Vortrag zu verstehen, gegebene Regeln anzuwenden, begangene Fehler zur Besserung zu nützen, sondern sie sind und bleiben sinnlich, d. i. nicht viel besser als thierisch und fühllos für jede Art moralischer Glückseligkeit.

So fand ich, ruft er aus, so fand ich das Landvolk, und nun sah ich mich nach Hülfe um, wodurch diese Last weggeschoben werden könnte.

Außer dem Katechismus und der Heilsordnung fand ich kein Schulbuch für den Landmann, und außer dem wörtlichen Inhalt dieser höchstens bloß auswendig gelernten aber nicht verstandenen Bücher keine Wissenschaft, die man dessen Kindern lehrte.

Ich denke doch nicht, daß man die Seele eines Bauernkindes für ein Ding von anderer Gattung hält, als die Seele der Kinder höherer Stände.

Aber dann ist's mir unerklärbar, wie nach der herrschenden Lehrart aus diesen Leuten verständige Menschen und gar Christen gebildet werden sollen. Sie verstehen ja, wie es die Erfahrung lehrt, nicht einmal alle die Worte des Katechismus, und sollen doch den Sinn fassen und durch ihr ganzes Leben wider die ausschweifende Sinnlichkeit wirksam und thätig werden lassen.

Da ich also nichts fand, was unmittelbar für den gemeinen Mann und seine Kinder mir zweckdienlich schien, so wagte ich diesen Versuch mit dem herzlichen Wunsche, daß bessere, weisere Menschenfreunde als Arbeiter an diese Ernte sich machen möchten, und daß mein Versuch bald durch Meisterstücke verdrängt werden möge. Dieses Vorhergesagte mag zugleich dem Einwurfe begegnen: Ist denn aber auch dieser Versuch ein dienliches Mittel, mehr Erleuchtung in diesen Stand zu bringen?

Nun will ich mich unmittelbar zu dem wichtigsten Einwurfe wenden. Man sagt nämlich: Aber ist es denn der Einrichtung des Staates nicht nützlich, wenn der Bauer dumm bleibt, nicht schädlich, wenn er klug und verständig wird?

Um diesen scheinbaren Einwurf zu widerlegen, ist es nöthig, über Worte sich zu verstehen.

Klug und verständig werden heißt bei mir nicht arglistig, treulos, rebellisch, den eingebildeten höheren und besseren Einsichten widersprechend (raisonneur), neuerungssüchtig und seines Berufes überdrüssig werden; sondern ich nenne nur Denjenigen klug, der die Pflichten seines Standes kennt, die Vortheile desselben zu nutzen weiß und selbst aus dem Uebel das damit vermischte Gute herauszufinden versteht; oder (wenn diese kürzere Erklärung besser gefällt): der in jedem Stande sich so verhält, daß ihm seine Lebensart kein Hinderniß zur Vollkommenheit wird. Nach dieser Erklärung wird wohl die rechte Klugheit dem Landmann nicht im Wege sein, ein geschickter Bauer (cultivateur), ein fleißiger Arbeiter, ein treuer Dienstbote, ein tüchtiger und gehorsamer Soldat &c. zu werden.

Was schadet also der Unterricht in der wahren Klugheit dem Staate? Sollte nicht vielmehr jeder Staat unsäglich große Vortheile davon haben, wenn z. B. alle Menschen gewissenhafter würden? Aber das Gewissen gründet sich auf Religion, die im Verstande und Willen wirkt und ohne gute Erziehung und Unterweisung dem Menschen nicht mitgetheilt werden kann. Wenn z. E. das Christenthum in dem Verstande und Willen des Menschen gegründet ist, und sein wohlthätiges Licht auf so manche Dunkelheiten des Lebens wirft, so gibt er Gott recht. — Er hat Lust an seinen Gesetzen; man darf ihm nur die Pflicht zeigen, so thut er sie um Gottes willen, der seinen Gehorsam als ein angenehm Opfer ansieht. Jede Obrigkeit ist ihm dann heilig, weil sie von Gott verordnet ist. Er betet für sie noch dann, wenn er leidet, und entschuldigt sie, weil er weiß, daß es auch schwerere Pflichten gibt, je höher die Stände sind. Er gehorcht den guten Herren und auch den wunderlichen. Als Dienstbote ist er treu, denn Gott siehet dahin, wo der Herr oft nicht hinsehen kann. Als gebungener

Arbeiter ist er fleißig; er sucht wirklich das Beste desjenigen, der ihn lohnt; denn er weiß, daß ein solcher Mensch von Gott noch einen Gnadenlohn erwarten kann.

Hiernach geht Hr. v. Rochow speciell auf den Soldatenstand ein und zeigt den Lesern, wie selbst dem gemeinen Soldaten eine bessere Bildung zur Ausübung seines Berufes nützlich sei. Sodann fährt er fort:

Aber vielleicht will man sagen: Wird denn der gemeine Mann schon aus diesem Versuche zum Schulunterrichte klug werden ohne Lehrer?

Nicht ohne Lehrer; denn für unwissende Kinder können eigentlich keine solche Bücher geschrieben werden, indem der Gebrauch eines solchen Buches Lesen und Verstehen voraussetzt. Wohl aber für den Lehrer; denn bei ihm ist das Lesen-können und das Verstehen des Gelesenen eher zu vermuthen.

Und wie man bei kranken Säuglingen verfährt, da man nämlich ihren Ammen Arzneimittel verordnet, so ist auch bei diesem Versuche mein Plan beschaffen gewesen. Ich habe den Schullehrern auf dem Lande und in niedrigen Schulen einige Aussichten in das Reich nützlicher Wahrheiten eröffnen und ihnen eine nach meiner Einsicht gute Methode zeigen wollen. Wenn es zur Anwendung kommt, so müssen sie noch immer selbst denken und erfinden.

Er erwähnt nun, daß auch ein anderer Menschenfreund, Hofrath Schlosser, ähnliche Ansichten hege und diesen durch einen Katechismus für's Landvolk Ausdruck gegeben habe. Sodann fährt er fort:

Nun sei es mir erlaubt, einen kurzen Aufriß und die Gründe meines Planes dem Leser vorzulegen.

Ich habe mit Uebungen der Aufmerksamkeit und Wißbegierde angefangen und behaupte, daß auf solche Art, welche nach den Umständen verändert werden kann, fast ein halbes Jahr lang die Kinder geübt werden müssen. Denn haben sie erst auf's Wort und auf Sachen merken gelernt, so ist der übrige Unterricht leicht und eine Lust für Lehrer und Lernende. Man denke aber nicht, daß es eine leichte Sache sei, den flatterhaften Sinn der Kinder dahin zu bringen. In die gute Anwendung dieses Hauptstückes setze ich die ganze Kunst des Lehrers.

Daß ich gleich darauf von Ursache und Wirkung handle und diese Erkenntniß unter die nöthigsten zähle, davon gebe ich folgende Gründe an: Die Lehre von Ursache und Wirkung, Mittel und Endzweck rc. ist zum rechten Gebrauch der Vernunft unentbehrlich. Ohne sie lernt man schwerlich richtig denken, reden und handeln. Bei tausend Gelegenheiten braucht ein Kind von der Wahr-

heit unterrichtet zu sein, daß jede Wirkung ihre Ursache hat, und umgekehrt, daß, wer den Endzweck will, auch die Mittel sich gefallen lassen müsse. Man sagt: „Der Gehorsam richtet dasselbe aus." Ich aber kann dieser Meinung nicht beipflichten. Denn schon das Kind handelt sehr oft in solchen Umständen, die man nicht vorausgesehen, und also keine Verhaltungsbefehle gegeben hat; und zuweilen sind solche Handlungen von Wichtigkeit. In manchen anderen Umständen ist selbst ein Gehorsam auch sicherer und wider die Versuchungen stärker, wenn Einsicht und Selbstliebe das Befohlene als gut und das Verbotene als bös darstellt. Endlich, der blinde Gehorsam muß ja aufhören, aber die Vernunft bleibt.

In den folgenden Hauptstücken findet man einige Vorübungen des Verstandes, ohne welche, wie mich dünkt, der Unterricht in der Religion nicht in dem Grade gelingen kann, als es zu wünschen wäre und als es gelingen würde, wenn nicht bloß das Gedächtniß geübt, sondern wirklich für das Verständigwerden 2c. (Ephes. 5, 17)*) gesorgt und jede Neigung auf das Gute gelenkt wird.

Wie man die abstractesten Begriffe, wenn ihre Wichtigkeit sie nöthig macht, durch sinnliche Gleichnisse und Behandlung in die Gemüther der Jugend bringen könne, habe ich in einigen Hauptstücken versucht. Diese Versuche sind nicht leicht, denn sie sind ungewöhnlich, und man findet kaum einige Muster. Ich habe auch in diesen Stücken Vieles, was in der ersten Ausgabe war, verändert, vermehrt und, ich wünschte es hoffen zu dürfen, verbessert.

Die Ordnung der Kapitel hat mit aller meiner Mühe nicht systematisch werden wollen. Vielleicht ist es aber doch zweckmäßige Ordnung; nur daß sie sich bei der Behandlung erst entdeckt. Ueberhaupt aber scheint die menschliche Erkenntniß zum strengen System noch nicht reif zu sein, da unser ganzes Wissen Stückwerk ist.

Von dem Inhalte der Bibel scheint mir ein kurzer Auszug für's Gedächtniß des gemeinen Mannes ein gutes Hülfsmittel. Eine christliche Moral, nicht ein Wortregister der Tugenden habe ich, so wie eine natürliche Theologie auf Bitten eines Freundes gewagt, weil ich als ein Laie mich in dieses Fach nicht gerne einlassen mochte. Doch sind diese Hauptstücke nicht so mit dem Ganzen verbunden, daß nicht bessere an ihre Stelle gesetzt werden könnten. Inzwischen und weil ich meinem Buche die größte Gemeinnützigkeit wünsche, so habe ich alles das sorgfältig vermieden, was zwischen den verschiedenen Gemeinden der Christenheit streitig sein kann, und überlasse den Lehrern in jeglicher Kirche die Ergänzung der ausgelassenen Stücke mit gegründeter Bescheidenheit.

---

*) Darum werdet nicht unverständig, sondern verstehet, was der Wille Gottes ist.

Ich habe mich lange bei dem Begriffe von dem Verhältnisse der Dinge verweilt. Denn wenn ihn die Jugend recht gefaßt hat, so kann man von Pflicht und Klugheit weit kürzer mit ihr reden, als sonst möglich wäre. Es ist ein sehr methodischer Begriff. Dieses Hauptstück ebensowohl, als das von natürlichen Dingen, kann man so früh, als man vermuthen darf, daß es die Schüler verstehen werden, vornehmen. Ueberhaupt aber ist das Lehrbuch so eingerichtet, daß es in dem langen Zeitraume zwischen dem 6. oder 7. bis zum 14. oder 15. Jahre mehr als einmal durchgelehrt werden kann, da dann die vermehrte Erkenntniß durch den ersten Unterricht auf die 2., 3. 2c. Verhandlung Licht werfen und mehr ergänzende Vollständigkeit erlauben wird.

Wer die Landwirthschaft versteht, wird mit mir einstimmen, daß in den folgenden Hauptstücken manches dem Landmanne Nützliche gelehrt werde. Daß aber Vieles in diesem Hauptstücke lokal sei, und nach der allernächsten Bestimmung dieses Buches sein mußte, darf ich wohl nicht entschuldigen. Sollte man es in anderen Gegenden der Ehre des Gebrauchs würdigen, so könnte der geschickte Lehrer auf durchschossenes Papier sein Lokales an dieser Stelle in sein Exemplar setzen.

Zum Nagelschmieden, einem der unkünstlichsten Handwerke, hält man doch wenigstens drei Lehrjahre für nöthig; ist es nicht zu verwundern, daß man geringer von der so sehr kunstfähigen Landwirthschaft zu denken scheint, und daß man von ihr glaubt, sie lerne der Bauer von selbst? Ja, er lernt sie; aber wie? Mit allen Irrthümern und Vorurtheilen seiner Vorfahren, und zu der geringsten Verbesserung durch Nachdenken und Kenntnisse unfähig und auch unwillig. Ein Landesherr, der die wichtige Wahrheit glaubt, daß im Ackerbau die Grundkraft des Staates liegt, wird mit den besten Edikten zur Verbesserung tauben Ohren predigen, wenn er nicht für die bessere Einrichtung der Schulen zur Bildung der Gemüther in der Jugend durch Unterricht in den nützlichsten ökonomischen Kenntnissen Sorge trägt.

Ich will kürzlich meine Meinung sagen, was verbessert und wie verbessert werden müsse:

1) Mit Handwerkern und unwissenden Bedienten muß keine Land- oder niedere Schule mehr besetzt werden, sondern wo möglich für's erste mit Candidaten der Theologie, und aus ihnen würden etwa die Landprediger hergenommen. — Der Nutzen dieser wünschenswürdigen Einrichtung fällt zu sehr in die Augen, als daß ich es nöthig hätte, weitläufig ihn zu entwickeln. Sollte dieses aber nicht angehen, doch mit geschickten und fleißigen jungen Leuten, die gute Schulstudien haben, und die, in Ermangelung eigener Seminarien, etwa der einsichtsvollere Prediger mit dieser Lehrart vertraut gemacht hat.

2) Sie müßten alle wenigstens über 100 Thlr. baares Geld an fixem Gehalte nebst dem Kantortitel haben, ohne die übrigen Vortheile, als Feuerung, Wohnung, Garten ꝛc., damit sie sich gern und ganz dem Schuldienste weihen könnten. Dafür aber würden alle Kinder der Gemeinde unentgeltlich in der Schule unterwiesen. Könnte ein jeder Schullehrer zugleich der Küster in seinem Orte sein, so würde außer dem kleinen Vortheile, der dadurch jedem Schullehrer erwüchse, noch der Nutzen erlangt, daß der Küster in matre, der zugleich Schulmeister ist, nicht so oft wegen sogenannter Amtsverrichtungen auf anderen eingepfarrten Orten seine Schule versäumen müsse.

3) Es müssen Klassen sein, wenigstens zwei. Die Schulzeit währt zur Erhaltung der Gesundheit des Lehrers nur etwa höchstens sechs Stunden, und die Lectionen theilen sich nach ihrer Nützlichkeit in diese Zeit, davon etwa vier Stunden des Vormittags und zwei des Nachmittags fielen.

4) Die Schulgebäude müßten Vorzüge vor den übrigen haben; die Stuben hell und mit nützlichen und zweckmäßigen Bildern oder Sachen und Modellen geziert sein.

5) Wenn mit dem Lesen und Schreiben das erste Hauptstück verbunden, auch nichts Anderes gelesen und geschrieben würde, als faßliche und gemeinnützige Wahrheit, leichte Geschichte, Gedenksprüche, Lieder u. dgl., so erreichte man zwei wichtige Endzwecke auf einmal und erleichterte der übrigen Lehre den Eingang.

Muster und Beispiele dazu sind für's erste in ausgesuchten Versen vieler alten und neuen geistlichen Lieder und in den Historien und Gleichnissen, so selbst in diesem Buche stehen, und vielleicht bald in einem erscheinenden Lesebuche, so der Kinderfreund ꝛc. heißt, zu finden.

Ihr großen und vermögenden Herren der Erde, möchtet ihr doch nichts gegen den zweiten und vierten Paragraphen einwenden! Hierauf kommt Alles an. Und welche Ausgabe wäre edler und würde reichere Zinsen tragen? Wo sehr arme Herrschaften sind, müßten Kirchenkassen, ja selbst die Unterthanen (wenn sie dazu Vermögen haben) zusammenschießen. Sonst aber schließe sich doch Keiner aus, hier zuzulegen! Sind wir denn bloß geboren, die Früchte der Erde zu verzehren? Sind wir nicht Haushalter Gottes? Sollten wir nicht Sein Reich, welches das Reich der Wahrheit und Erkenntniß ist, vermehren, und das Reich der Finsterniß, d. i. der Unwissenheit und des daraus entspringenden Irrthums und Aberglaubens, so viel an uns ist, zerstören helfen? Gewiß; Gott würde solchen Anstalten und Einrichtungen seinen Segen nicht entziehen.

Möchte doch dieser Trieb in allen Seelen entbrennen, und allgemeine Menschenliebe hier keinen Stand ansehen: damit durch Aus-

breitung einsichtsvoller Tugend in jedem Ort Glückseligkeit wohnen und Gerechtigkeit und Friede sich überall begegnen könne! Wir haben diese Stellen aus Rochow's Schrift unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, weil sie das Programm der ganzen Wirksamkeit des Mannes selbst enthalten und zugleich angeben, worin er mit Basedow übereinstimmt und wodurch er sich von diesem unterscheidet.

Zunächst weht uns aus dem Ganzen die reine, ungeschminkte Liebe zum Volke an. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von seinem vorbildlichen Zeitgenossen. Er will das Landvolk, diese bisher kaum beachtete Volksschicht, veredeln und aufklären, und daß es der „Freiherr" v. Rochow ist, der dieses anstrebt und keine Standesvorurtheile kennt, erhöht das Verdienst. Pestalozzi hätte zum Vorbilde seines Junkers Arner den Herrn v. Rochow wählen können. Er erkennt nicht bloß das Uebel, sondern er weiß auch, wo dessen Heilung anzufangen hat, nämlich bei der Jugend und in den niederen Schulen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß Rochow wesentlich nur kluge und verständige Landleute heranbilden und deshalb die Jugend vornehmlich zum Denken anleiten will. Zwar soll der Glaube an Gott und das Christenthum eine Grundlage des Unterrichtes bilden, allein dieser Glaube soll aus der Vernunft abgeleitet werden und die ganze Sittenlehre sich mehr auf den Verstand, als auf unbedingten Gehorsam gegen eine höhere Einsicht gründen. Darum hat auch Rochow mit Basedow Alles vermieden, was die Religion in der Gestalt eines confessionellen Kirchenglaubens erscheinen läßt, und er sieht nicht ein, daß die Religion niemals als reines Abstractum auftreten, als solches aber auch am allerwenigsten vom Landmann begriffen werden kann. Er will die Jugend zum Denken zunächst auf dem Grunde sinnlicher Anschauung anleiten und benutzt diese zur Erkenntniß des Uebersinnlichen, namentlich auch zur Aneignung wichtiger Begriffe. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Begriff, daß die schulmäßige Definition bei allen späteren unterrichtlichen Bestrebungen Rochow's zu sehr in den Vordergrund tritt, und daß er hiemit jene abstract-formelle Denkbildung begründete, welche bis in die neueste Zeit in unseren Schulen herrschte und in Krause's bekannten dreibändigen Denkübungen endlich zur vollständigen populären Logik wurde. Der weitere Verlauf unserer Darstellung wird dies noch deutlicher zeigen. Daß dieser einseitigen Verstandesbildung nicht das Gegengewicht positiv christlicher Unterweisung gegeben wurde, ist ein Fehler der Rochow'schen Schule, welcher schon damals nicht ganz unbemerkt blieb. Mit Basedow hatte Rochow auch noch das gemein, daß er die Naturwissenschaften besonders hochschätzte und diese unter dem Titel „Realien" oder „Gemeinnützige Kenntnisse" in die Schulen verpflanzte. Sein ganzer, später noch zu erwähnender Kinderfreund

enthält neben sogenannten moralischen Erzählungen nur solche Kenntnisse, mit denen es besonders auf Beseitigung des Aberglaubens abgesehen war. Wie schlecht es damals übrigens im protestantischen Norddeutschland mit den Volksschulen ausgesehen haben mag, und wie jämmerlich es mit der Bildung der Lehrer stand, läßt sich aus Rochow's Erklärungen und Forderungen deutlich genug erkennen. Er selbst versprach sich von seiner Schrift wenig Erfolg und ließ sie mit Zagen in die Welt gehen. Um so angenehmer wurde er durch ein Schreiben überrascht, welches er unter dem 17. Juni 1773 vom Chef des geistlichen und Schul-Departements, dem nachherigen Minister v. Zedlitz in Berlin erhielt und welches also lautete:

„Hochwürdiger und Hochwohlgeborener ꝛc.! Daß ein Domherr für Bauernkinder Lehrbücher schreibt, ist selbst in unserem aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit, die dadurch noch einen höheren Werth erhält, daß Kühnheit und guter Erfolg bei diesem Unternehmen gleich groß sind. Heil, Lob und Ehre also dem vortrefflichen Manne, den nur die Rücksicht auf die Allgemeinheit des Nutzens, welcher gestiftet werden kann, zu solchen Unternehmungen antreiben konnte.

Ew. ꝛc. müssen von mir keinen bestimmten Dank erwarten; er würde mit einer Sache in keinem Verhältnisse stehen, deren Werth ganze künftige Nationen preisen müssen. Lassen Sie mich vielmehr Sie von nun an als einen Mann betrachten, der zur Beförderung der großen Absichten des besten Königs mir in der Verbesserung des Unterrichtes der Landjugend so kräftige Beihülfe leisten kann, und der Patriotismus genug hat, diesen Beistand leisten zu wollen.

Ew. ꝛc. wird nicht unbewußt sein, daß des Königs Majestät die Interessen eines Kapitals von 100,000 Thlrn. zur Salarirung der Dorfschulmeister in der Kurmark ausgesetzt haben, und daß Höchstdieselben vornehmlich wünschten, Schulmeister aus Sachsen zu diesem Behufe herüber zu bekommen.

Nach Ew. ꝛc. Meinung sind 100 Thlr. für einen Schulmeister genug. Ich hatte anfänglich keine größere Besoldung im Sinne; allein ich glaube kaum, daß sich dieses so genau und allgemein bestimmen läßt, weil ich es für sehr verderblich halte, wenn der Dorfeinwohner für den Unterricht seiner Kinder annoch ein gewisses wöchentliches Schulgeld zahlen muß, inmaßen dieses Schulgeld, so gering es ist, dennoch in diesen beklemmten Zeiten den Landmann sehr oft mit Grund abhalten kann, seine Kinder zur Schule zu schicken. Vielmehr hielt ich es für gut, daß jedes Kind vom fünften Jahre an in die Schule gehen müßte, und daß der Prediger kein Kind zum Abendmahle annehmen dürfte, welches nicht einen zu bestimmenden Grad von analogischer Gelehrsamkeit erreicht hätte.

Es würde dannenhero auch die Besoldung mit der Anzahl der

Kinder eines Dorfes im Verhältnisse stehen müssen. Und da aller Unterricht, wie Ew. ꝛc. so richtig bemerken, dahin gehen muß, daß die Bauernkinder zu Treibung ihres künftigen Gewerbes aufgeklärter gemacht und der Verstand nach ihrem Verhältniß bearbeitet werde, so fällt es in die Augen, daß ein dergleichen Unterricht weit mühsamer werden muß, als wenn der Schulmeister einen Jungen eine Seite aus Luthers Katechismus auswendig lernen läßt. Die Seele wird dadurch immer einen großen Schritt weiter kommen, wenn wir Leute erhalten, welche Kopfs genug haben, die Jugend nach dieser Methode zu unterrichten; und in voller Zuversicht auf Ew. ꝛc. rühmlichen Eifer wage ich es, Dieselben zu ersuchen, sich um einige dergleichen Subjecte, vornehmlich aus Sachsen, zu bewerben, und mir demnächst einige Nachricht zukommen zu lassen, ob nicht vorerst mit einem Districte um Reckan herum ein Versuch zu machen möglich sei. Diese Leute würden offenbar, wenn sie durch Ew. ꝛc. herüber gerufen wären, auch mehr Zutrauen zu ihnen haben, und es würde offenbar mehr Vortheil sein, wenn man ganze Districte mit guten Schulmeistern auf einmal besetzte, als wenn alle zehn Meilen einer angesetzt würde.

Ew. ꝛc. sollen hiermit mit keinem Auftrage belastet werden. Ich verpflichte mich aufs Heiligste, von Ihnen nichts zu fordern, als was Ihnen selbst Ihr Eifer für das allgemeine Beste abfordern wird. Ich ersuche Sie nur, das Talent, was Ihnen die Vorsicht gegeben hat, anzuwenden, und werde mir's zur Ehre rechnen, wenn Sie über dieses Süjet und über die zu treffende Einrichtung mir Dero Meinung unzurückhaltend zu eröffnen die Gefälligkeit haben wollten.

Ich bin mit einer Hochachtung, die ich auszudrücken nicht im Stande bin, Ew. Hochwürden ꝛc. — Zedlitz.

Auch in diesem interessanten Briefe, der sonst dem Menschen und hohen Staatsbeamten gleichviel Ehre macht, weiß der künftige Minister nur von Aufklärung zu reden und die Bildung des Verstandes als Hauptziel der Schulverbesserungen anzupreisen. Die Erziehung zu kirchlicher Religiösität berührt er kaum mit einem geringschätzigen Seitenblicke auf den Katechismus; von Bildung des Gemüthes, von gleichmäßiger Einwirkung auf Kopf und Herz ist keine Rede.

Auf Rochow übte dieser Brief großen Einfluß. Es knüpfte sich daran eine dauernde Correspondenz, in deren Verlauf Zedlitz dem Hrn. v. Rochow auch die Mittheilung machte, daß selbst der König von dessen Bemühungen mit Wohlgefallen Notiz genommen habe. Jedenfalls trug dieser schriftliche Verkehr, welcher späterhin auch zum mündlichen werden sollte, viel dazu bei, Hrn. v. Rochow gegen mancherlei Hindernisse und Anfeindungen mit Standhaftigkeit und

Ausdauer zu bewaffnen. Ein wenig bekannt gewordener Brief an den Schweizer Iselin gibt hievon Zeugniß, und da dieser Brief außerdem ein Bild der historischen Entwicklung des Schulwesens auf den Rochow'schen Gütern bietet, so theilen wir ihn unseren Lesern vollständig mit. Er ist aus Rekan vom 26. November 1776 datirt, wurde zuerst in der Zeitschrift „die Ephemeriden" (drittes Stück 1777) veröffentlicht und lautet:

„So lange ich mit der Absicht, mich dadurch zu bessern, lese, sind Sie (Iselin) mir durch Ihre Schriften bekannt, sind Sie mein Lehrer und mit Gellert mein Lieblingsschriftsteller gewesen.

Oft und besonders in Ihren vermischten Schriften, fand ich so viele Uebereinstimmung mit dem ganzen Gedankengange meiner eigenen Seele, daß es mir ward, als müsse ich an Sie schreiben, von Ihnen über so manches Bruchstück in meiner Erkenntniß Rath holen und, der Entfernung ohnerachtet, Sie zu meinem Busenfreunde wählen. Aber immer hielt mich Blödigkeit, und die, Leuten meiner Gesundheit so gewöhnliche Unentschlossenheit zurück, bis endlich Sie selbst durch Gottes Leitung die Bahn brachen, und durch Ihr liebes Schreiben und Aufforderung, Ihnen Nachrichten von meinen Schulen zu ertheilen, mir Muth gaben. Geben Sie es sich nun selbst Schuld, wenn auf dieses Verfahren Ihrerseits bei mir herzliche Vertraulichkeit und die Darlegung meiner ganzen offenherzigen Seele die Folge ist. Ihrer weisen Menschenliebe sei der Grad der Toleranz anheimgestellt, um die ich mehr als Jemand zu bitten Ursache habe.

Es ist doch wahrlich sehr schwer, sein eigener Geschichtschreiber zu sein. Zu sagen, was und wie man es gethan, welche Hindernisse man vorgefunden und besiegt hat, den eigentlichen Werth für's Ganze von der Arbeit zu bestimmen, einem jeden Theilnehmer genau die Portion Antheil zuzumessen, die ihm gebührt, von sich selbst aber ohne Prahlerei und falsche Demuth zu sprechen — zwischen diesen Bedenklichkeiten irre ich schon einige Tage, wie ein Schiff zwischen den Klippen umher, und nachdem ich manchen geschriebenen Entwurf verworfen habe, vielleicht, weil zu viel Personalien darin sind, so entschließe ich mich ordentlich gewaltthätig, in diesem Briefe taliter qualiter ohne Rücksicht auf Schönschreiberei, Ihnen das Erheblichste zu melden.

Im Jahre 1772 (ein für hiesige Gegenden durch Ueberschwemmung, Theurung und tödtliche Epidemien merkwürdiges Jahr) schrieb ich den Versuch eines Schulbuches. Eine günstige Recension im 19. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek, mehr aber noch ein Brief des Freiherrn v. Zedlitz, welcher als Staatsminister dem geistlichen Departement in unseres Königs Landen vorsteht, worin mir aufgegeben wird, in Schulsachen fortzuarbeiten, befreiten

mich von der Besorgniß, wie unbarmherzig mich die sogenannten Wächter behandeln würden wegen dieser unbefugten Einmischung. Zwar war ich schon von unseren würdigen Ober-Consistorialräthen Spalding und Teller mündlich und schriftlich getröstet worden und letzterm habe sogar die Freundschaft zu verdanken, daß er als Censor das Manuscript vor dem Druck durchsah und mit mir wegen mancher Berichtigung korrespondirte. Aber das sicherte mich doch nicht außerhalb, und bei den herrschenden Vorurtheilen konnte es mir, wenn es auskam, sogar am meisten schaden. Aber es ging besser, als ich dachte, und ich war auch hier ohne Noth besorgt gewesen.

In demselben Jahre zeigte mir Gott einen Weg, meine Theorien praktischer zu machen. Es starb nämlich einer meiner alten Schullehrer, und eben auf dem Gute, da ich wohne.

Ein junger Mann, den ich sieben Jahre unter meinen Hausgenossen gehabt und als Musikus, Bibliothekar und Schreiber gebraucht hatte, ein ehemaliger Primaner aus der Domschule zu Halberstadt, den man auch in eben diesem Jahre als Lehrer und Organist an die dortige Johannisschule berufen hatte; als er daselbst diesen Todesfall des alten Lehrers vernahm, bot er sich selbst mir an, als einen, der, mit allen meinen Absichten bekannt, Willigkeit und Gewissenhaftigkeit genug hätte, sie auszuführen. Nur bat er um eine solche Verbesserung der Stelle, daß er nicht Noth leiden dürfte. Die Stelle hatte sonst bei der schlechten Wohnung kaum 20 Thlr. jährlich eingebracht. Wir wurden also eins, daß ich ihm 180 Thlr. baar Geld, ein besser Haus, frei Holz, einen besseren Garten rc. gab, und am 2. Januar 1773 fing er an, Schule zu halten. Sonst hatten die Eltern zu Sommerszeiten kein Kind in die Schule geschickt, und Schulgeld Stück- und Wochenweise gezahlt, — nun war das ganze Jahr Schule, aber ganz unentgeltlich. Ich theilte die Kinder (davon ein Theil von einem kleinen Orte eine halbe Stunde Weges herkommen mußte) in zwei Klassen, und hätte deren gern bei 72 Kindern vier gemacht, wenn es möglich gewesen wäre. Die Fähigkeit, nicht das Alter entschied, und noch jetzt ist eine in der Jugend verwahrlosete, sechzehnjährige Pastortochter in der untersten Klasse. Ein Lectionsplan, den ich sehr mühsam entwarf, aber bald verwarf, von dem, was gelehrt wird, ist nicht zu schaffen. Der Unterricht ist Unterredung, nimmt Gelegenheit von allen Anlässen und sonderlich von der Sprachlehre, welche hier die Bahn zu aller Erkenntniß macht. Es war jämmerlich, daß die plattdeutsch sprechenden Leute hochdeutsche Predigten und Gesänge verstehen und nutzen sollten, und doch weder Wort und Gedanken, Fügung, noch gelehrte Kunstsprache zu enträthseln verstanden. Nun reden und verstehen die Kinder hochdeutsch,

weil sie es ordentlich lernen, und da sie bei sehr guter Schreibfertigkeit ihre eigenen Gedanken schreiben müssen, so lernen sie auch deutsch im Zusammenhange denken. Rechnen geht durch allerlei Handgriffe trefflich gut, und es ist nach Verlauf von zwei Jahren schwer, eine Aufgabe zu erkünsteln, die die geübtesten Denker unter ihnen nicht auflösen sollten. Die Religion steckt, allenthalben durch den Unterricht verwebt, nämlich die alte, hier und dort glückselig machende Religion Jesu, im praktischen Verstande ohne Kunstsprache, vid. Marci 12 v. 28. 34. Die Historie der Religion ist bei uns etwas anderes und kommt bei Erwachsenen ausführlich nach. Aber die Bibel ist seit der Zeit, daß sie in unseren Schulen keine Fibel mehr sein durfte (wie sonst), zu Ansehen gekommen. Zwar dient das Aufschlagen in derselbigen, als nützliche Fertigkeit betrachtet, zur Aufmunterung der Kinder nach Anstrengungen, aber sie haben es auch in dieser Fertigkeit weit gebracht. Die Bibel verstehen und nützen zu lernen ist aber die Achse, worum sich der ganze Unterricht hier drehet. Dazu hat Gott uns einen redlichen und nützlichen Prediger bescheeret, dessen Predigten Religion und Theologie weit genug auseinander halten. Ob nun gleich Dietrichs Anweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu hier in meinen Schulen statt des kleinen und für kleine Kinder doch viel zu großen und vielsagenden Katechismi Lutheri durch das Ober-Consistorium expresse eingeführet ist, so haben wir doch um der armen Kinder willen vor einigen Wochen denselben wieder hervorsuchen müssen. Denn im Anfange hieß es schriftlich und mündlich, es sollte allgemein verbessert werden. Nun aber ist davon eine todte Stille. Sollte ich also oder sonst ein Gönner sterben, so fällt Alles wahrscheinlich, und die Kinder kommen alsdann wie die Schafe unter die Wölfe. Denn wo sie außer meinen Gütern zu dienen kommen, da ist Alles anders, da paßt ihre Erkenntniß zu keiner anderen. Wir haben also aus Menschenliebe das Auswendighersagen des Katechismus, welches bei manchen Predigern und Inspektoren das Schiboleth des Christenthumes ist, nicht hintansetzen dürfen, wie Sie selbst als ein kluger Staatsmann wohl begreifen werden. Ueber dieses sind alle alten Gesetze noch da, und so lange connivirt wird, geht es wohl; wie aber, wenn Zeiten und Personen sich ändern? —

Als man nun (selbst des Hrn. Ministers v. Zedlitz Exc. und viele Herren O.-Consist.-Räthe besuchten meine Schule) sah, daß nach meinem Plane es möglich war, zu lehren, so erlaubte man mir, die zweite Schule zu Gettin durch Abschaffung und Pensionirung eines alten, unbrauchbaren Lehrers auf eben die Art einzurichten. Und da Sr. Majestät ein Capital von 100,000 Thlrn. zur Verbesserung der Schulen geschenkt hatten, so wurden nach meinem Plan in der

Vorrede des Schulbuches die schlechten Stellen mit 120 Thlr. jährlichen Gehalts gegen Einführung unentgeltlichen Unterrichts von den Zinsen dieses Kapitals dotirt. Von dieser Gnade erhielt ich nebst dem Cantortitel für meine beiden neuen Lehrer auch, daß jeder 120 Thlr. jährlich empfing.

Und diese Schule zu Gettin ist nun auch in gutem Flore, obgleich der Lehrer (Christoph Lindemann, auch ein Primaner aus der Domschule zu Halberstadt, deren ich sechs zu Besetzung der neu dotirten Schulen anwerben mußte) daselbst weit jünger ist und alle Vortheile entbehrte, die der hiesige, Julius Heinrich Bruns, schon vor seinem Amte genoß. Dieser Mann ist eigentlich ein Beweis, was der Mensch kann, wenn er will. Er hat alle Schwierigkeiten überwunden, und würde seine Lehrart nie wieder gegen die alte bequemere (Auswendiglernen und Bläuen) vertauschen, weil er selbst durch Lehren täglich vollkommener wird. Er ist sehr glücklich verheirathet an eine Person, die meine Frau erzogen hat. Ich aber ehre diese Leute so viel ich kann. Sie werden Sie, nicht Er genannt, speisen bei mir auch, wenn ich andere Gäste habe, und dadurch vermehren sich ihre Anständigkeit und Freiheit.

So oft ich kann, besuche ich die Schule, und wenn ich wohldenkende Gäste habe (welche leider nicht häufig genug allenthalben sind), so nehme ich sie mit in die Schule.

Auf einem kleinen Gute, welches ich vor drei Jahren nicht etwa Reichthums wegen, sondern um einen schlimmen 47jährigen Prozeß desto eher durch Vergleich endigen zu können, kaufte, fand ich bei etwa 16 Kindern einen Schulmeister. Ich gab ihm meinen Versuch eines Schulbuches, und er verstand mich besser als mancher, lief die zwei Stunden Wegs sehr oft in die hiesige Schule, um daselbst Schüler zu werden, und kurz, er änderte seine ganze Methode und besserte sich selbst so sehr, daß er jetzo den größten Ruhm verdient. Er ist übrigens ein Schneider, aber ein Mann von 32 Jahren. Besonders half ihm zur Einsicht in die Lehrmethode das Lesebuch: der Kinderfreund, Brandenburg 1775. — Dieses Buch, ich gestehe es selbst, so unvollkommen es auch ist, machte doch eigentlich möglich, daß besser gelehrt werden kann. Die Kleinen lernen daran Lesen, Aufmerken, Verstehen, Denken. Ich bemerkte bald, daß den ungeübten Lehrern so Wahl als Ausführung der zu lehrenden Wahrheiten fehlte. Sie entwischten ihnen zu bald, denn sie waren gleich am Ende. Nun dienen die Geschichten im Lesebuche statt Handhaben, die sonst glatten Wahrheiten zu halten und näher vors Auge zu bringen.

Ich habe den Preis, der auf dem Titel der ersten Ausgabe stand, und eigentlich seiner Wohlfeilheit wegen, den Armen zu gute, die Buchhändler und Nachdrucker binden sollte, auf dem Titel der

dritten Ausgabe, die in diesem Jahre nöthig geworden, weggelassen, weil es schon allenthalben nachgedruckt wird, und die Buchhändler ihre eigenen Gesetze und Moral haben. Doch dieses beiläufig. — Die vierte Schule auf meinen Gütern ist zu Crane. Der alte Küster, ein Leineweber daselbst, hält die Schule. Er war bei der Besichtigung nicht schlecht genug, ihn abschaffen zu müssen, befunden worden. Das Lesebuch gilt da zwar auch, sonst aber alles Alte, und die Mägdlein beten oder vielmehr schwatzen: Ich glaube, daß mir Gott — Weib und Kinder gegeben hat 2c. 2c., ohne daß der Lehrer was Arges daraus hat.

Von meinem guten Prediger noch einige Worte. Gott, der Alles weisheitsvoll lenkt, nahm mir durch einen plötzlichen Tod einen sehr schlechten Prediger, dessen Gesundheit und Jugend manchen vermuthen ließ, er werde mich überleben. Da berief ich etwa vor fünf Jahren von einem benachbarten Dorfe zu meinen ganz verwilderten Gemeinden den jetzigen Prediger, Herrn Stephan Rudolph, einen ernsthaften, verständigen Mann — mehr Petrus als Johannes — etwa ähnlich, wie ich ahne, in Gesinnung und Predigtart Ihrem Tobler. Er studirt seine Predigten, deren er Sonntags mehr als eine (er hat vier Kirchen) halten muß, nicht wörtlich. Er ist in der Jugend zum Soldaten geworben, dann zum Feldprediger im letzteren Kriege gemacht worden, darauf, als sein Regiment gefangen wurde, nahm er eine mäßige Landpfarre an, von der ich ihn zu der meinigen berief.

Von allen diesen Offenherzigkeiten, theurer Iselin, machen Sie nun den Gebrauch, der Ihrer würdig ist. Wollen Sie mehr wissen — Aufklärung haben — befehlen Sie Ihrem ewig ergebenen Freunde Rochow."

Wir erkennen auch in diesem Briefe wieder ein edles, ernstes Streben, und eine Humanität der Gesinnung, welche dem brandenburgischen Edelmann alle Ehre macht. Zugleich ist das Ziel kurz, aber bestimmt angezeigt, auf welches die Schulverbesserungen gerichtet waren. Aufmerken, Verstehen, Denken, das sind die geistigen Thätigkeiten, zu welchen aller Unterricht hinführen soll. Das Rechnen und der Sprachunterricht mit dem Lesen arbeiten hierauf ganz entschieden hin, und das Schreiben tritt nicht mehr als ein gedankenloses Buchstabenmalen oder Abschreiben auf, sondern es steigert sich im Dienste des Verstandes zur Uebung im schriftlichen Gedankenausdrucke. Dagegen erscheint alles Auswendiglernen ohne Verständniß des Inhaltes als verpönter Mißbrauch, und der Katechismus als ein unbequemes Buch, das man nur aus Rücksicht auf die Observanz und aus Schonung alter Vorurtheile leider noch dulden muß. Die Religion wird nur als Sittenlehre betrachtet und der Pastor gerade deshalb belobt, weil er Religion und Theologie weit genug auseinander zu halten weiß! — Die bisherige

Benutzung der Bibel zur Fibel und zu ganz mechanischen Leseübungen sagte Rochow durchaus nicht zu, und sein Kinderfreund war es gerade, der den Uebergang von der Fibel zur Bibel vermitteln sollte. „Ich habe, bemerkt der Verfasser im Vorberichte, durch dieses Buch 1) Uebungen der Aufmerksamkeit dadurch, daß, wenn ein Kind laut liest, ein anderes außer der Reihe und oft mitten in der Periode, zum Fortlesen aufgerufen wird; 2) Sprachübungen in deutlicheren und verständlicheren Ausdrücken; 3) einen leichten Erzählungs- und Gesprächston, und 4) Vorbereitungen zur christlichen Tugend befördern wollen.“ Den Anfang des Buches bildete ein Gebet für kleine Kinder und ein Tischgebet in Reimen. Hierauf folgten belehrende (moralische) kleine Erzählungen, welche auf das Verständniß und das Gemüth der Kinder berechnet waren. Späterhin setzte Rochow diesem ersten Theile noch einen zweiten mit gemeinnützlichen Kenntnissen hinzu.

Rochow und dessen Gehülfe Bruns wollten, daß mit den Kindern über den Inhalt des Gelesenen katechisirt und dadurch die Denk- und Sprachfertigkeit der Kinder geübt und ihr Sinn für Moralität geschärft werde. Die Kunst zu katechisiren ging ihnen über alle Künste und beide übten sich darin monatelang wechselseitig mit rührendem Eifer, indem bald der eine bald der andere die Rolle des Lehrers oder Kindes übernahm.

Wir wollen unseren Lesern wenigstens ein Beispiel solcher Katechisationen geben, und sie dadurch in den Stand setzen, deren Wesen und Werth zu beurtheilen. Wir wählen die kurze Erzählung Nro. 48, „die gute Gewohnheit“. Die Geschichte lautet:

„In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und sein Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer dann am meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Auch war das Gesinde, welches bei Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen, denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

„Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Und nur der feiert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut.“ —

Katechisation über diese Geschichte.

(L. bedeutet Lehrer, K. Kinder.)

L. Wovon haben wir gelesen? K. Die gute Gewohnheit. L. Wovon also? K. Von einer guten Gewohnheit. L. Wo war eine gute Gewohnheit? K. In Christians Hause. L. Und was vor eine Gewohnheit? K. Eine gute. L. Ja; aber worin bestand sie? K. Des Sonntags Abends versammelte er sein Gesinde und

seine Kinder. L. Warum that er denn das? K. Er fragte sie, was sie aus der Predigt behalten hätten. L. Wußten sie denn zuweilen was? K. Ja. L. Woher kam das? K. Sie hatten Acht gegeben. L. Aber wenn man nicht Acht gibt? K. Dann behält man nichts. L. Und wer nun am meisten wußte? K. Den ehrte er vorzüglich. L. Was heißt vorzüglich? K. Mehr als andere. L. Er ehrte; was heißt das? K. Er machte ihm Ehre; er lobte ihn. L. Was that er noch mehr? K. Er sprach mit ihm. L. Worüber denn? K. Ueber das, was er wußte. L. Das konnte ja wohl nichts helfen? K. Ja. L. Nun, was denn? K. Sie lernten was.

L. Hier steht ja, das Gesinde wäre? K. Wäre zu kennen gewesen. L. Woran zu kennen? K. Sie hatten was Gutes gelernt. L. Woher war das gekommen? K. Weil sie Acht gaben. L. Wie ging denn das zu, daß sie so genau Acht gaben? K. Weil sie wußten, daß er fragte. L. Hatte das Nachfragen also Nutzen? K. Ja. L. War das eine schlimme oder gute Gewohnheit? K. Eine gute. L. Was war eine gute Gewohnheit? K. Das Fragen. L. Aber was war bei dem Gesinde eine gute Gewohnheit. K. Daß sie Acht gaben. L. Wie war das Gewohnheit geworden? K. Weil sie es oft thaten. L. Wenn man also etwas oft thut? K. So wird es Gewohnheit. L. Wer oft unachtsam ist? K. Der gewöhnt sich dazu. L. Wer oft unreinlich ist? K. Der gewöhnt sich zur Unreinlichkeit. L. Also gibt's wohl nicht lauter gute Gewohnheiten? K. Nein, auch böse. L. Welche sind besser? K. Die guten. L. Nennt mir gute Gewohnheiten! K. Fleiß, — Acht geben, — freundlich sein, — Gehorsam. L. Wie fängt man das an, daß man sich zum Gehorsam gewöhnt? K. Wenn man gleich thut, was gesagt wird. L. Nennt mir noch mehr! K. In der Kirche Acht geben. — Sich das Zeug glatt machen. L. Fügt nun noch mehrere hinzu, z. B. Verträglichkeit, Höflichkeit, und spricht mit ihnen darüber, sagt ihnen auch, daß sie sich zu Hause auf mehrere besinnen und selbige morgen anzeigen sollen. Auch mußten sie hierauf böse Gewohnheiten nennen, wobei zugleich manche Fehler der Kinder vorkamen. Alsdann wurde noch darüber gesprochen, ob es gleichviel sei, gute oder schlimme Gewohnheiten anzunehmen, und zuletzt mußten sie noch der Reihe nach anzeigen, was sich alles aus der Geschichte lernen lasse.

Dieses Beispiel zeigt allerdings, daß Herr v. Rochow und sein Gehülfe in der Katechisirkunst noch nicht sehr weit vorgeschritten waren. Von entwickelndem Verfahren ist wenig zu spüren, die Fragen sind oft schlecht gestellt und leiten zum Errathen der Antwort oder legen diese geradezu in den Mund; die Erzählung wird eigentlich nur zergliedert, und die Begriffsbestimmungen, welche

sich anreihen, sind noch mangelhaft. Dennoch aber ist nicht zu verkennen, daß schon durch dieses Verfahren viel genützt und ein Fortschritt begründet wurde. Die Kinder lernten aufmerksam lesen, lernten Sprechen und Nachdenken, während der Lehrer zugleich genöthiget wurde, näher an seine Schüler heran und mit ihnen in geistigen Wechselverkehr zu treten. Aber auch diese kurze Probe des Lehrverfahrens athmet wieder durchweg den Geist des gesammten Rochow'schen Strebens, nämlich der Hinwirkung auf die Verstandesthätigkeit. Die ganze Erzählung, welche ihrem Inhalte nach eher eine Katechese über würdige Sonntagsfeier, über den Nutzen des Gottesdienstes und der Predigt erwarten ließ, wird nur benutzt, um Begriffe klar zu machen, um einige moralische Winke zu geben und im Gedankenausdrucke zu üben. Von einer tieferen, das Gemüth ergreifenden Behandlung des Stoffes ist keine Spur. Auf die Uebung und Ausbildung des Verstandes zielt namentlich auch der erste Unterricht der Kleinen, und Rochow sagt darüber Folgendes: „Der erste Unterricht für Kinder überhaupt, und also auch für Kinder der Landleute, sei so sinnlich und angenehm, als nur möglich. Er fange nicht sogleich mit dem Bücherunterrichte an, sondern er unterhalte das Kind durch leichte und ihren Fähigkeiten angemessene Gespräche über allerlei ihnen bekannte und auf ihre Sinne einwirkende Gegenstände. Er erwecke und übe zu allererst ihre Aufmerksamkeit, lehre sie ihre Sinne ordentlich brauchen, recht sehen und hören, vieles anschauen und darauf merken, das Gesehene und Gehörte richtig angeben, verbessere gleich anfangs ihre Sprache und beschäftige ihr Nachdenken und ihre Wißbegierde, ohne sie zu überhäufen durch Mittheilung so vieler Sachkenntnisse, als für ihr gegenwärtiges Alter und Fassungsvermögen gehören. Und damit verbinde er die ersten Anleitungen zum Lesen und Rechnen." —

Mit diesen Ansichten begann für die Kleinen eine freundlichere Zeit. Wenn man erwägt, wie zitternd und zagend früher ein fünf- bis sechsjähriges Kind seinen ersten Schulgang machte, wie in der Schule selbst tödtende Langeweile und die Qual des unthätigen Stillsitzens mit barscher Behandlung und unverständlicher Unterweisung wechselte; so mag man sich von ganzem Herzen darüber freuen, daß durch Rochow's Beispiel und Methoden in Norddeutschland ein besseres und naturgemäßeres Verfahren angebahnt wurde. Was uns jetzt so natürlich scheint, daß wir kaum begreifen mögen, wie es je anders hat sein können, das war damals überraschend und neu. Ein Zeitgenosse (1793) berichtet darüber Folgendes: „Der Lehrer empfängt die Kinder, welche zum ersten Male die Schule besuchen, mit Freundlichkeit und Liebe, damit sie gleich Zutrauen zu ihm fassen, ohne sich jedoch dabei von einem anständigen

und sanften Ernste zu entfernen, der ihnen seine Person und sein Amt gleich vom Anfange an wichtig machen muß. Er läßt sich gleich in eine leichte Unterredung mit ihnen ein, wozu sich die Veranlassung durch ihren ersten Schulbesuch von selbst darbietet, und stimmt sich ganz zu ihnen herab, damit sie sich in ein Gespräch mit ihm einlassen. Er fragt z. B. ein jedes nach seinem Namen, Alter, und wendet sich dann zu diesem oder jenem besonders mit der Frage: Wo bist Du denn itzt? wiederholt dieselbe Frage an andere, um sie dreist zu machen, und fährt fort, ein einzelnes oder alle zu fragen, warum sie hieher gekommen, ob sie gerne gekommen, ob sie nun auch gut Acht geben und lernen wollen? Diese und dergleichen Fragen sind die natürlichsten und ersten, und bei jeder Antwort ermuntere er sie durch ein Beifallszeichen. Er ermahnt sie hierauf mit kurzen Worten zum Gehorsam und zum Fleiße, welches sie durch Ja oder durch einen Handschlag versprechen müssen, und weiset sodann einem jeden, entweder nach dem Alter oder nach der Größe, seinen Platz an, wobei er ihnen sagt, daß sie denselben am folgenden Tage wieder einnehmen, und sich hüten sollen, daß sie nicht etwa zur Strafe von demselben herabgesetzt werden müssen.

Hierauf oder nach einem kleinen Zwischenraume, in welchem er sich mit den anderen beschäftiget, lenkt er das Gespräch auf gewöhnliche, ihnen bekannte Gegenstände, etwa auf Dinge, die in der Stube oder im Garten sind, wovon sie ihm der Reihe nach einzelne nennen müssen, und er streut dabei gleich leichte Fragen ein, z. B. wie viel Füße hat der Schemel? Wer hat den Ofen, das Fenster gemacht? Oder er führt sie auf Bäume, vierfüßige Thiere, Vögel, oder auf die sichtbaren Theile ihres Körpers. Solche Unterhaltungen fängt er entweder mit ihnen selbst oder mit einem der größeren an, und im letzteren Falle werden sie zuerst auf die Angaben jenes aufmerksam gemacht und nachher selbst angeredet: könnt ihr Kleinen mir wohl auch einen Baum, mir ein vierfüßiges Thier nennen? Durch die Freimüthigkeit des größeren Kindes und durch die freundliche Aufforderung, dessen Beispiel zu folgen, werden sie dreist gemacht und auf die leichteste Art zum Sprechen veranlaßt. Sie nennen verschiedene Arten von Bäumen, die sie kennen, und bei der Angabe derselben tritt zugleich die erste Sprachberichtigung ein. Fängt man aber ein solches Gespräch zunächst mit ihnen selbst an, welches ebenfalls nicht schwer ist, wenn man es nur auf eine geschickte und freundliche Art veranlaßt, so müssen zuletzt die Größeren, wenn die Kleineren sich erschöpft haben, mehrere Arten dieser Dinge nennen, und letztere darauf merken. Diese Uebung setzt man mit einer Art von Dingen einige Tage hinter einander fort, und damit auch gleich hierbei das Nachdenken der Kinder erweckt werde, so sagt man ihnen, daß sie morgen mehr nennen und sich also zu

Hause darauf besinnen sollen. Dadurch wird ihre Aufmerksamkeit zugleich mehr auf eine Sache geheftet, und indem sie zu Hause auf mehrere Arten der unter einem allgemeinen Namen (Gattungsbegriffe) stehenden Dinge entweder selbst zu kommen suchen, oder sich von den Erwachsenen dabei helfen lassen, und sie zu behalten suchen, damit sie dieselben am folgenden Tage nennen, so wird die Wißbegierde dadurch immer mehr erregt und das Gedächtniß dadurch angebaut." —

Hiernach schreiten die Uebungen weiter fort zu den einzelnen Theilen, Kennzeichen und Eigenschaften der Dinge, wodurch die Begriffe immer klarer vortreten und die Sprache durch Anwendung der Eigenschaftswörter bereichert wird. Sodann führt Rochow die Kinder weiter zum Nutzen, Ursprunge und Gebrauche der Dinge, z. B. des Brotes, der Milch, eines Buches, Tisches &c. Diese Uebungen nehmen fast das ganze Schuljahr in Anspruch.

Eine weitere Stufe beschäftiget die Kinder mit Aufsuchung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge oder mit deren Vergleichung und Unterscheidung. Nun aber tritt nach allen diesen vorhergegangenen sinnlichen Erkenntnissen der Anfang der eigentlichen Verstandesübungen ein. Es werden deshalb den Kindern die Begriffe Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck in ihrem gegenseitigen Verhältnisse deutlich gemacht, weil hierauf der größte Theil der Richtigkeit ihrer Urtheile und ihres ganzen Denkens beruht, so wie im Gegentheile die meisten Irrthümer und falschen Schlüsse im gemeinen Leben daher entstehen, daß man diesen Zusammenhang nicht deutlich, nicht richtig oder gar nicht einsieht. Durch die Lehre von Ursache und Wirkung will Rochow übrigens auch die Kinder dahin bringen, daß sie den Gedanken von Gott selbst finden und von Ursache zu Ursache bis hinauf zum Schöpfer steigen. Sie sollen Gott aus der Natur erkennen. Der blühende Baum, sagt er, die alles erwärmende Sonne, der gestirnte Himmel, der fruchtbare Regen, der sich aufs Feld ihrer Eltern ergießt, der erquickende Thau, kurz, die ganze Natur, die sie vor Augen haben und durchwandeln können, gibt dem Lehrer Gelegenheit genug, sie mit Herzlichkeit und Würde von diesem höchsten Wesen zu unterhalten, welches er ihnen bald auch als den Urheber ihres Lebens, als ihren Schöpfer bekannt macht. Ueberall wird er ihnen unter dem erfreulichen Bilde eines Vaters, nie unter fürchterlichen Bildern dargestellt. Als segnenden, wohlthuenden Vater lernen sie ihn selbst in seinen Strafen kennen, die er als Besserungsmittel mit jeder Uebertretung seiner Gebote verbunden hat. Die Lehre von Unsterblichkeit und künftigem Leben wird weiterhin diesem Religionsunterrichte

auch schon angeknüpft, aber nicht bewiesen, sondern als eine Wahrheit behauptet, welche die Bibel lehrt. Auf die Bibel selbst werden sie zuletzt aufmerksam gemacht, und man spricht von derselben überhaupt, und besonders von der darin enthaltenen Lehre Jesu gleich anfangs mit ihnen, als von dem heiligsten und ehrwürdigsten Unterrichte, welchen Gott zur Glückseligkeit der Menschen veranstaltet hat, und mit welchem auch sie in der Folge bekannt gemacht werden sollen.

Auch diese Worte Rochow's, so schön und freundlich sie klingen, werfen wieder Licht auf seinen rationellen Standpunkt, welcher vom positiven Christenthume weit entfernt ist. Wenn Gott nur straft, um zu bessern, so ist von der Hölle und Ewigkeit der Strafen nicht weiter die Rede, wie denn überhaupt dieses Dogma in jener Zeit vielfach bekämpft wurde und allen mildfühlenden Seelen ein Gräuel war. Die Bibel ist nur ein Unterrichtsbuch und Jesus selbst nur ein vortrefflicher Lehrer; von einer Erlösung durch den Kreuzestod ist keine Rede.

Doch wenden wir uns nach dieser nothwendigen Abschweifung wieder zu den Verstandesübungen Rochow's.

Die Uebungen im Vergleichen und Unterscheiden steigern sich höher und müssen nun dazu dienen, daß die Kinder die Gegenstände in gewisse Klassen ordnen lernen und zu allgemeinen oder Hauptbegriffen emporsteigen. Die Begriffe von Ursache und Wirkung, Endzweck und Mittel, die ihnen in den früheren Jahren meistens nur erklärt und verdeutlicht wurden, finden nur auf solche Fälle Anwendung, die im gemeinen Leben besonders praktisch sind, um sie nun recht eigentlich zum richtigen Denken und Urtheilen anzuführen. Sie werden nur durch recht viele und wohlgewählte Beispiele zur Erkenntniß der genauen Verbindung zwischen Ursache und Wirkung gebracht, weil hierauf sowohl in der ganzen Religion, als auch in allen Geschäften des gemeinen Lebens, und besonders auch beim Ackerbau so viel ankommt, und so viel schädliche Irrthümer und falsche Schlüsse daraus entstehen, wenn man nicht einsieht, wie beides immer im genauesten Verhältnisse zu einander steht. Daher wird nun auch hiebei besonders auf die vielen abergläubischen Meinungen, die so häufig unter den Landleuten herrschen und sich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzen, Rücksicht genommen, und sie werden darüber belehrt, wie Ursache und Wirkung dabei gar nicht im gegenseitigen Verhältnisse stehen, und der Abergläubische also eine Wirkung von einer Ursache erwartet, die sie nicht haben kann.

Außer den Begriffen: Aehnlich, unähnlich, Ursache, Wirkung, Zweck, Mittel, Glaube, Aberglaube, werden ihnen auch noch einige andere, z. B. wesentlich und zufällig, erklärt und durch Beispiele

deutlich gemacht, z. B. wesentlich ist das, was die Sache nothwendig haben muß, und zufällig, was nicht nothwendig damit verbunden sein muß, und nun auf einzelne Beispiele angewendet, z. B. was gehört wesentlich zu einem guten Pfluge?

Hiermit wird nun auch ein Theil von eigentlicher Sprachlehre verbunden, um so wohl die Begriffe noch mehr zu erweitern, als den Kindern auch mehr Reichthum der Sprache zu verschaffen und beiläufig auch damit die nöthigsten Erkenntnisse von der menschlichen Seele mitzutheilen. Die Vorbereitung dazu geschah schon in der ersten Klasse (untersten Abtheilung), indem sie vom Anfange der Schulzeit und bisher immer zum richtigen Sprechen der Muttersprache gewöhnet wurden. Die Erwachsenen sprechen daher auch in der Schule ziemlich richtig, ob sie sich gleich außer derselben im gewöhnlichen Umgange häufig in der plattdeutschen Sprache auszudrücken pflegen, weil sie dieselbe doch noch in den Häusern ihrer Eltern und von Andern hören. Dies hindert jedoch nicht, daß sie die ordentliche Lehrsprache nun überall verstehen und immer leichter verstehen lernen sollten. Zu dem Ende vermehrt man nun ihre Bekanntschaft mit derselben auf folgende Art. Man nennt ihnen ein Wort, welches sie buchstabiren müssen, und leitet sie an, die dazu gehörigen Wörter aufzufinden. Durch das Wort Recht z. B. werden sie auf Unrecht, gerecht, ungerecht, Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit, rechtschaffen, Rechtschaffenheit, rechtmäßig, Unrechtmäßigkeit, rechtfertigen ꝛc. geführt. Zum Worte dienen sind die Wörter Dienst, Gottesdienst, dienstbar, Dienstbarkeit, dienlich, undienlich, dienstfertig, Dienstfertigkeit, undienstfertig, Undienstfertigkeit, bedienen, Bedienung ꝛc. zu finden. Diese Wörter werden geordnet, erklärt und geben Stoff zu den lehrreichsten Unterhaltungen, welche sehr oft auf wichtige Religionsmaterien, oder auch auf Naturgeschichte führen. Bei den Gesprächen darüber laufen denn noch verschiedene andere Wörter mit unter, von denen die wichtigsten gleichfalls erklärt werden. Auch lernen sie dabei sowohl fast gleichlautende als auch fast gleichbedeutende oder von einerlei Bedeutung scheinende Wörter, deren einige oft sehr nachtheilig mit einander verwechselt werden, z. B. Sparsamkeit und Geiz, entbehrlich und unnütz, nützlich und nutzbar ꝛc. von einander unterscheiden. Wenn unter diesen Worten auch solche vorkommen, welche Begriffe aus der Seelenlehre bezeichnen, als: Sinne, Sinnlichkeit, sinnlich, besinnen, Besinnung, empfinden, Empfindung, denken, Gedanke, Gedächtniß, erinnern, erinnerlich, überlegen, Ueberlegung, Vernunft, Verstand u. dgl., so wird ihnen dabei zugleich das Allgemeinste und zu wissen Nöthigste von der menschlichen Seele gelehrt, weil man bei Mangel der Zeit immer darauf bedacht sein muß, mehrere Zwecke mit einander zu verbinden. —

Unsere Leser werden hienach im Stande sein, zu erkennen, was als Hauptziel des Unterrichtes in den Schulen des Hrn. v. Rochow erstrebt wurde, und zugleich aus dem Bisherigen ersehen, daß dieses Hauptziel, nämlich die Bildung des Denkvermögens, mit den sinnlichen Wahrnehmungen und der Natur Hand in Hand gehen und zugleich mit dem Lesebuche und dem Sprachunterrichte in lebendige Beziehung gesetzt werden sollte. Daß jedoch diese lebendige Beziehung und concrete Grundlage nicht immer festgehalten wurde, daß vielmehr die ganze Entwickelung mehr und mehr zum bloßen Fragenspiel ausartete und die Begriffe demnach oft in der Luft schwebten, davon gibt schon die mitgetheilte katechetische Probe ein Beispiel. Auch in den übrigen Lehrgegenständen hatte Rochow, wie wir weiter unten sehen werden, manche gesunde Ansichten, immer aber bleiben die Verstandesübungen der Hauptgegenstand und das Characteristische seiner Schulen. Grade in diesem entschiedenen Vorwalten liegt aber auch die Gefahr des Ausartens in leere Abstraction und Wortmacherei.

Verfolgen wir nunmehr Rochow's Thätigkeit weiter, so sehen wir, daß er seine Aufmerksamkeit auch den äußeren Angelegenheiten der Schulen widmete. Er beschloß, auf seinen drei Gütern ganz neue, geräumige Schulhäuser zu bauen, und begann hiemit in Rekan mit solchem Eifer, daß das neue massive Schulhaus schon 1774 bezogen werden konnte. Um die Eltern für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, veranstaltete Rochow's Gattin schon um Neujahr 1773 ein kleines Fest, wozu neben den Kindern noch sämmtliche Eltern eingeladen wurden. Einige, von der Frau von Rochow ganz neu gekleidete Kinder führten ein vom Cantor Bruns eigen ausgearbeitetes kleines Schauspiel auf, welches die Väter und Mütter zu Thränen rührte und dahin brachte, daß sie mit Hand und Mund gelobten, sich überall in die Schulordnung zu schicken. Hr. v. Rochow und Bruns hatten einen Lehrplan für die Schulen ausgearbeit, welcher unter dem Titel: „Instruction für die Landschulmeister" im Jahre 1772 veröffentlicht wurde.

Diese Instruction spricht sich zunächst dahin aus, daß der Lehrer auch auf die äußerliche Zucht der Kinder zu halten und diese daher zur Sittsamkeit, Reinlichkeit, Höflichkeit und zu bescheidenem, friedfertigem Betragen anzuhalten habe. Es versteht sich von selbst, daß auch der Lehrer bei dieser Gelegenheit ermahnt wird, überall mit gutem Beispiele vorzuleuchten, und sich auch außer den Schulstunden noch um die Kinder zu kümmern, z. B. ihre Eltern zu besuchen.

In Betreff des Unterrichtes wird im Allgemeinen verlangt, daß die Schullehrer ihre Unterweisung auf Alles ausdehnen, was im gemeinen Leben vorfällt oder den Kindern dereinst in jeder Lebens-

art nützlich sein kann, z. B. die allgemeinsten Gründe der Erdbeschreibung, die verschiedenen Gattungen der Thiere, Bäume und Holzarten, der Getreidearten, der Handwerker, den Gebrauch der natürlichen Dinge zur Nahrung, Wohnung und Bekleidung, Bedeckung, Erwärmung, Heilung u. s. w. und das Alles am Ende darauf zu lenken, daß ihnen Gott bei Allem, was sie dereinst erwachsen in der Natur sehen, groß und erfreulich ist. Sie müssen ferner sich nie so lange bei einer Sache verweilen, daß die Aufmerksamkeit der Kinder ermüdet wird, dafür aber dieselbe Sache desto öfter wiederholen. Was sie behalten sollen, muß ihnen durch öfteres Lesen und Wiederholen, nicht durch strenges Auswendiglernen eingeprägt werden.

Hier begegnet uns wieder ein characteristisches Merkmal der Rochow'schen Schulen. Es ist die gemeinpraktische Richtung, welche nicht etwa bloß in der Uebung im Lesen, Rechnen und Schreiben, sondern vorwiegend, in der Einführung der Naturwissenschaften und der Technologie (Realien) besteht. Das Vielerlei unserer Lectionspläne datirt von dieser Zeit und Richtung. Nebenbei heben wir noch hervor, daß sich auch hier die Abneigung gegen das Auswendiglernen wieder geltend macht, und daß in diesen Eigenthümlichkeiten Rochow's Verwandtschaft mit Basedow am stärksten hervortritt.

Die Instruction verbreitet sich auch über die Zucht der Kinder beim Unterrichte. „Damit diese desto besser anschlage, so müssen die Lehrer vor allen Dingen über sich selbst wachen, daß sie sich keine üble Stellungen und Gebärden in Gegenwart der Kinder erlauben, sich selbst beim Unterrichte reinlich und ordentlich kleiden, wenn auch nicht gleich vollständig anziehen, während der Schulstunden keine Nebensachen treiben, nicht Tabak rauchen, nicht Schmähworte oder sonst unanständige Reden von sich hören lassen. Dann müssen sie auf alle Kinder fleißig umhersehen, ob sie Acht haben, und den Nichtaufmerksamen sogleich mit einer Frage oder mit der Aufgabe, im Lesen fortzufahren, überraschen. Und welches hiermit zusammenhängt, so sind sie überhaupt zur Aufmerksamkeit in den Lehrstunden so zu gewöhnen, daß jedes auf ihnen vorher bekannt gemachte Zeichen oder Winke sogleich aufhören muß, zu lesen oder zu antworten, und dann ein anderes nach gegebenem Winke sogleich fortfahre. Jedes hörbare Auflegen der Hand auf den Tisch muß ihnen statt aller Worte zum Stillsitzen oder Stillschweigen Befehl sein. Jeder, der außer der Reihe aufgerufen wird, welches oft geschehen muß, soll sogleich bereit sein. Stets müssen die Kinder von Ermahnungen zu Verweisen, von diesen erst zu Drohungen und dann erst zu wirklichen Bestrafungen übergehen, diese letztern aber sich stets nach der Größe des Vergehens

richten. Auch müssen die Kinder gewöhnt werden, sich zur rechten Zeit in der Schule einzufinden, und der Lehrer, sobald der größte Haufen beisammen ist, anfangen, damit die Kinder auch daraus seinen Ernst erkennen. Ist eins ganz ausgeblieben; so muß der Schullehrer nach den Schulstunden sich danach erkundigen und nach Befinden die nachlässigen Eltern, doch nicht im Beisein des Kindes, oder das nachlässige Kind ermahnen."

In dieser Anweisung, die noch heutzutage nicht überflüssig ist, erkennt man den praktischen Mann, welcher aus der Schulstube herausschreibt und sich vom Erlebten leiten läßt.

Die folgenden, den Unterricht selbst betreffenden Theile der Instruction sind sehr allgemein gehalten und bieten nichts wesentliches. Wir heben daraus nur hervor, daß Rochow das Zusammenlesen und Zusammenantworten durchaus nicht dulden will und als etwas Mechanisches ganz verpönt. In Betreff des Unterrichtes in der Religion sagt er, daß letztere den Kindern nicht eingeprügelt, sondern eingeflößt werden solle, daß man daher auch bei diesem Unterrichte die Kinder am wenigsten durch Strafen schrecken dürfe. Das meiste, namentlich den dogmatischen Theil des Unterrichtes, weis't er dem Prediger und dem Confirmanden-Unterrichte zu.

Rochow's Werk schritt rasch vorwärts und fand auch nach Außen hin Aufmerksamkeit und Anklang. Der Kinderfreund insbesondere verbreitete sich bald in Tausenden von Exemplaren über ganz Deutschland und wurde auch für katholische Schulen benutzt, ja noch in neuerer Zeit für solche bearbeitet. Der erwähnte Minister v. Zedlitz fuhr fort, Rochow's Unternehmen die größte Theilnahme zu widmen und besuchte selbst die Schule in Reckan zweimal. Ueber diesen Besuch sprach er sich unterm 26. Mai 1779 folgendermaßen aus:

„Ich habe in diesen Tagen die von Rochow'schen Landschulen abermals besucht und neue Ursachen gefunden, damit zufrieden zu sein und zu bemerken, daß der wichtige Unterschied zwischen Theologie und Religion beobachtet und nicht sowohl auf Vielwisserei und Auswendiglernen, sondern darauf gehalten wird, daß den Kindern Alles und Jedes deutlich gemacht, und das, was ihnen undeutlich ist, nicht durch Metaphern, durch Substituiren anderer ebenso undeutlich seiender Worte oder bildlicher Ausdrücke, sondern durch Begriffe, die ihnen schon bekannt sind, erklärt und überhaupt Gelegenheit gezeigt wird, das ihnen Vorgetragene in ihrem Leben anzuwenden, welches wohl der einzige wahre Weg ist, die Absicht aller Pädagogik, nämlich bessere und für's thätige Leben brauchbare Menschen zu bilden, zu erreichen." —

Von allen Seiten strömten Geistliche, Lehrer, Schulamtscandi-

baten, selbst fürstliche Personen nach Reckan, um die neue Schuleinrichtung kennen zu lernen und man rechnet, daß im Laufe von zehn Jahren über Tausend Personen dorthin pilgerten und oft mehrere Tage und Wochen blieben. Diese häufigen Besuche störten jedoch Hrn. v. Rochow und den ruhigen Fortgang seiner Schulen so sehr, daß er öffentlich die Bitte aussprach, man möge doch seine Anstalten nicht für Schullehrer-Seminare ansehen. Um die lästigen Besuche möglichst zu beschränken, gab auch der Predigtamts-Candidat Riemann aus Züllichau, welcher ein halbes Jahr in Reckan verweilt hatte, im Jahre 1781 eine genaue und umständliche Beschreibung der Rochow'schen Schulen heraus, durch welche sich jeder instruiren und die Reise nach Reckan sparen könnte.

Doch fehlte es den neuen Schuleinrichtungen auch nicht an Neidern und Feinden. Bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation ließ z. B. der Superintendent aus Brandenburg die Cantoren mit ihren Schulkindern vor den Altar treten, und gab dem Cantor von Gettin, der erst vor zehn Wochen sein Amt angetreten hatte, die Aufgabe, mit seinen Schülern über den dritten Artikel des kleinen Luther'schen Katechismus zu katechisiren. Der Lehrer entschuldigte sich damit, daß er in der kurzen Frist noch nicht so weit vorgeschritten sei, da es den Kindern auch an allen Vorkenntnissen gefehlt habe. Aber zornig klagte der geistliche Herr vor der ganzen Versammlung, daß, wie er leider sehe, der dritte Artikel hier nicht mehr in Ehren gehalten werde 2c. — Zum Glück verhielt sich das versammelte Volk bei dieser taktlosen und empfindlichen Anschuldigung ganz ruhig, und Rochow beschränkte sich vorläufig darauf, das Verfahren seines Lehrers mit Berufung auf eine von dem Oberconsistorium zu Berlin erhaltene Instruction zu rechtfertigen. Um indessen seine Lehrer und Schulen vor ähnlichen Ausfällen sicher zu stellen, berichtete Rochow über den ärgerlichen Vorfall an's Oberconsistorium, welches sofort dem Superintendenten befahl, nicht eher über seine Kirchenvisitation zu berichten, bis er auch die Reckan'sche Schule visitirt haben werde. Der Superintendent begab sich daher auch nach Reckan, revidirte die dortige Schule auf's genaueste und wurde so befriediget, daß er beim Abschiede Bruns vor den Anwesenden brüderlich umarmte.

Auch an Anfeindungen in öffentlichen Blättern, so namentlich in Schlözer's vielgelesenem Journal und im Leipziger Intelligenzblatte, fehlte es nicht. Man warf die Fragen auf, ob die in den Reckan'schen Schulen seit zehn Jahren gebildeten Menschen moralischer, fleißiger, vergnügter und zufriedener geworden seien? Doch verstummten solche Stimmen bald gegenüber den vielen Freunden und Bewunderern der neuen Einrichtungen, insbesondere, da auch Professor Stuve zu Braunschweig in der berliner Monatsschrift

(1787) als warmer Vertheidiger Rochow's auftrat und alle Feinde der neuern Schulen weitläufig und mit vielem Geschick widerlegte*).

Frau v. Rochow, welche ganz in die Absichten ihres Gatten einging, verband mit der neuen Einrichtung auch industrielle Zwecke, indem sie dafür sorgte, daß die Kinder durch eine eigens angestellte Frau Unterricht im Nähen und Stricken erhielten, in welchen Fertigkeiten sich bisher kein Kind der Landleute geübt hatte.

Rochow selbst hatte die Genugthuung, daß die Kinder mit Freuden zur Schule eilten, und daß die Eltern oft mit Thränen der Rührung ihrem edlen Gutsherrn dafür dankten, daß sie nunmehr die Kinder weit besser regieren könnten.

In der neuen Auflage seiner Beschreibung der Reckan'schen Schulen berichtet Riemann (1792): Man bemerkt nun schon seit geraumer Zeit von Jahr zu Jahr einen größeren Zuwachs von gestiftetem Nutzen und sieht mit belohnender Freude auf die bisherige Laufbahn zurück, auf welcher man jenem großen Zwecke, den man nie aus den Augen verlor, immer näher gekommen ist, obgleich diejenigen Erwachsenen, die zuerst auf solche Art unterrichtet und gebildet wurden, noch immer den kleinsten Theil des Ganzen ausmachen. Man wird eine allgemeinere Richtung der Gemüther auf alles Gute und mehr Willigkeit dazu gewahr. Man spürt, daß ein Geist stiller Ordnung, häuslicher Ruhe und Sittsamkeit immer herrschender wird und den sonst häufiger bemerkten Hang zu Ausschweifungen und Unmäßigkeit immer mehr verdrängt. Sittsamere Tugend und Bescheidenheit zeichnet die jungen Leute beiderlei Geschlechtes mehr als sonst aus; denn der Fall einer unehelichen Geburt hat sich in dem hiesigen Dorfe kaum in sechs Jahren ein-

---

*) Selbst der Minister v. Zedlitz wurde allmählich bedenklicher. Bei einer Prüfung der Reckan'schen Schule waren die Begriffe: Wahrheit und Irrthum, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck erklärt worden. Das nannten Viele einen metaphysischen Unterricht und es gab dem Minister Anlaß zu folgender Aeußerung:

„Ueberhaupt glaube ich, man kann die metaphysische Erziehung der Bauern nicht behutsam genug treiben, muß sie im Ganzen nie empfehlen. So lange Ew. 2c. die Aufsicht führen, Ihre Schulmänner prüfen, zurechtweisen, so geht das in Reckan recht gut, — und doch, erinnern Sie sich, als ich dort war, das Kapitel von Ursach und Wirkung behandelt, und eine Menge abergläubischer Geschichten erzählt wurde, kam Ihr wackerer, mir sehr lieber Pastor und zwar zu rechter Zeit in's Mittel und machte den Kindern in dem populären Vortrag faßlich, wohin nun alles das abzielte, machte ihnen den Nutzen intuitiv, der daraus folgte. Wo nun Schulmeister keinen solchen Wegweiser haben, da kommen sie zu oft vom rechten Wege und gehen zu Schaden. Machen raisonneurs!" — (Briefwechsel Rochow's, Berlin, Nicolai.)

Diese Aeußerung des Ministers verstimmte Rochow sehr; noch 20 Jahre nachher machte er zu der Stelle, wo von Veranschaulichung die Rede ist, die halb ärgerliche Bemerkung: Der Lehrer würde das zweifelsohne selbst gethan haben, wie er ja immer that, wenn man ihn hätte endigen lassen.

mal ereignet. Sie beeifern sich, ehrerbietige und dankbare Liebe gegen ihre wohlthätige Herrschaft überall zu erkennen zu geben und zeigen auch gegen ihren würdigen Prediger, der sich nicht nur als Seelsorger, sondern auch als treuer Rathgeber bei ihren häuslichen Angelegenheiten in Freuden und Leiden um sie verdient macht, herzliches Zutrauen. Fremde, unpartheiische Zeugnisse können nächstdem beweisen, daß wenige Processe unter ihnen geführt worden, und daß sie sich auch als Soldaten in ihrem Regimente als gehorsame, treue und ordentliche Unterthanen beweisen.

Leider hatte Rochow den Schmerz, seinen edlen Freund und Gehülfen Bruns allzu früh für die wichtige Aufgabe hinscheiden zu sehen. Er starb schon 1794 am 23. September, und Rochow ließ ihm in seinem Garten als Denkmal eine einfache Graburne setzen mit der kurzen, aber bedeutungsvollen Inschrift: „H. J. Bruns. Er war ein Lehrer!" —

Ehe wir von Rochow und dessen Schulen Abschied nehmen, theilen wir unsern Lesern noch den Bericht eines Augenzeugen aus dem Jahre 1812 über den Eindruck mit, welchen die Person und Wirksamkeit des edlen Mannes auf ihn machte (Stephani's Schulfreund Band I. S. 102).

„Der Weg (so berichtet er) führt von Potsdam ab nach dem pädagogischen Reckan durch eine mit Thälern und Bergen gefüllte Gegend, die man das Brandenburgische Marsfeld nennen könnte, weil hier die gewöhnlichen großen Herbstmaneuvers gehalten werden. Jenseits dieser friedlichen Felder watet man wieder in den langweiligsten Sandfeldern, und die hie und da kümmerlich hervorscheinenden Tannenwälder geben dem Wanderer nur wenig Schatten. — Schon von Ferne kündigen sich die Umgebungen des Ortes durch ein besser cultivirtes Gefilde an, wie sich schon jedes Dörfchen durch ein freundlicheres Aeußeres auszeichnet, in welchem fleißige Menschen und verständige Obern wohnen. Wir sehen eine Menge blühender Kinder nicht im gewöhnlichen Müßiggange, nicht zerlumpt umherschwärmen, sondern reinlich gekleidet die Steine von den Aeckern lesen. Die Näherstehenden boten sich ungerufen an, uns den Weg nach ihrem Wohnorte und dem adeligen Hofe zu zeigen. Irre ich nicht, so hatten alle diese Kinder etwas Lebendigeres und Freundlicheres in ihrer ganzen äußeren Form, als die gewöhnliche Dorfjugend, — etwas Artiges und Gefälliges, welches den gemeinen Mann so gut kleidet, sobald er eine menschlichere Erziehung bekommen hat. Man muß diese Kinder selbst gesehen haben, um sich über die Wirkungen einer veredelten Erziehung zu freuen.

Man führte uns zur Wohnung des verdienstvollen Mannes: ein einfaches, prunkloses aber heiteres Landgebäude. Ein junger, bescheidener Mann, den ich wegen seines Anstandes für einen der

vielen, hierdurchreisenden Erzieher hielt, öffnete uns die Thüre, — es war ein Lackei des Hrn. v. Rochow, — und er führte uns in das große und geschmackvolle Studirzimmer desselben, — ein schöner, freundlicher Saal nach dem Garten hinaus, wo alle jene menschenfreundlichen Plane des vortrefflichen Mannes zu einer besseren und zweckmäßigeren Volkserziehung entworfen wurden. Nach wenigen Augenblicken erschien er selbst, den sinnigen aber freundlichen Ernst auf seiner Stirn, wodurch sich sein ganzes Aeußeres ankündigte. Es lag etwas Großes und Originelles in dieser Physiognomie, zugleich aber auch etwas Leidendes, was uns nur noch mehr zu ihm hinzog. Noch eine halbe Stunde des Gesprächs und wir mußten ihn lieben. Rochow redete mit großer Energie von Allem, was ihn interessirte, bisweilen etwas zu sententiös und imponirend, aber immer mit dem ihm eigenen Reichthum des gesunden, logischen Urtheils. — Da er sich seine ganze Ausbildung allein verdankt, so nennt er sich selbst einen Autodidaktos. — Er hatte sich in seiner Jugend als Soldat sehr vernachlässiget. In jenen Zeiten, sagte er, erlaubte man dem Offiziere, roh und unwissend zu bleiben, ohne daß er sich deshalb schämen durfte. Aber auf einmal erwachte in ihm ein höherer Beruf; er hatte sehr viel nachzuholen, und von nun an arbeitete er mit einer solchen Rastlosigkeit an sich selbst, daß er sich in sein Zimmer einschloß, wie ein gemeiner Schüler zu dekliniren und zu conjugiren anfing, und nicht eher nachließ, bis er die lateinischen Klassiker und die neueren Sprachen ohne Anstoß verstehen konnte.

Rochow zeigte in seinen Ideen eine erstaunliche Vielseitigkeit. Seine Staatskenntnisse waren von großem Umfange. Seine Kenntnisse in der Agrikultur, der Naturhistorie und Geschichte waren nicht gering und überall schien der fleißige Selbstdenker hervor; aber das Erziehungswesen blieb sein Lieblingsstudium. Es war sehr angenehm, ihn hierüber bisweilen mit einer liebenswürdigen Schwärmerei reden zu hören, da er hievon mit so viel lebendiger Ueberzeugung sprach, und da die Größe des Gegenstandes nach seiner frommen Ansicht jenen Enthusiasmus mit Recht auffordern mußte. Vielleicht haben die philantropischen Spielereien in Dessau doch auch den Nutzen gestiftet, daß sie Rochow's graden Sinn nach etwas Besserem zur Erziehung des Menschen hinrichteten. Er war Basedow's Freund, aber er war mit dessen Erziehungsmaximen nie ganz zufrieden. Beide stritten sich mehrmals sehr lebhaft über die neuere Pädagogik, und dies veranlaßte den edeldenkenden Rochow, ein durchaus zweckmäßigeres Institut und zwar aus reineren Absichten anzulegen, als das zu Dessau.

Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! So lautet die Inschrift auf dem Schulgebäude zu Reckan.

— Das Schulgebäude selbst ist ein nettes, gesundes und helles Gebäude mit einem geräumigen Saale für den Schulunterricht. Aber vor allen Dingen ist für einen zweckmäßigen, den Fähigkeiten der Kinder angemessenen Unterricht gesorgt. Herr v. Rochow hat seine Schulmeister selbst gebildet, sie nach und nach an eine bessere Lehrmethode gewöhnt, hatte in ihrer Gegenwart die Kinder selbst unterrichtet und dadurch in diesen Männern, so wie in seinem Prediger Rudolph eine Nacheiferung aufgeweckt, die sie zu wahren Meistern ihrer Kunst machte.

Vernunftlehre, nicht im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, ich will also lieber sagen Vernunftübung, macht in den Rochow'schen Schulen einen Hauptheil des Unterrichtes aus, und zwar Vernunftübung in allen jenen Kenntnissen, welche unmittelbar auf die Bestimmung des Landmannes, auf seine Berufsgeschäfte, seine individuelle Lebensweise, auf sein häusliches Glück, auf seinen Gehorsam als Unterthan Einfluß haben können. Man lehrt die Kinder die natürlichen Ursachen und Beschaffenheiten der Dinge aufsuchen, damit ihnen die Natur in ihrer großen Zweckmäßigkeit bekannt werde, man erklärt ihnen die physische Entstehung der Witterung, der Lufterscheinungen, die Beschaffenheit der Elemente, den Bau der Thiere und Pflanzen, um sie vor schädlichem Aberglauben zu sichern." —

So weit unser Augenzeuge. Wir haben nunmehr genug über Rochow's Leben und Wirken erfahren, um beides zu würdigen. Seiner Menschenliebe, seiner Uneigennützigkeit, seiner unermüdeten Thätigkeit werden wir ebenso wenig unsere Anerkennung versagen, als seinen tiefen Blicken in das Schulwesen selbst und den trefflichen Winken über Methode und Kindererziehung. Wir wissen jetzt, worin der edle Mann irrte und fehlte; aber wir wissen auch, daß diese Irrthümer zum großen Theile mit auf Rechnung seiner Zeit kamen, und wir sind darin einig, daß ihm viel vergeben werden darf, weil er viel geliebt hat. Als er im Jahre 1805 von einer Reise nach Berlin wieder nach Reckan zurückkam, litt er stark an Gicht und Brustbeschwerden, welche sich zuletzt mit Wassersucht paarten. Mitten in großen Beängstigungen und Leiden sagte er zu seinem Prediger: Ich danke Gott, daß er mich in Reckan sterben läßt; ich fühle es, mein Ende ist nahe. Gott gebe mir Kraft, meine Leiden zu tragen. Wir sind unsterblich, mein Lieber, und nach kurzer Frist auf immer vereiniget. Eines Tages sagte er seufzend: Meinen lieben Zerrenner*) sehe ich auch nicht mehr. — Schnell aber setzte er mit strahlendem Auge hinzu: Ja, einst

*) Vater des verdienten, in Magdeburg 1851 verstorbenen Consistorial-Rathes und Seminar-Direktors, Verfassers eines Methodenbuches und einer Pädagogik für Volksschullehrer, eines Kinderfreundes und anderer Schulschriften.

sehe ich ihn wieder. Sein Tod am 26. Mai 1805 war ein sanftes Hinüberschlummern. Basedow's ruhmrediges Geschrei, Felbiger's und Kindermann's rastlose Thätigkeit, Rochow's überraschende Schöpfungen vereinigten sich übrigens am Ende des vorigen Jahrhunderts, um ein noch niemals dagewesenes allgemeines Interesse für das Schulwesen in Deutschland zu wecken. Selbst Privatpersonen widmeten diesem Culturgebiete ihre Aufmerksamkeit, unterstützten Schulen und Lehrer vielfach durch Geldmittel und Schulapparate, und setzten sogar Preise aus für gediegene pädagogische Abhandlungen. In hohen und niederen Kreisen pflegte man die Unterhaltung auf Schulen und Lehrer hinzulenken und darüber Ansichten auszutauschen. Am meisten aber bekundete sich der allgemeine Eifer für Hebung des Volksschulwesens und der Volkserziehung auf dem literarischen Gebiete. Zahllos sind die Schriften, welche damals erschienen, sich über alle Zweige der Erziehung und des Unterrichtes verbreiteten, und von welchen das Andenken vieler sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Campe schrieb seine Jugendschriften und gab, im Vereine mit Trapp und Andern, sein Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens in 14 Bänden (1784 bis 1791) heraus. Salzmann verfaßte unter manchem Vergessenen sein Krebs- und Ameisen-Büchlein, so wie den Konrad Kiefer oder Anweisung zur vernünftigen Erziehung der Kinder (1796). Ganz in Rochow'schem Geiste suchte Becker's Noth- und Hülfsbüchlein das Volk, Lehrer und Schüler auf unterhaltende Weise mit den gemeinnützigen Kenntnissen vertraut zu machen und das Leben des Landmannes zu veredeln. Stephani, dem wir ein besonderes Lebensbild zu widmen gedenken, begann in dieser Zeit gleichfalls seine Wirksamkeit und zog durch seine Schrift: Grundriß der Staats-Erziehungswissenschaft (1797) Aller Augen auf sich.

Characteristisch bleibt bei allen diesen Bestrebungen, daß sie durchgängig, wenn auch bald mehr bald weniger entschieden, auf Lostrennung der Schule von der Kirche und auf einen confessionslosen Religionsunterricht (allgemeine Sittenlehre) hinarbeiteten. Nur Felbiger und die österreichischen Schulmänner überhaupt, bieten hievon eine Ausnahme. Bis zu den höchsten Stellen hinauf machten sich diese Bestrebungen geltend, ja sie wurden sogar hie und da durch offizielle Kundgebungen sanctionirt. So wird beispielsweise in einer Relation des Ober-Consistoriums zu Berlin vom 18. Juli 1799 geradezu zur Bekämpfung des nur zu sehr verbreiteten Vorurtheiles aufgefordert, als ob die Schulen zunächst eine Sache einzelner Religionsparteien wären und sein müßten. Es sei unleugbar, heißt es weiter, daß die Schulen als Institute des Staates und nicht als Anstalten einzelner Confessionen zu betrachten wären. Darum sei auch zu wünschen, daß in den Schulen der Religions-

unterricht bloß auf die allgemeinen Wahrheiten der Religion und auf die allen kirchlichen Partheien gemeinschaftliche Sittenlehre eingeschränkt, dagegen der specielle Confessionsunterricht bloß dem Prediger bei der Vorbereitung der Katechumenen überlassen werde.

Es war überhaupt der mit französischem Liberalismus gepaarte Rationalismus, welcher sich der Volksschulen bemächtigen und durch diese auf's Volk wirken wollte, und namentlich auch in den Freimaurerlogen einen eifrigen Verbündeten fand. Es ist erstaunlich, welche Opfer die letztern gerade in der damaligen Zeit den Schulen brachten; so überließ z. B. die Loge in Wetzlar dem dortigen Schulwesen ein Vermögen von 5000 Gulden.

Durch diese rationelle und kirchenfeindliche Richtung, welche die meisten damaligen und späteren Schulmänner einschlugen, wurde jedoch die Entwickelung des Volksschulwesens nicht gefördert. Der Rationalismus verkannte den Volkscharacter, unterschätzte den kirchlichen Einfluß und trat mit allen historischen Thatsachen und Erinnerungen in schroffen Widerspruch. Er schuf sich durch seine Lehren und Bestrebungen sofort eine mächtige Gegenparthei, welche nunmehr häufig auch das Gute von sich wies, was die Vertreter dieser unkirchlichen Richtung wirklich bieten konnten, und welche sich nicht selten aus Furcht vor dem unchristlichen Liberalismus gegen jeden Fortschritt verschloß. Durch diese sich wechselweise bekämpfenden Gegensätze wurde der besonnene und allgemeine Fortschritt, welcher in den österreichischen Ländern begonnen hatte, im übrigen Deutschland vielfach ganz gehemmt oder nur auf kleinere Districte beschränkt.

Heinrich Stephani und die Lautirmethode.

Heinrich Stephani wurde am 1. April 1761 zu Gemünd an der Greck, im früheren Bischofthume Würzburg geboren, wo sein Vater Prediger war. Da dieser bald nach der Geburt des Sohnes nach Merzbach im anmuthigen Itzgrunde versetzt wurde, so verlebte Heinrich seine Jugend größtentheils in einer ebenso naturschönen als fruchtbaren Gegend. Der Vater, ein kenntnißreicher Mann, widmete den größten Theil seiner Muße der Erziehung und dem Unterrichte des talentvollen Knaben und wurde darin von der gefühlvollen und religiös gesinnten Mutter wesentlich unterstützt. So besuchte denn auch der junge Stephani keine auswärtige Schule, wohl aber desto häufiger des Vaters Bibliothek. Kaum vierzehn Jahre alt, hatte er schon Vieles aus der Geschichte und Geographie gelesen, mit Hülfe eines Reißzeuges und einiger Lehrbücher Mathematik studirt und sich in den alten Sprachen wacker umgesehen. Unter den Schriften, welche ihm in die Hände fielen, befand sich auch die allgemeine deutsche Bibliothek, deren freisinnige, dem kirchlichen Dogma feindselige Kritiken bald seine Aufmerksamkeit fesselten. Anfänglich wurde des Knaben frommes Gemüth durch so manche ketzerische Aeußerung tief verletzt, und er erzählt selbst, daß er sich oft mit Thränen in den Augen gelobt habe, einst als Vertheidiger der angegriffenen Lehren aufzutreten. „Ich ahndete nicht, setzt er jedoch hinzu, daß mein reges Streben nach Wahrheit mich bald selbst dahin führen würde, das Gehaltlose jener Menschensatzungen einzusehen, durch welche das reine Christenthum meinen Brüdern bis jetzt noch vorenthalten wird." — Schon im siebzehnten Lebensjahre war Stephani reif zur Universität. Er bezog Erlangen, wo er im Hause seines Oheims, des Hofraths Groß, fünf Jahre lang väterliche Liebe und Pflege fand. Er studirte fleißig Theologie, hörte die Vorlesungen der betreffenden Lehrer, namentlich Seiler's, Rosenmüller's, Reinhard's und Rau's und widmete sich außerdem der hebräischen Sprache mit einem Eifer und einer Vorliebe, welche nur durch den Wunsch erklärt werden konnten, einst Professor der morgenländischen Sprachen zu werden. Doch gab er späterhin diesen Plan auf, weil ihn der Krieg der Leidenschaften und der Ehrfurcht zurückschreckte, in welchen viele seiner akademischen Lehrer

verwickelt waren. Die reiche Bibliothek des Onkels wurde von Stephani fleißig benutzt, und er gewann hierdurch schon früh die Ueberzeugung, daß Selbstthätigkeit und Selbstforschung den Geist mehr bilden, als das bloße Anhören der Vorträge Anderer. Mit gleichgesinnten jungen Freunden stiftete er einen literarischen Verein, welcher seinen Mitgliedern die Verpflichtung auferlegte, monatlich eine schriftliche Arbeit zur Unterhaltung und Belehrung zu liefern. Stephani wählte sich die Bearbeitung eines Romanes, welcher den Freunden so wohl gefiel, daß sie den Verfasser lebhaft zum Drucke ermunterten. Stephani bot sein Manuscript sofort einem Buchhändler an. Dieser schlug jedoch den Verlag rund ab und entmuthigte den angehenden Schriftsteller dadurch so, daß er kein zweites Anerbieten wagte und späterhin sogar das Manuscript verbrannte. Doch hatte dieser Versuch für Stephani den Nutzen, daß er sich dadurch eine gewisse Leichtigkeit des Styls und die Fertigkeit aneignete, größere Gedankenreihen angemessen zu ordnen.

Von der Universität kehrte Stephani in's Vaterhaus zurück, wo er nur ein Jahr, aber mit entschiedenem Nutzen für seine weitere Ausbildung, verweilte. Er übte sich während dieser Zeit häufig im Predigen und in der Unterrichtskunst und studirte vorzüglich auch Kirchengeschichte. In letzterer fesselten ihn besonders die Meinungen und Lebensschicksale der berühmtesten Irrlehrer. Er suchte sich mit diesen nicht bloß historisch bekannt zu machen, sondern prüfte sie auch. „Dadurch, sagt er selbst, gelangte ich bald zu der Einsicht, daß die einfache himmlische Wahrheit nicht in dem Glauben der Menge, sondern nur bei den einzelnen Weisen eines jeden Zeitalters zu finden sei." — Da auch die Universität nicht dazu beigetragen hatte, Stephani im Glauben zu befestigen, so wollte er nun selbst forschen und prüfen und legte auch den Gang und Umfang seiner gewonnenen Ueberzeugung in einer Schrift nieder, welche er Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion betitelte, aber nicht drucken ließ.

Durch einen vornehmen Gönner wurde Stephani seinem Landesfürsten, dem Bischofe Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg, vorgestellt und zu einer Anstellung empfohlen, die vielleicht bald erfolgt sein würde, wenn der junge Mann nicht den Wunsch gehabt hätte, sich vorher noch in der großen Welt umzusehen. Eine willkommne Gelegenheit hiezu fand sich bald. Der junge Stephani hatte auf dem Schlosse der Reichsgräfin Hedwig Castell einige Gastrollen in Schauspielen übernommen, welche zur Geburtstagsfeier der gräflichen Kinder veranstaltet worden waren, und hatte seine Aufgabe so gut gelöſ't, daß er sich dadurch die Gunst der Gräfin erwarb. Als diese daher seinen Wunsch erfuhr, berief sie ihn zum Hofmeister ihrer beiden Söhne. Kaum hatte Stephani diese Stelle

übernommen, als auch seine Gönnerin starb. Er mußte daher seine Zöglinge nach Nürnberg führen, wo sie unter Aufsicht des Geheimen Rathes v. Zwanziger erzogen wurden. In dem Hause dieses einflußreichen Mannes, der nicht bloß Chef der gräflichen Regierung, sondern auch Gesandter war, lernte Stephani die große Welt und viele hochstehende Personen kennen. Oeftere Besuche, die er in Gesellschaft des Geh.-Rathes an fürstlichen und gräflichen Höfen machte, insbesondere aber der nähere Verkehr mit seinem kenntnißreichen und erfahrenen Chef weiheten ihn in viele Verhältnisse ein und erweiterten seinen Gesichtskreis.

Mitten in diesen Zerstreuungen versäumte Stephani seine Ausbildung zum Erzieher keineswegs und setzte auch seine theologischen Studien fort. Hiezu standen ihm oft nur die frühesten Morgenstunden und die Zeit von zehn Uhr Abends bis Mitternacht zu Gebote, weil die übrige Zeit den Zöglingen oder dem persönlichen Verkehre gehörte. Eine Frucht dieser Thätigkeit war eine Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Idee von einem Messias, von welcher er selbst rühmt, daß sie den Glauben an Weissagungen verscheucht, wenigstens aus den Hörsälen der Universitäten vertrieben und gezeigt habe, daß Gott auch vermöge seiner Allwirksamkeit auf natürlichem Wege die Erziehung des Menschengeschlechtes durch das Christenthum habe begründen können.

Da er seine Eleven auch für den Confirmandenunterricht vorzubereiten hatte, so gab ihm dies Gelegenheit, zur Abfassung eines Lehrbuches der Religion für die Jugend der höheren Stände. Beide Schriften verschafften ihm von der Universität Erlangen die philosophische Doctorwürde.

Nach vierjährigem Aufenthalte in Nürnberg begleitete Stephani den einen Grafen von Castell und einen Sohn des Geheimenraths v. Zwanziger nach dem damals hochberühmten Kloster Bergen bei Magdeburg, wo er wiederum vier Jahre verlebte. Der nähere Umgang mit dem Leiter des Institutes, dem Abte Resewitz und den anderen ausgezeichneten Lehrern, wie Gurlitt, Rathmann und Lorenz bestärkte Stephani in seiner Vorliebe für die erziehliche Thätigkeit. Auch das nahe liegende reiche Magdeburg mit seinen verschiedenen Schulanstalten gab mancherlei geistige Anregungen, die noch durch von Zeit zu Zeit unternommene Ausflüge nach Dessau, Wittenberg, Berlin, Dresden und Prag vermehrt wurden. Schon im letzten Jahre des Aufenthaltes zu Kloster Bergen verband sich Stephani mit mehreren Gelehrten zur Herausgabe eines Archiv's der Erziehungskunde für Deutschland, welches jedoch nur bis zum vierten Bande fortgesetzt wurde.

Im Jahre 1791 verließ Stephani Kloster Bergen, um seinen gräflichen Zögling auf die Universität Jena zu begleiten. In dieser

Zeit wurde ihm auch von seinen Gönnern freigestellt, entweder in der gräflichen Kanzlei als Regierungsrath einzutreten, oder eine höhere geistliche Stelle einzunehmen. Stephani entschied sich mit der Erklärung für's letztere, daß er es vorziehe, lieber am inneren, als am äußeren Ausbau der Menschheit zu arbeiten. Noch während des zweijährigen Aufenthaltes in Jena erhielt er hiernach die Ernennung zum Consistorial-Assessor. In Jena selbst, im Sitze der kritisch zersetzenden Philosophie, hatte Stephani Gelegenheit genug, sich in seiner rationalistischen Richtung zu befestigen. Er lebte dort viel im Verkehre mit Schiller, Reinhold, Paulus, Griesbach, Döderlein, Hufeland und Andern, und jeden Sonntag speis'te eine ausgesuchte Gesellschaft von Gelehrten bei seinem Eleven. Auch während des Aufenthaltes in Jena fehlte es nicht an kleinen Reisen nach Weimar, Erfurt, Gotha, Schnepfenthal, Ilmenau und Leipzig, bei welchen Gelegenheiten wieder interessante Bekanntschaften angeknüpft wurden. Für seinen Zögling und einige Freunde hielt Stephani auch Privatvorlesungen über Moralpolitik. Er war von diesen ohne seinen Namen im Druck erschienenen Vorlesungen so eingenommen, daß er selbst meint, sie enthielten einen Reichthum an politischen Ideen, welchen selbst Fichte ausgebeutet habe.

Im Sommer 1793 trat Stephani auch eine Reise in die Schweiz an und wählte Zürich zum Mittelpunkte seiner Ausflüge. Hier machte er Bekanntschaft mit Lavater, Tobler, Füßli, Matthisson, Fichte und anderen berühmten Männern. Nach der Rückkehr aus der Schweiz lebte Stephani anderthalb Jahre bald in Erlangen, bald auf dem gräflichen Schlosse. Während dieser Zeit arbeitete er einen Plan zur Verbesserung des Unterrichtes und der Erziehung in der Grafschaft aus, welcher großen Beifall fand und dessen Ausführung beschlossen wurde. Mittlerweile war der Verfasser auch zum Consistorialrathe ernannt worden und gab als solcher das allgemein Gültige seines Planes unter dem Titel: Grundlinien der Staatserziehungswissenschaft in den Druck. Stephani erzählt selbst, daß diese Schrift die Aufmerksamkeit des preußischen Staatsministers v. Massow auf sich gezogen habe und den Verbesserungen des Schulwesens in Preußen zum Grunde gelegt worden sei. Diese Aufmunterung veranlaßte den Verfasser, jene Grundlinien ausführlicher zu bearbeiten und sie nunmehr unter dem Titel: System der öffentlichen Erziehung herauszugeben. Dieses nachmals in zweiter Auflage erschienene Buch traf den Ton und Geist der Zeit und begründete den später so weit verbreiteten pädagogischen Ruf seines Verfassers.

In demselben Jahre, in welchem sich Stephani mit der Tochter des Leibmedikus Günther zu Kahla in Thüringen verheirathete (1795), begann er auch die Verbesserung des Schulwesens in der

Grafschaft. Zuerst errichtete er in Castell eine höhere Studienanstalt und verband damit ein Schullehrer-Seminar, sodann aber sorgte er mit Eifer für die Verbesserung der gering dotirten Schulstellen. Er sah aber ein, daß alles nur leeres Stroh gedroschen sei, wenn nicht die Lehrer selbst mit besseren Methoden bekannt gemacht und zu einer tieferen Auffassung ihres Berufes angeleitet würden. Darum bearbeitete er die einzelnen Unterrichtsgegenstände, namentlich den Lese-, Schreib- und Rechenunterricht in elementarer Stufenfolge und machte die angeblich von ihm erfundene Lautir-Methode bekannt. Um die Durchführung der letztern zu erleichtern, schrieb er auch eine Hand- und Wandfibel, welche bald in vielen Tausend Exemplaren verbreitet wurde. In dieser Zeit begann Stephani auch die Herausgabe einer Zeitschrift für das Volksschulwesen, welche erst unter dem Titel: der baierische Schulfreund, dann (von 1818 ab) unter dem Titel: der Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten, von 1833 ab als neuer Schulfreund erschien, und bestimmt sein sollte, „die angefangene Bildung des deutschen Volkes vollenden zu helfen". Dieser neue Schulfreund endete mit dem Jahre 1834. Er sagt in der Vorrede zum letzten Bändchen, daß die unchristliche Verdammungs- und Verfolgungssucht einer in der (protestantischen) Kirche wieder von neuem entstandenen Sekte den Abend seines nur der Menschheit geweihten Lebens zu umwölben gewußt und ihm die Nothwendigkeit auferlegt habe, das Reich des Lichtes und der Freiheit, welches Christus unter uns gründete, gegen die aufs neue hereinbrechen wollende Finsterniß und Geistessclaverei schützen zu helfen. Der Abwehr dieser Noth unserer Kirche, sagt er weiter, werden demnach meine noch übrigen Lebenstage vornehmlich zugehören, um als ein wackerer Streiter des reinen Evangeliums, dieser einzigen Heilslehre der Menschheit, bis zum letzten Hauche erfunden zu werden.

Mit dieser einzigen Heilslehre und diesem durchsichtig reinen Christenthum Stephani's vertrug sich die confessionelle Trennung der Religionsgesellschaften unter einander und vom Staate freilich nicht, und schon damals, als er noch in der Grafschaft wirkte, ging sein Streben dahin, die Kirche ganz mit dem Staate zu verschmelzen und dadurch das nach seiner Meinung stets feindliche Verhältniß beider ganz unmöglich zu machen. Geheimrath v. Zwanziger, welcher in dem kleinen Ländchen mit Rousseau'schen Ideen wirthschaftete, stimmte in dieser Hinsicht ganz in Stephani's Ansichten ein und hatte bereits den Unterschied zwischen geistlichen und weltlichen Beamten gänzlich aufgehoben. Stephani machte seine Pläne zur Vereinigung im Jahre 1802 durch eine besondere Schrift bekannt, welche unter dem Titel: Ueber die absolute

Einheit der Kirche und des Staates zur Würzburg erschien. Unter solchen Umständen konnte Stephani auch unmöglich mit der bisherigen Ertheilung des Religionsunterrichtes zufrieden sein, und er entwarf daher einen Leitfaden zum Religionsunterrichte der Confirmanden, durch welchen nach seinen eigenen Worten die Religion Jesu an die Stelle des bloßen Glaubens an Jesum gesetzt werden sollte. Dieser Leitfaden paßte so sehr in die Zeitrichtung, daß er bald mehrere Auflagen erlebte, und daß sich Stephani durch dessen günstige Aufnahme veranlaßt sah, im Jahre 1810 noch einen Kommentar dazu unter dem Titel: Winke zur Vervollkommnung des Konfirmanden-Unterrichtes heraus zu geben. Als Consistorialrath erhielt er auch die Aufgabe, das Gesangbuch der Grafschaft zu revidiren, und wir können überzeugt sein, daß er das Seinige that, um der reinen Lehre Jesu auch den reinsten poetischen Ausdruck zu geben und Alles zu entfernen, was aus positivem Glauben und tieferer Auffassung des Erlösungswerkes geflossen war.

Mittlerweile starb Stephani's Gönner, der Geh.-Rath Zwanziger und bald darnach kam auch die Grafschaft Castell unter baierische Botmäßigkeit. Als im Herbste 1808 die neue Kreiseintheilung des Königreiches stattfand, erhielt Stephani das königliche Patent als Kreis-Schulrath bei dem Lechkreise und übersiedelte daher mit seiner Familie bald in das alte Augsburg. Hier arbeitete er mit allem Eifer an der Verbesserung des Volksschulwesens, wurde jedoch durch den Umstand bald wieder in seiner Thätigkeit gestört, „daß eine neue Eintheilung des Königreiches in neun Kreise statt der früheren fünfzehn vorgenommen und Stephani in Folge dessen wieder als Kreisschulrath nach Eichstädt im Oberdonaukreise versetzt wurde. Aber auch diese Wirksamkeit dauerte nur fünf Monate, denn schon nach Ablauf dieser Zeit wurde er nach Ansbach an die Stelle des abgegangenen Geheimen Kirchenrathes Paulus berufen.

Dieser öftere Wechsel hemmte nicht bloß die praktischen Erfolge der Thätigkeit Stephani's, sondern war vielleicht auch die Ursache, daß er kurz hinter einander den Verlust zweier Kinder, des einzigen Sohnes und einer Tochter, zu beklagen hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die zarten und schwächlichen Kinder dem häufigen Wechsel des Klima's unterlagen.

Im Rezatkreise lag das Schulwesen noch sehr im Argen. Für Sommer- und Sonntagsschulen war noch nicht hinreichend gesorgt, für die Kontrolle eines regelmäßigen Schulbesuches fast gar nichts geschehen, die Stadtschulen entbehrten aller Organisation und die Zahl der Schulaufseher war nicht vollständig. Aber Stephani griff frisch an, und da es ihm gelang, seinen Eifer auch Anderen

einzuflößen, so erwuchsen ihm schon nach einigen Jahren die erfreulichsten Früchte. Auch die Lehrer des Kreises liebten und achteten ihn.

Eine äußere Auszeichnung sollte ihn in seiner Thätigkeit ermuntern und für das bereits Geschehene belohnen. Herzog Wilhelm von Baiern ernannte Stephani mit Vorwissen und Genehmigung seines Schwagers, des Königs, zum Ehrenritter des königlichen Haus-Ritter-Ordens vom hl. Michael und begleitete die Insignien des Ordens mit folgendem Handschreiben: „Die in Ihren Schriften enthaltenen ächten Grundsätze, besonders aber die edle Freimüthigkeit, mit welcher Sie dieselben zum wahren Besten des Staates gemeinnützig zu machen suchen, ehren nicht allein Sie, sondern auch die liberale Regierung, unter welcher Sie schreiben, so sehr, und haben Mir deswegen eine so hohe Achtung gegen Sie eingeflößt, daß ich Ihnen auch einen sichtbaren Beweis davon zu geben wünsche rc."

Stephani wurde durch diese Auszeichnung höchlich erfreut. Er richtete sofort eine Danksagung an den Fürsten, auf welche er wieder eine Antwort erhielt, die wir unsern Lesern unverkürzt mittheilen:

„Seehof bei Bamberg, den 26. Juli 1811. Allerdings, mein Herr Kreisrath, hatte ich bei der Errichtung der Ehren-Ritterklasse in meinem Orden die Absicht, auch dem Verdienstadel die Auszeichnung zuzuwenden, welche die Urstatuten nur für den Geburtsadel bestimmen. Ich muß jedoch bekennen, daß ich noch einen anderen Zweck damit verbinde, nämlich den Glanz des Ordens durch seine Verbindung mit Männern von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und erprobtem Verdienste zu erhöhen. Dieser Wunsch konnte nicht besser erfüllt werden, als durch Ihren Eintritt in den Orden und mein Vergnügen hierüber wird nun durch die Versicherung des Ihrigen vollkommen. Ebenso unbegrenzt ist die Werthschätzung, die ich Ihnen gewidmet habe. — Wilhelm." —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Stephani durch diese Beweise allerhöchster Billigung nicht bloß in seiner rationalistisch-liberalen und unkirchlichen Richtung bestärkt, sondern auch zu deren offenster Kundgebung ermuntert wurde. Die Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit seiner Angriffe nahmen bald in einem Maße zu, welches einen Wendepunkt in seiner Stellung und seinen Lebensschicksalen herbeiführte. Da er zugleich das Generaldekanat des Kreises verwaltete, so wandte er sich wieder mehr den theologischen Studien zu und hiebei kam ihm auch das in die Hände, was er seit längeren Jahren über das hl. Abendmahl gesammelt und selbst gedacht hatte. Seine Ansichten gingen wesentlich darauf hin, daß der wahre Sinn, welchen der Heiland mit den Ein-

setzungsworten verband, für die Christenheit verloren gegangen sei. Wie er selbst sagt, hielt er es daher für ein Mittel, zwischen den Christen einen Vereinigungspunkt zu gründen, wenn er die von ihm gemachte wichtige Entdeckung veröffentlichte. Dieser wichtigen Entdeckung zufolge konnte nämlich das hl. Abendmahl nichts anderes sein, als ein Bundesmahl, welches Jesus für die Verbündeten seines Reiches der Wahrheit und der Tugend nach alter Väter- und Völkersitte anordnete.

Stephani sprach diese Ansicht nicht nur öffentlich in einer besonderen Schrift aus, sondern er ging sogar so weit, dieser Schrift noch ein Erläuterungskupfer aus der Geschichte der alten Römer, das Blut- und Bundesmahl des Catilina und seiner Mitverschwornen darstellend, beizufügen. Aber hiermit war es noch nicht genug. Er widmete sein Libell sogar noch der katholischen Geistlichkeit des vormaligen Lechkreises als Denkmal wechselseitiger amtlicher Liebe und confessioneller Verträglichkeit!

Das war denn doch der gutmüthigen katholischen Toleranz und selbst den noch einigen Glauben bewahrenden Protestanten zu viel!

Ein Schrei des Unwillens ging durchs ganze baierische Land, und sofort erhoben sich die nachdrücklichsten Stimmen gegen diese das Heiligste herabwürdigende Ansicht eines Mannes, dessen amtliche Stellung sein Unterfangen doppelt strafbar erscheinen lassen mußte. Eine Flugschrift aus München, Stephanus und Paulus betitelt, trat zuerst in derbster Weise gegen das neue Evangelium auf, und ihr folgten bald noch andere, unter welchen die gründliche Widerlegung vom Pfarrer Egger und dem Jesuiten Schälkle genannt zu werden verdient.

So freisinnig damals auch die baierische Regierung war, so ging ihr doch dieses Gebahren eines so hoch stehenden Kirchenbeamten zu weit. Wenn auch der Verkauf der Schrift nicht verhindert wurde, so erhielt deren Verfasser doch einen schriftlichen Verweis und sowohl das historische Erläuterungskupfer, als auch die skandalöse Widmung wurden auf allerhöchsten Befehl confiscirt.

Daß jedoch Stephani's Schrift auch ihre Bewunderer und Vertheidiger fand, darf uns in Betracht des damaligen Zeitgeistes nicht befremden. Die Heidelberger Jahrbücher und die Hallische Literaturzeitung erschöpften sich in Lobpreisungen des Werkes und seines aufgeklärten Verfassers. Am interessantesten bleibt jedoch die Aufnahme, welche die Schrift bei dem Primas der deutschen katholischen Kirche, dem Erzbischofe und Großherzoge von Frankfurt, dem bekannten Freiherrn v. Dalberg (gest. den 10. Feb. 1817) fand. Der Brief desselben verdient, als wichtiges Doku-

ment für die Zeitgeschichte vollständig mitgetheilt zu werden. Er lautet:

„Hochgeehrter Herr! Erhaben, schön, dem Geiste des Christenthumes gemäß ist Ihre Darstellung des hl. Abendmahles als Erneuerung des Bundes der Liebe Gottes und der Menschheit, welche die Seelen der thierischen Sinnlichkeit entreißt, und sie zu der ewigen Urquelle ihres Daseins erhebt. Unterdessen wird doch so manche Seele ihren festen Glauben an Wirklichkeit mit dem bloßen Begriff erinnernder Vorstellung nicht vertauschen wollen. Eine solche Seele sagt sich: Apostel, welche Zeugen waren, daß Jesus in Kanaan das Wasser in Wein verwandelte, in der modernden Leiche des Lazarus die Lebenskraft erneuerte, seinen eigenen Leib auf dem Berge Tabor verklärte, konnten wohl auch das Verwandlungsvermögen ihrem göttlichen Lehrer zutrauen, und seine Worte am hl. Abendmahle im Sinne der Wirklichkeit verstehen. Eine solche Seele stützt ihren Glauben an Wunderkraft auf das Bewußtsein ihres Daseins. Zu dem thierischen Bau ihrer Hülle gab die Mutter ihr Blut, der Vater den Keim. Wer aber anders als Gott erschuf sie selbst; Vater und Mutter behielten ihre eigenen Seelen, jede in ihrer ganzen Einheit. Doch die christliche Liebe gebietet, keiner Seele seine eigenen Glaubens-Einsichten aufzudringen, und der erhabene Verfasser (!) ist gewiß von dieser Zumuthung weit entfernt. Der Bund der Liebe Gottes und der Menschen umfasset alle Christen. Geheiliget sei und bleibe das hl. Abendmahl, als feierliches Stiftungsfest der Erlösung von verführender Zauberkraft der Sünde und des Lasters. Verbindlichst danke ich für die gefällige Mittheilung Ihrer geistvollen Schrift und sehne mich nach der Gelegenheit, zu bezeugen, wie sehr ich bin: Ihr ergebener Carl Dalberg." „Aschaffenburg, den 16. November 1811." —

Welch' eine weichherzige, unentschiedene Antwort! Welch' zaghafte, fast nur im Gebiete der Empfindung sich bewegende Widerlegung, die zugleich dem Verfasser grobkörnigen Weihrauch streut und zum Schlusse zwischen den Zeilen das Einverständniß herauslesen läßt!

Von dieser Zeit ab trat, wie schon gesagt, ein Wendepunkt in Stephani's Leben ein, der zugleich mit den geschichtlichen Ereignissen und dem veränderten Regierungssysteme zusammenhängen mag. Seine bisherigen, ziemlich bedeutenden, mit der Verschiedenheit seiner Aemter zusammenhängenden Gehaltsbezüge wurden ihm beschränkt, seine politischen und kirchlichen Ansichten immer mißliebiger. Eine im Jahre 1822 herausgegebene Schrift über die constitutiven Grundsätze der protestantischen Kirche wurde sogar in Bayern confiscirt, was ihn bewog, ein 1825 verfaßtes allgemeines canonisches Recht der protestantischen Kirche im Auslande drucken zu lassen. Stephan

fand sich durch solche Wahrnehmungen schon im Jahre 1818 bewogen, sich von höheren Aemtern zurückzuziehen und um das erledigte Dekanat zu Gunzenhausen zu bitten, welches ihm auch verliehen wurde. Hier widmete er sich fast nur der Schriftstellerei, setzte den Schulfreund fort und schrieb außer den bereits genannten theologischen Werken noch eine faßliche Sprachlehre, eine bayerische Geschichte für Schule und Haus, ein Rechenbuch und endlich die berühmt gewordene Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theil barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse (1827).

Wir werden später noch auf dieses Buch zurückkommen. Im Jahre 1834 ließ er, wie schon bemerkt, den Schulfreund eingehen. Es war dies Jahr dasselbe, in dem der Minister Karl Abel das Ministerium des Innern in Bayern übernahm und in welchem Stephani vom Amte entfernt und bald darauf pensionirt wurde. Er zog sich hierauf nach Gorkau am Zobtenberge in Schlesien zurück, wo er zumeist bei seinem Schwiegersohne, dem Baron v. Lüttwitz, lebte. Als er dort ankam, hatten ihm die Lehrer der Nachbarschaft einen feierlichen Empfang bereitet. Auch hier blieb Stephani dem Schulwesen in so fern treu, als er den Schullehrern der Umgegend noch bisweilen Vorträge hielt. Er starb am 22. Decbr. 1850. Sein letzter Wunsch war, von Lehrern zu Grabe getragen zu werden, und dieser ist auch erfüllt worden. —

Diese kurze Lebensskizze wird hinreichen, um unsere Leser in den Stand zu setzen, das, was wir noch über Stephani sagen müssen, eingehender zu würdigen. Er gehört jedenfalls zu den bebedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Volksschulwesens. Durch glückliche Verhältnisse von früher Jugend an begünstigt, hatte er sich eine ebenso umfassende als gründliche Gelehrsamkeit erworben und sich durch vielfachen Umgang mit hochstehenden Männern und durch Reisen eine Gewandtheit im geselligen Verkehr erworben, wie sie bei Gelehrten sonst nicht häufig angetroffen wird. Treffliche Gesundheit und Geistesfrische, welche ihm bis in's hohe Alter treu blieben und eine angenehme Körperbildung machten seine ganze Erscheinung in hohem Grade ansprechend. Er reicht zwar mit seinem langen Leben in zwei Jahrhunderte hinein, gehört aber mit seiner ganzen Bildung und Geistesrichtung nur dem achtzehnten Jahrhunderte, nur jener Zeit an, in der Rousseau's Ideen Gemeingut geworden waren, und in welcher Liberalismus und religiöse Aufklärung alle Gebildeten erfüllten. Von Jugend auf in freigeistiger Umgebung aufgewachsen, durch entsprechende Lectüre früh im Zweifel bestärkt, entwand er sich nur zu bald dem

Einflusse einer gläubigeren Mutter, um mehr als viele Andere durch Schrift und Wort der Repräsentant einer Richtung zu werden, welche, durch falsche Humanität getäuscht, nur darauf hinausging, Christenthum und Kirche zu einem bloßen Moralinstitute zu machen, das im Gottmenschen den Weisen von Nazareth verehrte und in seine luftigen Hallen alle aufnehmen sollte, die etwa noch einen Gott und Unsterblichkeit glauben mochten. Allgemeine Menschenliebe und Veredlung der Menschheit waren die hochtönenden Worte, mit welchen diese Richtung sich Geltung verschaffte und selbst Personen von Erfahrung und tiefer Einsicht blendete. Mit welchem Erfolge diese Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts selbst in die höchsten Kreise eindrang und Männer täuschte, die berufen waren, Hüter des Heiligthums zu sein, haben wir aus Stephani's Lebensskizze leider sattsam ersehen. Wenn Basedow mit seiner plumpen Dreistigkeit dieselben Ansichten dem höheren Schulwesen einzuimpfen bemüht war, wenn sich Rochow darauf beschränkte, seinen Vernunftglauben in engerem Kreise zur Geltung zu bringen, so war es Stephani und seiner nie ruhenden Feder vorbehalten, den Rationalismus und dessen weittragende Consequenzen auf das gesammte deutsche Volksschulwesen zu übertragen. Hiezu war er unstreitig ganz besonders geschickt. Seine umfassende Bildung, seine angenehme äußere Erscheinung, seine rastlose Thätigkeit und gewandte Sprache sicherten ihm den größten Einfluß. Er wußte ganz den Ton der Zeit zu treffen und namentlich auch so zu schreiben, daß er die Mehrzahl der Volksschullehrer für sich gewinnen mußte. Ueberall stellte er diese als die eigentlichen Volksbildner und Menschenveredler hin, und es sind wenige Aufsätze aus seiner Feder geflossen, in welchen er sie nicht als die eigentlichen Apostel der Humanität und Aufklärung feierte. Insbesondere gewann er einen großen Theil des Lehrerstandes durch die Stellung, welche er ihm im Staatsleben angewiesen wissen wollte. Die geschichtliche Entwicklung der Schule wurde von Stephani ganz ignorirt. In seinem Grundrisse der Staats-Erziehungswissenschaft spricht er es unverholen aus, daß die Schule ihre Wurzel nicht in der Kirche, sondern im Staate habe, und daß die Schulen nur dann ihrem Zwecke entsprechen könnten, wenn deren unmittelbare Leitung aus den Händen der Geistlichkeit entnommen würde. Er will, daß alle Schulen, von der niedrigsten bis zur höchsten oder der Universität ein geschlossenes, organisch zusammenhängendes „Ganzes" bilden sollen, welches seine besondere Administration habe. Er beklagt es bitter, daß fast alle Schulen die Bildung des Denkvermögens hintenansetzten, daß auf die todten Sprachen zu viel Zeit verwendet werde, und daß dagegen die Bedürfnisse des praktischen Lebens zu wenig Beachtung fänden.

Gleich Rochow will Stephani allen positiv-confessionellen Religionsunterricht aus der Volksschule heraus und der Kirche überweisen. Im letzten Bändchen seines Schulfreundes (1834, Seite 47) sagt er: Der Religionsunterricht, so weit er der Elementarschule angehört, kann nur elementarisch sein, muß sich mithin nur auf die Grundlehren beschränken und sich daher nicht in weitläufige Aufstellung eines Glaubenssystemes verlieren. Letzteres gehört der Kirche an. Die Schule darf dieser nicht vorgreifen, sondern sich nur auf die drei Grundlehren aller Religion beschränken. Diese sind: 1) die Erkenntniß Gottes nach seinem Dasein und Wesen, 2) die von ihm erhaltene Bestimmung des Menschen in dieser und der künftigen Welt, und 3) die uns von ihm geoffenbarte Gesetzgebung über Recht und Pflicht, um hienach unsere Handlungsweise dem göttlichen Willen gemäß einzurichten. — In einem kurz darauf folgenden Aufsatze über Beseitigung des Aberglaubens spricht er sich folgendermaßen aus: Zuerst laßt uns, edle Lehrer, dafür sorgen, richtige Kenntniß von Gott bei unserer Jugend zu verbreiten, und wir haben damit eine Hauptquelle des Aberglaubens verstopft. Denn ist unrichtige Kenntniß von Gott nicht selbst schon Aberglaube? Und entspringen nicht aus ihr so viele abergläubische Vorstellungen und Handlungen der Menschen? Wer seine Jugend zu richtiger Kenntniß Gottes leiten will, der richte seinen Fleiß auf folgende Punkte:

a) Er sorge dafür, daß sie, wie Christus, der größte Meister sagt, Gott nur als Geist anbeten lernen, und sich hüten, ihn unter irgend einer ihn entwürdigenden Gestalt, als Mensch, oder als ein Gestirn, oder als ein Element oder als ein Thier sich vorzustellen. Jeder körperliche Gott ist kein Gott, sondern ein Abgott, und Abgötterei ist Aberglaube. Lehrt daher die Jugend Abscheu vor aller und jeder Körpergestaltung Gottes*) — einer Ausgeburt der Einbildungskraft — einen Abscheu gewinnen, und Gott, wie ihre Seele, nur als ein reingeistiges Wesen sich denken. Damit ist gegen den Aberglauben mehr gewonnen, als wir hier sagen können und vielleicht — dürfen. Nur auf das Wenige wollen wir hindeuten, daß unsere Jugend dann begreift, daß Gottes Geist die ganze Welt beseelt, überall ist, keiner besonderen Wohnstätte, und keines Thrones oder Stuhles bedarf, um darauf zu ruhen.

b) Jeder Lehrer sorge auch dafür, daß seine Schüler sich recht

*) Da es, Dank dem Christenthume, schon zu Hrn. Stephani's Zeiten mit der Gestaltung Gottes als Gestirn oder Element oder Thier keine Noth hatte, so merkt Jeder unschwer, worauf die ganze Ermahnung hinweist, und nur ein Blinder kann den Pferdefuß nicht wahrnehmen, welcher aus dem Mantel hochtönender Redensarten vorschaut.

lebendig davon überzeugen, es sei an **einem** Gott genug, welcher wirket Alles in Allem. Ein nicht allgenugsamer Gott, der nicht allein vermag, Schöpfer und Regent der ganzen Welt zu sein, sondern noch Gehülfen braucht, ist ein — **erbärmlicher Gott**. Eine Menge von Aberglauben ist von jeher aus dieser unvollständigen Kenntniß Gottes hervorgegangen."

Ich glaube, meine Leser werden an diesen Proben genug haben, um Stephani's religiösen Standpunkt vollkommen beurtheilen zu können. Der unter b angeführte Passus erinnert uns lebhaft an Basedow's Eifer gegen das Geheimniß der Trinität. Ueberhaupt steht Stephani in den meisten Grundsätzen und Ansichten mit Basedow auf gleicher Stufe, übertrifft ihn aber wo möglich noch an Eitelkeit. Man glaubt kaum, wie sehr sich der Mann bei jeder Gelegenheit selbst lobt, und wie sehr er sich gebärdet, als wenn vor ihm alles Nacht und Finsterniß gewesen sei. Fast in keiner seiner zahlreichen Abhandlungen versäumt er es, seines Verdienstes zu gedenken. Nur selten kommt er auf die Leistungen Anderer zurück und gleichzeitige Bestrebungen ignorirt er meistens oder fertigt sie mit kühler Anerkennung ab. **Selten originell**, glaubt er doch, Alles selbst erfunden und entdeckt zu haben und stellt sich in dieser Beziehung weit über **Pestalozzi**. Allerdings übertraf er diesen an praktischer Richtung und Ausführung, steht ihm aber an Genialität und Gemüth unendlich nach. Lies't man die verschiedenen Vorreden im Schulfreunde, so findet man, daß er die Menschenbildner, d. i. die Schullehrer glauben machen will, daß Alles, was irgend wie und wo zur Verbesserung des Schulwesens geschehen sein mag, nur durch ihn, durch den Schulfreund und seine übrigen Schriften geschehen sei. So möchte sich Stephani auch gerne selbst das Verdienst zuschreiben, die **Lautirmethode** erfunden zu haben. Da sein Name allerdings mit dieser Methode eng verknüpft ist, so erscheint es nothwendig, über sein Verhältniß zu ihr und über den Entwickelungsgang des Leseunterrichtes überhaupt, den Lehrern das Verständniß zu eröffnen.

Es ist ganz richtig, daß zwei und mehrere Menschen, welche durch Zeit und Raum von einander getrennt sind, einerlei entdecken oder erfinden können, ohne daß der Eine vom Anderen etwas weiß*).

---

*) Hiemit entschuldiget sich nämlich Stephani in einem besonderen Aufsatze: **Beitrag zur Geschichte der Lautirmethode**, welchen er im 13. Bande des Schulfreundes 1820 veröffentlichte. Er tritt in dieser sich meistens auf seine eigene Thätigkeit für die Lesemethode und auf seinen Streit mit Olivier beziehenden Abhandlung ziemlich bescheiden auf, desto anmaßlicher aber wieder in seinen **Beiträgen zur gründlichen Kenntniß der teutschen Sprache** (1823), wo er stets von **seinen** Entdeckungen, namentlich in Betreff der **Lautlehre** spricht, obgleich das Gute in diesen Beiträgen nicht neu und das Neue nicht gut ist. —

Aber diese Thatsache kann Stephani's Ruhmredigkeit, mit welcher er so gerne Erfinder der Lautirmethode sein möchte, keineswegs rechtfertigen. Es gehörte zunächst in seinen Kreis, zu wissen, was Andere schon vor ihm in der Sache gethan und veröffentlicht hatten, und er mußte als Gelehrter und als Mann von Fach dies nothwendig wissen. Wenn er nun bei seiner vermeintlichen Erfindung gar nichts Eigenthümliches zum Vorscheine bringt, vielmehr Fehler, welche Andere machten, nur wiederholt und zwar gerade in dem Lande, wo Andere schon durch Thätigkeit auf demselben Gebiete die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; dann hat man alle Ursache, an dem Verdienste der Erfindung zu zweifeln und darauf zu denken, daß Jedem das Seinige werde. Da nun der Leseunterricht für alle Elementarschulen der erste und Haupt-Unterrichtsgegenstand ist und bleiben wird, so möchte hier unseren Lesern ein kurzer Ueberblick seiner geschichtlichen Entwickelung nicht unwillkommen sein. Schon der Römer Quinctilian hat beim Lesen wenn nicht das Lautiren, doch das Syllabiren in Anwendung gebracht und verwirft das mechanische Auswendiglernen der Buchstabennamen ohne Rücksicht auf den Zusammenhang und die Form. Er bemerkt darüber, beim Einüben der Sylben müsse man nicht auf Abkürzung oder Ersparung von Zeit und Mühe denken, man müsse alle Sylben lernen und nicht etwa die schwierigsten übergehen. Wenn es übrigens bei der Buchstabenkenntniß unzweckmäßig sei, sich an die Reihenfolge der Buchstaben zu binden, so sei dies beim Syllabiren gerade zweckmäßig. Wer den Laut ba und da wieder gibt, wird auch fa, ga, ha ꝛc. leicht auffassen und die Reihenfolge wird ihm die Auffassung erleichtern. Dringend warnt übrigens Quinctilian noch vor zu großer Eile beim Lesenlernen. — Es ist hienach wahrscheinlich, daß eine römische Fibel eine nach bestimmten Regeln geordnete möglichst vollständige Sammlung von Sylben enthielt. — Die späteren Lateingrammatiker, so z. B. Priscian, unterscheiden genau zwischen den Lauten und deren Zeichen und in der Latein-Orthographie des J. Fortelius (Venedig 1501) heißt es: „Das Wesentliche der Buchstaben ist dreifach, nämlich Namen, Form und Laut, und beim Aussprechen der Wörter läßt man den Namen der Buchstaben nicht hören, sondern den Laut." Weder die alten Hebräer noch die Griechen mögen der Jugend das Lesen durch Buchstabiren beigebracht haben, wenn sie nicht den Schülern entsetzliche Schwierigkeiten haben machen wollen. Die Namen der Buchstaben sind in diesen Sprachen so eigenthümlich und oft so vielsylbig, daß durch das Buchstabiren ein außerordentliches Geschleppe hätte erzeugt und das Lesen zu einer wahren Qual gemacht werden müssen. Ein anderer Geschichtschreiber aus dem ersten Jahrhundert nach Christus gibt uns über die Methode der

Griechen sehr bestimmte Nachricht. Wenn wir, sagt er, Grammatik lernen, so lernen wir zuerst die Namen der Grundlaute, die wir Buchstaben nennen, und dann die Gestalt und die Geltung (Laut) derselben. Wenn wir diese kennen, lernen wir die Sylben und was von den Sylben zu bemerken ist. Wenn wir dieses gefaßt haben, lernen wir die Redetheile kennen, nämlich Nomina, Verba, Partikeln und was an denselben zu bemerken ist, als Verkürzung und Dehnung, Schärfung und Senkung, Genus, Casus, Numerus, Deklination und unzählige andere Benennungen. Wenn wir von dem Allem Kenntniß haben, fangen wir an zu schreiben und zu lesen, zuerst sylbenweise und langsam, mit der Zeit aber, wenn wir durch anhaltende Uebung Uebersicht erhalten haben, lesen wir ohne Anstoß und mit großer Leichtigkeit und denken nicht mehr an die große Zahl von Leseregeln.*) —

Bei uns Deutschen ist wohl Valentin Ickelsamer, Schullehrer zu Rottenburg an der Tauber, der erste, welcher nachweislich einen richtigen Begriff von der Lautirmethode hatte. Nachdem er schon früher ein Schriftchen über die rechte Weise des Leseunterrichtes herausgegeben, schrieb er etwa um 1537 auch eine deutsche Grammatik**), welche das Studium der Muttersprache gar nachdrücklich empfiehlt und die Kunst des Lesens allgemeiner machen soll. Seine Methode beim Leseunterrichte war unser jetziges Lautiren. Er zerlegt nämlich die Wörter in die Laute, als deren einfachste Bestandtheile, ordnet und beschreibt die Laute scharf und lebendig und weist hienach darauf hin, daß auch beim Unterrichte Namen und Laut auseinander zu halten und wohl zu unterscheiden sind. „Wir nennen, sagt er, die Buchstaben Be, ce, de, ef, ge &c., so doch in solchen woertern und silben nitt mehr dann ain Buochstab zur sache dienet. Worts oder sillebes weyse sind die Buochstaben dem lesen lernenden mehr hinderlich dann dienstlich." — Instructiver und mit ungleich größerer Ausführlichkeit trat um's Jahr 1700 der Theologe und Mathematiker Gottfried Zeidler in Halle gegen das Buchstabiren und für's Lautiren auf. Er verfaßte ein: „Neu verbessertes vollkommenes ABC-Buch oder Schlüssel zur Lesekunst, nach natürlicher Ordnung der Buchstaben also eingerichtet, daß darinnen allerlei Art Silben, wie man sie nur erdenken kann, vorkommen, und jedwede Art in ihrer eigenen Klasse anzutreffen, daß ein Mensch, er sei jung oder alt, wenn er nur die Buchstaben kennt, ohne alle Unterweisung, auch ohne

*) Dionys. H. lib. d. admiranda vi dicendi in Demosth. cap. 52.

**) Eine Ausgabe ohne Ort und Jahreszahl soll schon früher, vielleicht 1522 erschienen sein. Den anziehendsten Abschnitt des Schriftchens, welches nur 40 Blätter umfaßt, lassen wir im Anhange dieser Darstellung folgen.

alles mühselige und langweilige Buchstabiren, von sich selbst in wenigen Tagen Alles, es sei so schwer als es wolle, fertig lesen könne." Mit scharfer Zunge, wie er denn überhaupt auch als Satyriker bekannt geworden ist*), eifert er gegen das Buchstabiren. „Wozu dient's, sagt er, daß man die Buchstaben (die vocales ausgenommen) mit Namen nennt? Kann ich denn mit keinem Menschen umgehen, handeln und wandeln, ich muß denn wissen, wie sie alle heißen? Ich kenne ja einen Fuhrmann an der Peitsche, einen Schneider an der Scheere, einen Schmidt am Hammer und darf nicht erst fragen, ob er Oswald, Meister Görge oder Meister Michel heiße. Die Namen der Buchstaben machen die Kinder im Buchstabiren nur irre; denn etliche haben den vocalem vorn, als: em, er, eß, ix, andere aber ihn hinten, als: be, ce, de, ge, ha, ka, pe, ku, te, we. — Und warum sagt man nicht ba, da, wie man sagt: ka? Sind denn die anderen Buchstaben nicht so gut, weil sie den ersten vocalem nicht haben? Wenn es nun zum Buchstabiren kommt, so müssen die Kinder die vocales bald vorn, bald hinten wegnehmen und abstrahiren, so ihnen viel Arbeit und Verwirrung macht. Ist es denn nicht besser, daß ich dasjenige, wo ich allezeit wegnehmen muß, flugs im Anfange weglasse und mir die Buchstaben ohne vocales einbilde, z. B. wie ein Hauch? oder, wenn sie je einen Namen haben sollen, sie alle auf Eine Manier taufe, oder weil sie bald vorn, bald hinten in der Sylbe stehen, jedem Buchstaben zwei Namen gebe: ba und ab, ka und ak, da und ad 2c. — Ist also nicht nöthig, daß der Buchstabe b, be heißt, denn er heißt ja nicht allenthalben be, sondern oft ba, bo, bi, ab, eb u. dgl., nachdem er Vocales vor oder hinter sich hat. Die Consonanten sind stumme Buchstaben, und nichts mehr, die man gar nicht nennen soll von Rechtswegen; es wird auch einem Kinde nichts schaden, wenn es sein Lebtage die Consonantes nicht hat nennen hören. Ist Zeit genug, sie zu nennen, wenn man schreiben lernt oder in der Druckerei u. dgl. — Summa: die Consonanten sollen mit keinem anderen vocali lauten unterm Lesen, als der dabei steht, sonst kömmt's eben so heraus, als wenn ich einem zutrinke und es einem andern gebe. Das Buchstabiren ist an ihm selbst albern und unnöthig; das Lesen ist ein geschwindes Werk, das Buchstabiren aber — eine langweilige Lauserei, und kommt ebenso heraus, als wenn ich wollte mit einem um die Wette laufen und unterwegs alle Steinchen und

---

*) Auf die Schullehrer scheint er's besonders abgesehen zu haben. So schrieb er um 1701 eine Satyre: Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils die Küster oder so genandte Dorff-Schulmeister regieren, als da sind: der stoltze, der grobe, der böse, der faule, der falsche, der nasse, der dumme Teuffel, welchen kommt hinten nach gehuncken als ein Ueberleyer der arme Teuffel 2c. Mit angefügten sieben Müster-Tugenden.

Scherbchen aufheben; das würde ein seltsamer Lauf sein. — Im Buchstabiren muß man mehr hinwegwerfen, als man behält. Die Kinder müssen die vocales, die zur Sylbe nicht gehören, alle mitnennen, was sie irre machen kann, daß sie so viele Sylben nennen müssen, als sie in einer Silbe Buchstaben haben."

Wir sehen hieraus, daß Zeidler sich zwar die Laute der Consonanten als solche dachte, daß er sie aber doch immer in Verbindung mit dem jedesmaligen Vocale aufgefaßt wissen wollte. Die reine, unmittelbare Angabe des Consonanten-Lautes scheint er nicht für zweckmäßig oder ausführbar gehalten zu haben. Ueber die Zusammensetzung der durch Buchstaben bezeichneten Laute zu einem Worte äußert er sich folgendermaßen: „Nun, wie helfen wir denn dem Unglücke ab? Ich muß doch fragen: Wie machen's die Spieler, wenn sie mit den Würfeln geworfen, oder ein Kartenblatt ausgeschlagen, oder einen Haufen Kegel geschossen? Zählen sie erst langweilig, oder übersehen sie es flugs mit Einem Blick? Die Würfel, Karten oder Kegel können kaum niederfallen, so ist das Wort heraus, wie viel es ist. Nun, so machet es auch mit den Buchstaben, wie ihr sprechet :: ⁙ 9, — ⁞⁞ : 8, so sagt auch ba, ab u. s. w. Ihr sagt ja nicht, 4 und 5 sind 9, 6 und 2 sind 8, sondern ihr seht's nur an und sprecht's gleich aus, ohne alles Buchstabiren. Das Auge ist allezeit geschwinder als die Zunge, und ich kann ja eher neun Buchstaben in Einem Blick sehen, als neun Silben nach einander herbeten und hintennach erst Eine daraus machen. — In Zeidler's ABCbuche folgen nun eine Menge Sylben, und zwar nicht, wie gewöhnlich, leichtere Sylben, sondern schwere, wie sie auch beim Sprechen und Lesen vorkommen. Doch hat er dabei einen Stufengang inne gehalten, so daß die schwierigeren Sylben zuletzt kommen.

Zeidler wußte übrigens recht gut, daß sein Reformversuch Gegner finden werde und bespöttelt würde. „Es ist, sagt er, eine gemeine Art zu reden, wenn man einen Klügling beschreiben will, daß man sagt: Er will die ABCbücher reformiren; womit so viel zu verstehen gegeben wird, es verlohne sich entweder nicht die Mühe, die ABCbücher zu verbessern, oder sie brauchten keine Reformation. — Sind sie denn so richtig, wie kommt's denn, daß so viele Tausende, die doch alle in die Schule gegangen, die ABCbücher vom Anfang bis zum Ende lange Zeit durchgegangen und ganz abgenutzt, entweder gar nicht oder nicht recht lesen gelernt. Man halte nur Umfrage, so wird man befinden, daß zwar Viele sich Lesens berühmen, aber wenn's zur Probe kommt, nicht mehr lesen können, als mit großer Noth „ein Evangelium" (wie sie reden), so sie ohnedem fast auswendig können. Ihr Herren Schullehrer, ich sehe wohl, ihr werdet euern clerikalischen Eifer darin beweisen,

daß ihr mir verarget, ich habe Gottes Wort vergessen. Aber ich habe es mit Fleiß gethan; denn Gottes Wort ist zu heilig dazu, daß es sich soll lassen mit Griffeln zerstechen und zermartern."

Bald nach Zeidler, um's Jahr 1712, erschien in Weißenfels von einem ungenannten Verfasser eine Erneuerte Lesekunst, wodurch die Jugend gleichfalls ohne das gewöhnliche nüchterne und langweilige Buchstabiren zum Lesen geführt werden solle. Der Herausgeber bemerkt ganz richtig, daß man bisher auf den dreifachen Unterschied, die Figur, den Namen und die Kraft oder Geltung (valor) des Buchstabens keine Rücksicht genommen habe. Jedem Buchstaben hat er in seinem ABCbüchlein ein kleines, einfaches Bild beifügen lassen z. B. zum A einen Apfel, zum O ein Ohr, zum U eine Uhr, zum B einen Baum 2c. „Ach, Gott vergeb' es denen Schulmeistern, ruft er aus, die es besser wissen und machen können und doch nichts thun! Wozu noch weiter auf den krummen und holperichten Wegen des Buchstabirens gar lange und mühselig und doch fast vergeblich die armen Kinder herumschleppen? — Die Namen der Buchstaben sind nicht um des Lesens wegen, sondern um der Bezeichnung willen, z. E. ein Eff oder Vau zu schreiben. Darum mußte man den Stummen Namen geben."

Bedeutenderen Erfolg hatten die Bemühungen des Rectors Bentzky zu Barby an der Saale, späteren Diaconus, welcher ein „Lesebüchlein" herausgab, über das er sich gegen den Rector der Realschule in Berlin: Joh. Julius Hecker, in folgender Weise brieflich äußert:

„Das erleichterte Lesebüchlein habe ich durch Gottes Gnade erfunden, als ich Rector der Stadtschule zu Barby und zugleich Pastor zu Wespan, dem böhmischen Dorfe bei Barby, war. Die Gelegenheit gab mir dazu der im Buchstabiren unerfahrene Schulhalter des Orts, der die Jugend in etlichen Jahren nicht zum Lesen bringen konnte. Das ging mir sehr nahe, und weil ich in Halle gelesen hatte, daß man ohne Buchstabiren könne lesen lernen, doch nicht das quomodo (die Art), sondern nur einen Haufen Sylben fand, so fing an, unter herzlichem Gebet auf das quomodo zu meditiren. Es ward mir bald offenbar: nemlich nur die Vocale zu behalten, das Laute von den Consonantibus wegzulassen und alsdann solche stumm und geschwind an die Vocale zu stoßen. Den Gelehrten war die Methode ganz begreiflich. Nur möchte noch nachgedacht werden, wie sie einfältige Schulmeister vom Papier ohne mündlichen Unterricht verstehen könnten. Und das kostete Nachsinnen und Erfahrung. Ich schickte den Aufsatz an etliche Gelehrte. Einige billigten, einige tadelten ihn. Dennoch fuhr ich fort, nicht nur in der Ueberlegung und Nachsinnen, sondern übete auch den Aufsatz an den Meinigen, die wunderbald zum Lesen ohne Buchstabiren kamen: kriegte auch

einen jungen, doch erwachsenen Menschen, der nie einen Buchstab gesehen, in zwölf Stunden zum Begriff. Ich communicirte das Werk ferner den Gelehrten, ließ es darnach einen Schulknaben von vierzehn Jahren, auch einen Handwerksgesellen lesen, und da diese, alles vom Papier begriffen, mir die Meinung sagten und die Buchstaben ohne Laut, doch daß man's hören und vernehmen konnte, anzugeben wußten, so ließ ich das Werkchen erstlich in Magdeburg auf meine eigene Kosten drucken, welche Exemplaria ich unter Gelehrte herumschickte, welches ni fallor (wenn ich nicht irre) 1721 war. Etwa ein Jahr darnach machte ich es für Lehrende deutlicher und gab es Hrn. Walter in Leipzig, der es in Erfurt drucken ließ. Ich habe diese Methode bei Hrn. Inspector Wegner's Zeit in der großen Waisenhausschule zu Potsdam, als ich nach meines seligen Vetters Hrn. Butovii Tode daselbst gegenwärtig war, zeigen müssen. Weiß nicht, ob sie in Potsdam noch geübt werde 2c.*).

Hecker war ein viel zu eifriger und tüchtiger Schulmann, als daß er nicht diesem Gegenstande die größte Theilnahme zugewendet hätte. Er widmete ihm sogar unterm 7. April 1750 eine Abhandlung im Schulprogramme unter dem Titel: „Ob Buchstabiren zum Lesenlernen nöthig sei?"

In dieser interessanten Abhandlung theilt er zunächst noch mit, daß auch im Jahre 1735 zu Büdingen ein Unbekannter ein Büchlein herausgegeben habe, welches den Titel führe: „Nachsinners Lesekunst, in welcher das hinderlichfallende und zornerweckende Buchstabiren aus dem Wege geräumt und ein bequemer Weg zum Lesen gezeiget wird." — Der bescheidene Verfasser dieses Büchleins ist wahrscheinlich ein Gelehrter Namens Frisch**). Er gab 1723 Joh. Bödiker's († 1695) Grundsätze der deutschen Sprache auf's neue heraus, und sagt in der Vorrede: „Den teutschen Kindern bringt man das Alphabet am besten bei, wenn man ihnen gleich den Laut, anstatt des Namens der Buchstaben lehrt."

In Nachsinners Lesebuche selbst kommen folgende merkwürdige Verse vor:

„Mein Leser denke doch, wie lehrt und lernt man Lesen!
Wenn man hoch lesen will, spricht man: ha, o, ce, ha.
Dann kömmt das Wort hernach, wenn's erst confus gewesen,
Man tönet zweimal ha, und ist doch hier kein a.

---

*) Nach Hecker's Berichte ist sie hier an zwölf Jahre angewendet worden, und zwar mit solchem Erfolge, daß fähige Kinder in zwei Monaten leidlich lesen konnten. Im Jahre 1737 wurde sie aus Nebenursachen, nicht aber wegen Unzweckmäßigkeit, wieder abgeschafft.

**) Joh. Bernhard Frisch, geb. 1666, starb als Schulrector in Berlin 1743. Er hat auch ein teutsch-lateinisches Lexikon 1741 herausgegeben.

Warum nicht lieber ho, anstatt ha, o gesprochen?
Und dann den schwachen Ton des stummen beigefügt.
So fordert's die Natur: sonst nagt man harte Knochen
Und macht, daß Klein und Groß am Schulton Ekel kriegt.
Er, u, ha, tönet man, wenn Ruh hervor soll kommen.
Es scheinet, unsre Kunst sei noch aus Babel her.
Verzeiht mir dieses Wort! Ich hab' mir vorgenommen,
Das aus dem Weg zu thun, was ungereimt und schwer.
Er, u, ha, ist ja schwer und kann die Ruh nicht geben:
Man spreche lieber ru, so bleibt man in der Ruh;
Der stumme Hauch kann nicht mit ha die Ruh beleben;
Die Ruh wird nur gestört: ru heißt es immerzu.
Ist dieses eine Zier bei unserm Buchstabiren,
Wenn man Zier lesen will und spricht: Zed, i, e, er?
Kann man das Kind nicht gleich auf Zi im Lesen führen?
Nun aber ist Zed, i, mit seinem Umschweif her.
Klingt es nicht wunderlich, wenn man will spielen sagen,
Und kommt mit es, pe, i, e, el, e, en hervor?
Ein solch' gezog'nes Spiel möcht' mich vom Lernen jagen:
So kömmet allzu schwer der rechte Zweck empor.
Man pflegt den stummen stets den falschen Laut zu geben!
Wenn es spi heißen soll, so spricht man erst es, pe.
Was taugt der Ton: es, pe? i gibt hier Laut und Leben:
Wir thun mit uns'rer Ley'r ja nur den Ohren weh.
Man denke besser nach bei denen zarten Kindern!
Thut's unsern Ohren weh, wie muß es ihnen sein?
Das Schlagen macht's nicht aus: thut weg die Stein', die hindern!
Was wider die Natur, macht uns und ihnen Pein."

Ueber die Methode selbst äußert sich Hecker im §. 8 des erwähnten Programms folgendermaßen:

„In der Bentzky'schen Methode wird die Sache vom allerleichtesten angefangen und nichts von den Kindern gefordert, wozu nicht vorher richtige principia gefasset worden sind. Man lernet nach derselben erst die fünf laute Buchstaben a, e, i, o, u. Die stummen Buchstaben werden hier stumm tractiret, so lange sie alleine und ohne einen von den lauten Buchstaben stehen. Man nennet sie aber stumm, nicht deswegen, weil man gar nichts davon in der Aussprache vernehmen kann, sondern weil man ihnen blos den Laut in der Aussprache gibt, welchen sie für sich haben und auch wohl ein stummer Mensch anzeigen oder angeben kann, wenn er entweder die Zunge oder die Lippen in Bewegung setzet. Will man nun wissen, wie man es anzufangen, daß man den eigentlichen Laut der stummen Buchstaben herausbringe, so darf man nur ein Wort deutlich sagen, welches sich auf den Buchstaben endiget, den man anzeigen will; alsdann wird man bald finden, daß solches nicht nur möglich, sondern auch leichte sei. Ich setze, man verlangt den eigentlichen Laut des Buchstaben b zu hören, so muß man ein Wort nennen, welches sich auf ein b endiget, z. B. Grab oder Stab, und genau merken, was in dem Wort für das b übrig bleibet, wenn die drei ersten Buchstaben in diesen Wörtern ausgesprochen worden.

Ist man mit den einzelnen Buchstaben fertig, welches in wenig Stunden geschehen kann, so gehet man stufenweise weiter und setzet die einfache laute Buchstaben bald vor, bald nach den stummen und läßt die Kinder dieselben zusammen aussprechen. Man macht nach und nach größere Sylben von mehreren Buchstaben und läßt alle mögliche einsylbigte Wörter langsam und deutlich herlesen. In einem Lesebüchlein müssen zu dem Zweck die Sylben columnenweise gedruckt werden, damit die Kinder erst eine Columne nach der andern von oben herunter lesen können. Nachher läßt man zeilenweise vorwärts und hinterwärts, von der linken zur rechten und von der rechten zur linken, und endlich hin und wieder bald unten bald oben, bald aus der Mitte die kurzen einsylbigten Wörter herlesen. Sind sie darin genugsam geübet, so syllabiret man mit ihnen diejenigen Wörter, welche mehrere Sylben haben, und wenn solches eine zeitlang geschehen, so werden sie zum vollständigen Lesen eines ganzen Textes aus dem Buche angeführt. So wird die ganze Lesekunst den Kindern angenehm und leicht gemacht, wenn nur dazu ein munterer, treuer und fleißiger Lehrmeister vorhanden ist."

Die Methode des Lautirens fand nun immer mehr Freunde und Bearbeiter. So gab im Jahre 1777 der Kirchen- und Schulinspector Bäseke zu Burg in Leipzig bei Breitkopf ein verbessertes und vermehrtes Bilder-ABC-Buch heraus, welches im Wesentlichen alle Merkmale der Lautirmethode an sich trägt. Der Verfasser sagt ausdrücklich: Es ist am vernünftigsten und leichtesten, ohne Buchstabiren lesen zu lernen. — In Bäseke's Schrift begegnen wir auch schon der Idee einer Lesemaschine. —

Heinicke (1778) sagte über das Buchstabiren in vollem Unwillen: „Diese Lehrart ist eine henkermäßige, ein Ungeheuer. — Pestilenz und theure Zeit, Folter und Rindviehseuche, Aberglauben und Blutvergießen haben nicht so viel Unheil angestiftet!" — Doch schrieb er erst im Jahre 1803 seine Schrift: Die Lautung oder naturgemäßige und gründliche Leselehre, ein methodischer Lehrgang für die erste Sprachbildung der Unmündigen (Berlin).

Während sich so in Norddeutschland überall Stimmen gegen das Buchstabiren erhoben, fing es auch im Süden und zwar zunächst in Altbaiern an, sich zu regen. Hier trat nämlich um 1772 Franz Xaver Hofmann, Hofsänger in München, mit einer neuen Methode des Lesenlehrens auf, welche er 1780 in einer besonderen Schrift veröffentlichte. Sein Buch enthält viele und schöne Aufschlüsse, und bietet dem Leser noch heute manchen Genuß. Er leitete die Kinder an, die Consonanten ohne einen Vokal auszusprechen und hierauf die auf Papptäfelchen gezeichneten großen und kleinen Buchstaben aufzusuchen und sodann zu Sylben und Wörtern zusammenzusetzen. Es sind dies wieder die ersten Anfänge der späteren Lese-

maschine. Ein Geheimrath von Leiden interessirte sich für diese Methode, deren Vortheile ihm einleuchteten, und empfahl Hofmann dem Kurfürsten, welcher in einem Waisenhause eine nähere Prüfung veranstaltete, die sehr befriedigend ausfiel. Allein die neuerungsfeindliche Schuldeputation und der das dortige Schulwesen leitende Rath Braun erklärten sich unter dem Vorwande dagegen, die Methode passe nur für den Privatunterricht. Hofmann bewies das Gegentheil, indem er auf Veranstaltung des Freiherrn v. Leiden in der Schule des Hofgutes Assing, Landgerichts Aichach, eine weiter ausgedehnte Probe anstellte, die wiederum gute Frucht brachte. Dennoch gelang es nicht, der Methode größere Verbreitung zu schaffen. „Jeder, der Hofmanns Schrift lies't, sagt Stephani in seinem Beitrage zur Geschichte der Lautirmethode, wird finden, daß dieser Edle auf dem rechten Wege war, wenn auch in seiner Schrift hier und da noch Mängel angetroffen werden, die aber mehr dem frühern, sich erst entwickelnden Zeitalter, als ihm selbst angehören. Zehn Jahre nach Bekanntmachung meiner Lesemethode bekam ich die Hofmann'sche Schrift zum ersten Male in Eichstädt zu Gesichte. Zu eben dieser Zeit brachte mir ein aus Wien in seine Vaterstadt Dinkelsbühl zurückkehrender Geistlicher, Kaplan Schwinghammer aus jener Kaiserstadt eine neue Fibel mit, worin ein Unbekannter denselben Weg mit mir betreten hatte." —

Die in ihren Anfängen bei Hofmann's Bestrebungen hervortretende Lesemaschine fand nunmehr besondere Empfehlung und Verbreitung. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Apparat zuerst in Deutschland in Basedow'schen Kreisen zur Anwendung kam. Schon im Jahre 1773 machte ein Anhänger Basedow's, Namens Hundeiker, in seiner Lehranstalt zu Vechelde bei Braunschweig von einem Lesekasten Gebrauch, Plato (1796) und namentlich Dolz in Leipzig (1801) verbreiteten und vervollkommneten diesen Apparat. Im wesentlichen besteht die Lesemaschine in einer Tafel von Holz, etwa von der Größe gewöhnlicher Schultafeln, auf welcher sich parallel laufende, vorspringende Leisten befinden. Unter dieser Tafel ist ein Kasten angebracht, in dessen kleinen Fächern die verschiedenen groß gedruckten und auf Holz oder dicke Pappe geklebten Buchstaben nach der Ordnung, und zwar jeder in mehreren Exemplaren, liegen. Auf die erwähnten Leisten lassen sich nun die Buchstaben beliebig stellen, und man kann sie auch darauf hin- und herschieben. Der Nutzen dieses Apparates besteht nun wesentlich darin, daß man die einzelnen Wörter nicht bloß stufenmäßig vor den Kindern entstehen, sondern sie auch wieder von ihnen zusammensetzen lassen kann. Nehmen wir beispielsweise das Wort „Wand", so kann der Lehrer erst das a auf die Leiste setzen, hiernach das w vorstellen und so die Sylbe wa entstehen lassen. Dann setzt er das n hinzu und

läßt die Sylbe aussprechen; hienach fügt er auch das d hinzu und vollendet vor den Augen der Kinder die Bildung des Wortes, dessen einzelne Bestandtheile hierdurch zum klaren Bewußtsein kommen. Nun kann er durch Vertauschung mit anderen Lauten wieder neue Wörter bilden lassen. Indem er ein h oder s oder l 2c. vorsetzt, entstehen die Wörter hand, sand, land 2c. Indem er den Vocal a mit i oder u vertauscht, entstehen die Wörter wind, wund 2c. Wenn er statt des n ein l setzt, so erhält er das Wort wald 2c. Durch Wegnahme einzelner Lautzeichen kann der Lehrer ebenfalls andere Wörter entstehen lassen, wie sich denn die Uebungen überhaupt durch große Mannigfaltigkeit empfehlen und bis zur Darstellung kleiner Sätze ausgedehnt werden.

Die Lesemaschinen fanden vielen Beifall und kamen erst dann wieder in Abgang, als die Wohlfeilheit und die immer zweckmäßigere Einrichtung der Fibeln sie überflüssig machte. Immer bleiben sie ein Mittel, die Kinder in anregender Weise zu beschäftigen und das Elementiren, d. h. die Auflösung des Wortes in seine Lautbestandtheile, zu erleichtern. — Auf letzteres legte Gedicke in seinem Kinderbuche zur ersten Uebung im Lesen ohne ABC und Buchstabiren (1791) besonderes Gewicht, und Matthias Hauser, ein denkender Ingenieur-Major zu Wien, ging noch weiter, indem er die reine, deutliche Aussprache der Laute besonders hervorhob und deshalb auch auf die Sprachwerkzeuge aufmerksam machte, mit deren Hülfe die Consonanten gebildet werden. Er wollte auch schon das Schreiben und Lesen mit einander verbinden, setzte deshalb zu den einzelnen Vocalen sofort auch Consonanten und ließ die dadurch entstandenen einfachen Sylben, z. B. na, an, ne, in, niederschreiben. Kempelen's vortreffliches, auf vieljährige Beobachtungen gegründetes Buch: Mechanismus der menschlichen Sprache, nebst Beschreibung einer sprechenden Maschine (Wien 1791) trug in dieser Zeit wesentlich dazu bei, das Interesse für die Lautlehre zu wecken und ihr eine wissenschaftliche Grundlage zu geben.

In den Jahren 1804 und 1806 trat Louis Henri Ferdinand Olivier (geb. 1759, gest. 1815 in Wien) ein früherer Lehrer des Dessau'schen Philantropins, mit einer Lehrmethode hervor, welche von den Zeitgenossen großer Aufmerksamkeit gewürdiget wurde. Unstreitig ist er der scharfsinnigste Bearbeiter der Lautmethode und Lautlehre, in welchem sich Alles vereinigte, was bisher über den Gegenstand gedacht und zu Tage gefördert war. Sein Werk führt den Titel: Ortho-epo-graphisches Elementarwerk oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, rechtsprechen, lesen und rechtschreiben zu lehren. Erster, theoretischer Theil, enthaltend die Darstellung des ortho-epo-graphischen Systems, Dessau 1804. Zweiter, praktischer Theil, enthaltend 1) sämmtliche zur

Anwendung der Lautmethode dienenden Hülfsmittel; 2) ausführliche Anweisung zur Erlernung dieser Elementar-Lese- und Rechtschreibe-Lehrart, in welchem eine Sammlung von Beispielen zu finden ist, die als Leitfaden bei den verschiedenen Uebungen dieser Lehrmethode dienen können. Dessau 1806. Wie jedoch der Titel seines Werkes schon schwerfällig und dem einfachen Schullehrer fast unverständlich ist, so ist auch das Ganze seinem Inhalte nach nur für Gelehrte und Forscher berechnet, und diesem Umstande, sowie der allzu großen Breite und Gründlichkeit mag es zuzuschreiben sein, daß Olivier's Bemühungen gerade in den Kreisen unbekannt oder unbenutzt blieben, auf welche sie hätten einwirken sollen. Er will den Elementarlaut geradezu zum Namen des Buchstaben erheben, die ganze Lautlehre aber auch so behandelt wissen, daß sie ein Mittel werde, den kindlichen Geist zu entwickeln und die fehlerhafte Einrichtung des ersten Unterrichtes zu verbessern. Deshalb richtete Olivier zunächst die Aufmerksamkeit auf das Sprechenlernen und wollte, daß dieses dem Lesen und Schreiben vorbereitend vorausgehe. Die Sprachlaute selbst ließ er erkennen, scharf artikuliren und in wohlüberlegter Stufenfolge nacheinander auftreten. Das schriftliche Zeichen folgte erst dann, wenn der Laut zum vollsten Bewußtsein und reinsten Ausdrucke gekommen war. Der Sprachstoff wurde als Bildungsmittel des Geistes sorgfältig gewählt und Ton, Accent und Ausdruck der Stimme nach Höhe und Tiefe beharrlich geübt. Der Sprachstoff diente hienach zugleich als Lesestoff, weil Olivier wollte, daß mit jedem Lesen auch das Verständniß des Gelesenen gepaart werde. Die Laute sind dieser Methode ein Gegenstand des Gehöres und eine Wirkung der thätigen Sprachorgane, die Buchstaben aber ein Gegenstand der Anschauung. Die vorhandene Buchstabenschrift entspricht jedoch nicht treu genug den verschiedenen Lautabstufungen und ist daher unvollkommen. Olivier will deshalb eine vollständige Lautzeichen-Tafel entwerfen, auf welcher jeder einfache Laut mit seinen verschiedenen Zeichen verknüpft wird. Dabei bekämpft er das Vorurtheil, daß der Consonant kein für sich bestehender Sprachton, kein Selbstlaut sei, sondern nur in der Verbindung mit dem Vocale hörbar werde.

Stephani's Methode erwarb sich durch ihre populäre Fassung und Ausführung bald größere Verbreitung. Im Jahre 1802 erschien seine Fibel und 1804 sein kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren (Erlangen), wodurch selbst die gediegene Behandlung desselben Gegenstandes, welche Director Krug in Dresden fast gleichzeitig lieferte, in den Hintergrund gedrängt wurde. Der Character der Methode Stephani's möge uns von ihm selbst geschildert werden. Er sagt: „Alles laute Lesen ist ein Uebersetzen

der sichtbaren Gedankenzeichen in hörbare. Die Lesekunst besteht daher in der erworbenen Geschicklichkeit, jede in Schriftzeichen ausgedrückte Rede in die hörbare überzutragen. Die Elemente der sichtbaren Sprache sind Buchstaben; aus ihnen werden alle Bestandtheile der Rede, die Wörter, zusammengesetzt. Die Elemente der hörbaren Sprache sind Laute, die durch Hülfe gewisser Organe im Munde hervorgebracht werden. Beide Elemente correspondiren mit einander. Wer lesen lernen will, muß folglich nothwendig zur Fertigkeit geführt werden, mit elementarischer Genauigkeit aus einer Sprache, der sichtbaren, in die andere, die hörbare, zu übersetzen, — Zwei Wege können hierbei nur ganz allein betreten werden: man legt den Lehrlingen entweder sogleich ganze Wörter zum Lesen vor, und führt sie hernachmals zur elementarischen Kenntniß der Sprache fort; oder man macht sie zuerst mit den einander correspondirenden Sprachzeichen und Sprachlauten bekannt, und führt sie hierauf zur Fertigkeit, sie in jeder in der Sprache vorkommenden Verbindung auszusprechen. Ersterer führt zu der Fertigkeit, aus dem ganzen Umrisse jedes Wortes sogleich zu wissen, wie es in die hörbare Sprache zu übersetzen ist. Diese Methode ist bei einer Sprache, wie die chinesische, deren Wörter aus ganzen Figuren bestehen und keineswegs aus Buchstaben zusammengesetzt sind, die einzig richtige. Bei einer Sprache von der letzteren Art, so wie die unsrige ist, hat man den Vortheil, dies Geschäft sich dadurch unendlich zu erleichtern, daß man sich mit dem Laute jeder einzelnen Buchstabenfigur bekannt macht und daraus beim Uebersetzen (Lesen) jene auf gleiche Weise so zu Worten zusammensetzt, wie sie dort zusammenstehen.“ Hienach ist Stephani's Methode auch wohl die analytische genannt worden.

Stephani empfiehlt, den Unterricht im Lesen zunächst mit den Grundlauten: u, o, a, ö, ä, e, ü, i (j, y) zu beginnen und hieran die Uebung im Aussprechen und Lesen der Vokalsylben (Diphtongen) ai, ay, au, eu, äu, ei, ey zu knüpfen. Hiernach folgten die Consonanten, deren er siebzehn echte annimmt, weil v und f nur verschiedene Zeichen für einen Laut sind. Die Lippenlaute gehen voran, weil bei diesen die Mundstellung am sichersten wahrnehmbar ist. Nunmehr folgt das Lesen solcher Sylben, die nur aus Grundlauten und einem Mitlauter bestehen, woran sich das Lesen solcher Wörter schließt, welche aus den einfachen bereits eingeübten Sylben bestehen. Stephani empfiehlt es, da, wo mehrere Kinder unterrichtet werden, die Sylben und Wörter taktmäßig im Chore lesen zu lassen. Nun folgt die nöthige Belehrung und Uebung über die unechten Buchstaben c, q, x, ph, ß und sodann über die Dehnungs- und Schärfungszeichen. Hieran schließen sich Sylben mit mehreren Mitlautern, allmählig anwachsend, so wie

Beispiele der besonderen Aussprache des ch wie k. Darauf kommt der Schüler zu Uebungen im Sylbenabtheilen, wird mit einigen Lesezeichen bekannt gemacht und schreitet sodann zum Lesen von Sätzen und leichtverständlichen Lesestücken. Durch besondere Erklärungen und Verstandesübungen will Stephani den Leseunterricht nicht unterbrochen wissen; Bilderfibeln mißbilliget er.

Die Methode fand heftige Gegner, so z. B. in Splittegarb (Berlin) und Graser; aber sie fand auch sofort viele Freunde, z. B. Gutsmuths und Natorp. Oberpräsident v. Sack traf in der preußischen Rheinprovinz kräftig Anstalten zu ihrer Verbreitung. Stephani's rastlose Thätigkeit trug viel dazu bei, sie ziemlich schnell allgemein zu machen, und namentlich diente sein Schulfreund zum Vereinigungspunkte aller Vertheidiger der Methode. So viel steht fest, und ist bleibendes Verdienst Stephani's, daß durch ihn die Lautirmethode Gemeingut der deutschen Volksschule geworden ist.

Ehe wir von Stephani Abschied nehmen, müssen wir noch auf seine bereits früher erwähnte Schrift zurückkommen, welche 1827 unter dem Titel „Nachweisung, wie unsere bisherige unvernünftige und zum Theil barbarische Schulzucht endlich einmal in eine vernünftige und menschenfreundliche umgeschaffen werden könne und müsse" erschienen ist. Nicht bloß, daß Stephani mit dieser Nachweisung einen Versuch zur Originalität macht, er zeigt sich darin zugleich auch mit aller seiner Eitelkeit und beweist an sich selbst, daß die rationalistische Auffassung des Christenthums eher zur Verkennung der Menschennatur führe, als die kirchlich gläubige.

Der Inhalt der ganzen Schrift bewegt sich um einige Haupttheile, welche also heißen:

1) Viel ist schon zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung in Deutschland geschehen, — nur das Allerwichtigste noch nicht.

2) Die Schulzucht ist im Allgemeinen noch in einem bejammernswerthen Zustande.

3) Grundsätze, von welchen nothwendig bei einer durchgreifenden Reform der Schulzucht sowohl überhaupt, als bei Elementarschulen insbesondere ausgegangen werden muß.

4) Grundlinien zur besseren rechtlichen Erziehung in Elementarschulen.

5) Grundlinien zur sittlichen Erziehung in Elementarschulen.

6) Schlußbemerkungen.

Schon bei den Erörterungen über den ersten Satz wird Pestalozzi in einer unangenehm berührenden Weise herabgesetzt. Nachdem nämlich der Verfasser von seiner (?) Lautirmethode geredet und seine genetische Schreibmethode gepriesen hat, sagt er: Es ist mir

gelungen, die Zahl als einen Stoff zur selbstthätigen Uebung der Geisteskräfte so einfach behandelt darzustellen, daß die Schüler, wenn sie auch darin wöchentlich nur ein paar Stunden Unterricht empfangen, eigentliche Meister der Rechenkunst werden, und, was dabei das Wichtigste ist, eben hierdurch eine vorzügliche Gewandtheit im Denken nothwendig erlangen müssen. Die Pestalozzi'sche Methode hat die schnelle Verbreitung meiner Rechenmethode in etwas aufgehalten, die aber jetzt, nachdem jener die seinige vor seinem Tode selbst für verfehlt erklärt hat (?), desto unfehlbarer erfolgen wird, da es unmöglich (!) ist, den Rechenunterricht dabei bildender zu betreiben, als in meiner Anweisung angegeben worden ist." —

Also mit diesem Unterrichtsgegenstande waren wir Gottlob schon im Jahre 1827 durch Herrn Stephani ganz auf dem Reinen. Es ist unmöglich, Besseres zu leisten, als er, und darum fort mit allen anderen späteren Rechenbüchern von Kopf, Scholz, Diesterweg, Krancke, Hentschel u. s. w.

Nachdem auf solche Weise die Fortschritte unseres Vaterlandes in den Schulangelegenheiten gepriesen worden sind, wird behauptet, daß für den allerwichtigsten Theil, nämlich für die Bildung des menschlichen Willens, so viel als nichts geschehen sei.

So spricht ein Mann, der als Gelehrter die Geschichte und die Bestrebungen seiner Vorgänger besser kennen mußte!

„Meine Forderung in diesem Stücke, sagt er nun, geht dahin: so wie für alle Fächer des Unterrichtes der methodische Gang desselben für die Lehrer vorgeschrieben wurde (nämlich von Stephani), den sie nur befolgen dürfen, um sich des glücklichsten Erfolges versichern zu können, so muß ihnen ebenso speciell und vollständig angegeben werden, was sie bei der Schulzucht zu beobachten haben, um aus ihren Schülern Menschen zu bilden, welche ihre Willenskraft selbstständig nach den Forderungen der Vernunft (nicht Religion!) zu handhaben gelernt haben. Man mustere aber alle Schriften, welche von der Schulzucht handeln, und sage dann, ob unsere Menschenbildner jenes Nöthige daraus entnehmen können."

Was den zweiten Satz anlangt, so erklärt Stephani gleich von vorn herein die gesammte Schulzucht aller Bildungsanstalten für unvernünftig und zum Theil barbarisch und macht ihr den Hauptvorwurf, daß sie den Menschen nicht als ein sittliches, sondern als ein sinnliches Wesen behandle; daß man die Kinder nicht als Wesen achte, welche mit Vernunft, folglich mit Freiheit, Unabhängigkeit, Sichselbstangehörigkeit von Gott ihrem Schöpfer und Vater ausgestattet wären, obgleich doch auch sie Menschen seien."

Man erlasse uns die Widerlegung solcher Verkehrtheiten, welche schon früh den Freiheits- und Gleichheitsschwindel einpflanzen würden, wenn sie je zur Richtschnur werden könnten. — Stephani will alle Furcht aus der Schule verbannt wissen und beruft sich dabei auf die Schrift 1. Joh. 4, 8. Aber der Theologe von Profession übersieht hier, daß der Apostel nur von knechtischer Furcht redet und daß nur die völlige Liebe diese austreiben kann. Die heil. Schrift unterscheidet sehr scharf knechtische und kindliche Furcht; die erste besteht darin, daß der Mensch das Böse nur aus Furcht vor Strafe unterläßt. Auch diese Furcht ist auf gewissen Stufen keineswegs verwerflich, denn sie kann der Anfang zur Besserung des Menschen werden. Die kindliche Furcht beweist sich darin, daß man das Gute um seiner selbst willen und aus herzlicher Liebe zu Gott und dem Erlöser thue. Diese Furcht, die von der Liebe unzertrennlich ist, ist eine heilige Scheu und kindliche Ehrerbietung, die sich ernstlich bemüht, alle Handlungen nach dem Willen Gottes einzurichten. Diese Furcht ist es auch, die der Weisheit Anfang ist, und wo solche fehlt, da fehlt Alles. Ebenso wie man nun Gott fürchten und lieben soll und kann, so soll man auch seine Eltern, Lehrer und Obrigkeit fürchten und lieben.

Körperliche Züchtigung verwirft Stephani natürlich ganz; sie sind ihm nichts als Barbarismus.

Der dritte Satz stellt die Grundsätze auf, von welchen bei einer durchgreifenden Reform der Schulzucht ausgegangen werden soll. Wir lassen sie der Merkwürdigkeit halber folgen:

1) Man halte auch das Kind für einen ganzen und nicht für einen $^3/_4$ oder $^7/_8$ Menschen und behandle es nur als ein freies Wesen.

2) Die Sittlichkeit soll dem Menschen weder eingeprügelt noch durch Aufregung der Ehrliebe in ihm erzeugt werden, sondern sie soll Frucht der Freiheit und innere Anerkenntniß ihres eigenen Werthes sein.

3) Ein sittlicher Sinn kann der Jugend nicht sowohl gelehrt, als ihr vielmehr eingeübt werden.

4) Die Schule werde nicht nur für eine bloße Lehranstalt, sondern auch für ein sittliches Gymnasium im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, oder für eine Vorschule zum sittlichen Leben für die bürgerliche Welt angesehen.

5) Künftig sei die rechtliche Disciplin von der sittlichen Zucht in unsern Schulen sorgfältig getrennt.

Die rechtliche Disciplin, sagt Stephani, habe zum alleinigen Zweck, unsere Jugend zur Kenntniß, Achtung und Ausübung der Pflicht der Gerechtigkeit zu führen; die sittliche Zucht aber, den Sinn der Jugend im Allgemeinen auszubilden, daß sie ihren Willen

stets bereit stimme, immer so zu handeln, wie Gott durch das Gewissen es uns als gut und ihm wohlgefällig erkennen läßt.

Wir fragen, was an diesen Wahrheit und Irrthum vermischenden Sätzen neu ist, und ob das Neue mehr als Idee, ob es wahr ist? Was den vierten Satz betrifft, so spricht sich Stephani dahin aus, daß die Kinder ihre Gesetze selbst entwerfen. Es sollen förmliche Abstimmungen geschehen und die Majorität über die Gültigkeit des Gesetzes bestimmen. Die Schule soll einen constitutionellen Staat bilden, und es sollen die Kinder selbst für die Erhaltung der nöthigen Ordnung in ihrem Staate sorgen. Wer denkt bei solch' phantastischen Vorschlägen nicht an die bekannte Geschichte von den Kindern, die sich einmal einen Tag selbst regieren wollten?

Um die Rechtspflege zu handhaben, sollen sich die Kinder aus ihrer Mitte Friedensrichter erwählen, denen jede Klage vorzutragen, und welche auszusprechen haben, ob Jemand für schuldig oder nicht schuldig zu erklären, und welche Strafe nach den vorliegenden Umständen zu verhängen sei. Der Lehrer habe nichts dabei zu thun, als die Untersuchung zu leiten und die Vollziehung des richterlichen Ausspruches zu besorgen.

Ist Stephani in diesen Hirngespinnsten wirklich originell? Auch das nicht einmal. Unsere Leser werden bald erkennen, daß hier Basedow und die Philantropine ihre Auferstehung feiern.

Im fünften Satze werden Grundlinien zur besseren sittlichen Erziehung in Elementarschulen aufgestellt. Aller Zwang soll gänzlich aufhören, alles Gute aus eigenem Willensantriebe geschehen und die Frucht geistiger Freiheit sein. Mit anderen Worten, die Schule soll es ihren unmündigen Zöglingen überlassen, ob sie fleißig sein, ob sie Taugenichtse oder Engel werden wollen.

Doch wir mögen unsere Leser nicht länger ermüden, indem wir ihnen die Abwege aufdecken, deren Quelle sie bereits erkannt haben. Nur einen Passus wollen wir zum Schlusse noch hervorheben. Stephani redet die Lehrer des Vaterlandes folgendermaßen an:

„Bisher war man öfters so unverständig, die Schüler auch zu freien, sittlichen Handlungen, z. B. zum Fleiß zu Hause, zum Auswendiglernen ꝛc. mit Gewalt zu bewegen. Aber, meine Herren, hier hört alle Gewalt auf, und wenn Sie solche künftig noch bei freien Handlungen Ihrer Schüler anwenden, so verletzen Sie das freie Gebiet derselben und machen sich selbst straffällig. Ihr Schüler ist so gut Mensch, wie Sie selbst, und so wie man Sie zu keiner freien Handlung mit Gewalt nöthigen darf, so dürfen auch Sie sich dieses nicht zu Schulden kommen lassen!" —

Noch im Jahre 1830 erklärte Stephani dem Publikum, daß constitutionelle Schulen das Ziel seiner Wünsche seien. „Denn so wie man diejenigen Staaten unconstitutionelle heiße, wo die Willkühr des Ober-

hauptes durch keine rechtliche Verfassung beschränkt ist; so nenne man auch mit Recht alle Schulen unconstitutionelle, wo die Willkühr noch nach alter Weise herrsche, constitutionelle Schulen hingegen, wo der Willkühr (dem alten Schuldespotismus) durch eine rechtliche Schulverfassung Schranken gesetzt sind. Das Meinige dazu aus allen Kräften beizutragen, soll das letzte schöne Ziel meiner pädagogischen Thätigkeit sein". —

Wer wollte zweifeln, daß es Stephani mit seinen Vorschlägen gut meinte? Aber: Da sie sich weise dünkten, wurden sie Thoren!

Anhang

zur

Darstellung der Entwickelung der Lautirmethode.

Der Hauptabschnitt aus Valentin Ickelsamer's Teütscher Grammatika behandelt die Frage:

Wie Einer von ihm selbst mög lesen lernen.

Wer von ihm selbs oder auch sunst von einem Lehrmeister bald und leichtlich will lesen lernen, der gedenke widersinnes das A. B. C. aus den Wörtern und Rede, und nit die Wörter aus dem A. B. C., wie wir jetzt thun, zu lernen; dann also hat auch der allererst lernen lesen, der das Lesen ursprünglich erfunden hat. Er thue ihm also. Er höre und merk auf die veränderte Theil eines Worts, darein setz er das Wort ab, und wievil nun das Wort der veränderten Theil, Stimm oder Laut hat, so vil hat es Buchstaben. Als in diesem Wort **Hans**, sein vier Veränderung, das sein vier Buchstaben. Zum ersten hört und vernimbt man einen starken Athem, wie man in die Hände haucht, das ist das **H**; das haucht man auf das **a**; nach dem Laut **a** einen Klang durch die Nasen, und zum letzten wird gehört ein junge Tauben oder Schlangen Sibilen (Zischen). Da ist kein Theil unter diesen Vieren dem andern gleich, und ist Niemandts so unverständig und unmerksam, der nit hören und merken wollt, was das sei das also den Laut **a** heraus athemet und haucht, so er das Wort selbst in seinen Mund nimbt und merkt im Nennen, wie und mit welchem Gerüst eine jede Veränderung des Worts gemacht wird, daß er darnach einen jeden Buchstaben des Worts allein zu nennen wiß. Daß er aber die Theil der Wort fein, rein und eigentlich künnt absündern und von einander theilen, so nemb er ein jedes Wort, deß Buchstaben er wissen will, selbs in seinen Mund; da merkt er die Veränderung der Laut und Stimm vil ehe und baß, dann so ers von einem andern hört. Als: eigentlich zu erkennen und von den andern Buchstaben abzusündern den ersten Buchstaben des obgesetzten Wortes **Hans**, thue er als wöll er den Laut **a** heraushauchen, und ehe er den Laut fahren läßt, prüfe er was das sei, das also den Laut

austreibt. Die andern zween Buchstaben als das n und s sein deutlicher zu merken.

Wer nun also ein jedes Wort absetzen künt in seine Theil, der künt wahrhaftig sagen, er hätt das Lesen von ihm selbs gelernet, ehe er je einen Buchstaben hätt kennet, und künt sagen, das Wort hat so viel Buchstaben, wenn er schon sein Lebtag keinen Buchstaben hätt gesehen; ja der künt gewiß merken, wo dem Lesen etwas Mangels oder Ueberfluß wäre, und wan es des bedörft, künt er neue Buchstaben machen, welches doch viel nit künten, die schon zwainzig oder dreißig Jahr haben gelesen.

Mit solcher feiner Subtiligkeit sollten auch die Schulmeister ihre Schüler üben und sie also lesen lehren, dann das gäb ihrem Verstand zu vielen andern Dingen Geschicklichkeit. Die Eltern auch, die ihre Kinder selbs daheim wollten lehren lesen, sollten sie ein Weil mit dieser Kunst spielen lassen, daß eines dem andern ein Wort aufgeb und es fraget, wie vil es Buchstaben hett, und wie ein jeder solcher Buchstab unterschiedlich allein genennet würdt, und wie er oder mit welchem Gerüst im Mund gemacht wird. Ja solches sollt ein Kurzweil sein aller deren, die nit lesen künnten und es etwan lernen wöllten; und wer dann also die Buchstaben in den Wörtern vertheilen und erkennen künnt, der bedörfft darnach nit mehr, dann daß man ihm vor Augen zeiget und weiset wie die Buchstaben ein Form und Gestalt hetten, deren Stimm und Namen er vor in den Worten gelernt hett.

Wer nun das Lesen von ihm selber so weit lernet, bis auf die Erkenntniß der Gestalt oder Form der Buchstaben, der ist dieses Ruhmes und Preises wohl werth, daß er mit Wahrheit sagen darf, er habs Lesen frei von ihm selbs gelernet. Wo aber Einer auch von ihm selber möcht lernen die Form und Gestalt der Buchstaben, gleich wie er ihre Stimm und Namen von ihm selbs gelernet hat, soll folgen.

Wie Einer der Buchstaben Form und Gestalt von ihm selbs mög lernen kennen.

Der zum ersten das Lesen erfunden und gestudieret hat, wie wir jetzt gelernet, der hat einen Vortheil gehabt in diesem Theil des Lesens, nämlich der Buchstaben Gestalt zu erkennen; denn die hat er nicht lernen dürfen, sondern sie selbs geben oder gemacht. Wie aber diese gestaltet sein gewesen, wissen wir nit, dann sie ohne Zweifel vor Zeiten andere Form gehabt, dann jetzt, wie auch Quintilianus bezeuget. Dann es halten etlich, daß solche Bildniß der Buchstaben anfänglich nit ohne Gefährde (nicht von Ungefähr), sonder gar künstlich, und vielleicht aus des Cirkels Schließung oder ander kunstmäßiger Form gemacht sein worden, oder auch, wie mir fast glaublich, aus Gleichheit der vilgedachten Instrumenten, Rüstung

oder Bildniß, damit sie gemacht werden. Als das o, ein runder gescheubleter Buchstab, dann in seiner Nennung wird der Mund gescheublet und rund geformieret. Diesen Vortheil sag ich, hat nun Keiner mehr, der die Buchstaben kennen will lernen.

Wo aber etwa ein solcher Fleiß und Subtiligkeit des Verstandes in einem Menschen wäre (deren man ohne Zweifel wohl findet) der Lust hätt und wöllt gern das ganz Lesen von ihm selber lernen, mit dem hätt es diese Meinung. Man müßt ihm die eigentliche Stimm oder Laut der Buchstaben durch Figur und Bildniß der Thier oder anderer Ding anzeigen, welche Thier oder Ding die Stimm der Buchstaben ganz gleich und deutlich geben. Dann, wie jetzt gemeldet, zu glauben ist, daß nach solcher Gleichheit die Buchstaben anfänglich gemacht und geformieret sein worden. Solche müßt man auf ein Tafel oder Brief malen und die Buchstaben einen jeglichen bei oder zu seinem Thier oder Ding setzen. Es müßten aber diese Bildniß die Namen der Buchstaben so eigentlich in ihrem Geschrei oder anderer Anzeigung geben, das einem jeden Menschen so gemein und brauchsam wär, daß er darin nicht irren künt. So müßt auch wiederumb der lesen Lernend ganz fleißig und eben bedenken, welche Bildniß den Buchstaben geb, den er suchet; als ein Exempel: Einer hett die Buchstaben des Wortes M e r t z von ihm selbs nach diesem Büchlein gestudieret, der höret und merkt vier veränderte Theil in diesem Wort, nämlich zum ersten den Kühebrummer **m**; darnach den Geislaut **e**, zum dritten den Hundsbuchstaben **r** und zum letzten den Spatzen- oder Sperlings-Schrei **z**.

Nun wöllt er auch gern dieser vier Buchstaben Form sehen und kennen, daß ers darnach in seinem Lesen und Schreiben brauchen künt so soll er die Gestalt solcher Buchstaben aus einer Tafel lernen, daran stehen unter andern Figuren ein Kuh, ein Geis, ein Hund und ein Sperling; da denkt er ihm nach, welche Figur doch diesen oder jenen Buchstaben geb; er wendet und drehet den Buchstaben in seinem Mund hin und her auf alle Seiten und findet nichts Eigentlichers zu der Stimm **m**, dann die Kühe mit ihrem Brummen; da findet und siehet er nun den Buchstaben **m** bei ihr gemalet, den lernet er kennen. Also auch mit den andern drei Buchstaben in der Tafel zu suchen. Aber solche Tafel gedenke ich nit daß wirs noch haben. Ich kann auch selbs jetzt keine beschreiben oder mitgeben. Es henken wohl etlich teütsche Schreiber und Lehrer dergleichen gemahlte Tafeln aus; daß aber die Figuren die Stimm der Buchstaben (nach der rechten Weis' dieses Büchleins genennet) eigentlich geben, das findet sich nit, und seind deshalben wenig nutz. Darumb, wer die Buchstaben also recht eigentlich zu verbilden weißt, der schenk uns ein solche Tafel. Wann mirs Gott

giebt und man sich umb dieses Lesenlernen annehmen wird, will ichs brüderlich mittheilen. Solche Tafelmacher wöllen aber wohl im Gedächtniß haben die Wort Quintiliani oberzählt, daß nit ein jeglich Ohr den Laut oder die Stimm der Buchstaben künt recht vertheilen oder erkennen.

Etlich haben auch andere Tafel zu dieser Sach, da auch Bilder anstehen, und die meinens also, daß man allweg den Buchstaben, den Einer suchet und kennen will, am Anfang des Bildes Namen findet. Als: der Buchstaben des abgesetzten Wortes Mertz zu suchen nach dieser Tafel, findet er etwa in der Tafel einen Münch gemalet, (denn wie gesagt, müssen solche Namen fast gemein und kenntlich sein); dabei siehet und findet er das **m**; denn so der lesen Lernend weißt, daß sein Buchstab, den er suchet, der Anfang sei eines Namens in der Tafel, so findet er keinen andern Namen darin, dann Münch, der sich anheb von einem **m**, und kann auch nit irre werden, dann es ist nur ein **m** im A=B=C, darumb kann kein Wort mehr in der ganzen Tafel von einem **m** anheben. Also mit allen Buchstaben des ganzen A=B=C. Beim **e** findet er vielleicht einen Esel und beim **r** etwa einen Reif oder Ring; und in dieser Tafel müßt eben verhütet sein, daß ein Bildniß nit zween oder mehr Namen hett, als, so man ein Roß zum **r** malet; denn das nennet man auch Pferd oder Gaul, da möcht einer gedenken, es zeiget ihm das **p** oder das **g**. —

So viel jetzt von diesen zwo Tafeln. Wer aber einen Schulmeister künt haben, der ihn anfänglich ein solch A=B=C mit Namen und Gestalt leret, der käme leichter davon.

Johann Michael Sailer.

Es thut dem Herzen wohl, von der Hoffarth des Lebens und von der Wirksamkeit für die Eitelkeiten der Welt den Blick auf ein Menschengemüth zu richten, welches sich in Liebe und Glauben vor Gottes Antlitze demüthigte und seine Krone nur im Dienste des Herrn und der Mitmenschen suchte.

Ein solches Gemüth war Johann Michael Sailer, der deutsche Fenelon. Zu ihm wenden wir uns jetzt, und wir hoffen, daß unsere Leser den Contrast würdigen werden, welcher zwischen ihm und Stephani besteht. Beide waren Zeitgenossen, beide waren hohe Geistliche ein und desselben Landes; aber welch' ein Unterschied in ihrem Leben und Streben, Glauben und Hoffen! Wie unendlich verschieden war die Art und Weise, in welcher beide der Menschheit helfen und sie zu ihrem Ziele führen wollten. Wie wenig stimmten beide in der Auffassung dieses Zieles überein!

Doch gehen wir zu dem Lebensbilde Sailer's selbst über. Wir werden dann erkennen, wo die Wahrheit und wo der Friede weilten. —

Sohn eines armen Schuhmachers, wurde Sailer zu Aresing einem Dorfe bei Schrobenhausen in Bayern am 17. November 1751 geboren. Von beiden Eltern gilt das, was er in seiner Erziehungslehre zunächst von der Mutter schrieb:

„Dank dir, geliebteste Mutter! Ewig bleibe ich dein Schuldner. So oft mir dein Blick, deine Gebärde, dein Wandeln vor mir, dein Leiden, dein Schweigen, dein Geben, dein Arbeiten, deine segnende Hand, dein stilles, stetes Gebet in's Auge trat von den frühesten Jahren an, ward das ewige Leben, das Gefühl der Religion, mir gleichsam neu eingeboren; und dies Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde tödten. Es lebt noch in mir, dies ewige Leben, ob du gleich schon vor mehr als vierzig Jahren das Zeitliche verlassen hast."

Schon der fünfjährige Knabe wurde angehalten bei Tische, wo er zwischen Vater und Mutter saß, am Gebete andächtig Theil zu nehmen. Mehr noch wirkte die ganze Haltung der Eltern auf die Religiosität des Kindes. Wenn das einfache Mahl zu Ende

war, so erzählt Sailer selbst, dann reinigte der Vater zuerst seinen Eßlöffel am Tischtuche, sprach hienach ganz andächtig: „Wenn doch alle Welt so genug hätte, wie ich", und sogleich vom Tische aufstehend, stimmte er sein: Himmlischer Vater, wir danken dir für Speis und Trank ꝛc. freudig an, daß es dem Sohne oft zu Muthe war, als wäre er in einer Kirche gewesen.

Auch bei den häuslichen Arbeiten, namentlich beim Spinnen, pflegte die fromme Mutter dem horchenden Knaben in schmucklos inniger Weise vom lieben Heilande, von Gottes Liebe und Güte und von der Furcht des Herrn zu erzählen. Wenig Worte, wohl aber viele Eindrücke eines frommen Beispieles lehrten den Sohn früh das Rechte thun und Böses meiden.

Nachdem der Knabe Lesen und Schreiben und die Anfänge des Rechnens mit Leichtigkeit erlernt hatte, machten ihn der Kaplan des Ortes und der Schullehrer Bernhard Seiz, sein späterer Schwager*), auch mit den Anfangsgründen des Lateinischen bekannt. Da der junge Sailer überall Fleiß mit leichter Fassungskraft paarte, so riethen beide Lehrer dem Vater wiederholt, daß er den Knaben studiren lassen möchte, was jedoch unter Hinweisung auf die Beschränktheit der Mittel abgelehnt wurde. Wahrscheinlich wäre Sailer auch beim Handwerke des Vaters geblieben, und die Welt hätte ein Licht auf dem Scheffel weniger, wenn nicht der Zimmermann Rieger dazu getreten wäre. Dieser sprach oft zu dem alten Sailer, daß er zwar gleichfalls unbemittelt sei, doch aber in München einen Sohn auf der Schule habe, und daß man in Gottes-Namen es nur versuchen möge, den jungen Michael auch dorthin zu schicken. „Das Leben giebt der gute Gott, das Futter geben gute Menschen" pflegte Rieger zu sagen.

Der alte Sailer faßte Muth. Als der Sohn zehn Jahre alt war, ging er wirklich in Begleitung des Vaters und Riegers nach München. In Oberweilbach, unfern von Aresing, hielt der praktische Zimmermann vor dem Hause eines Schnepfenhändlers. Nachbar, sagte er zum Schuhmacher, hier kauft ein paar Schnepfen, die müssen das Glück eures Michael machen. Gesagt gethan, und die kleine Gesellschaft wanderte mit den beiden Schnepfen schon am Morgen des andern Tages voll Gottvertrauen in München ein.

Man ging zum Lehrer Traunsteiner. Herr Schulmeister, sprach Sailer's Vater, indem er dem Lehrer freundlich auf die Achsel klopfte, hier bringe ich euch meinen Hansmichel; ihr müßt sein zweiter Vater sein und ihn zum Famulus bei einem Sohne

---

*) Man vergleiche die Zugabe. Ein besseres Bild vom Character und Leben einer Schullehrersfrau, als das, welches Sailer in diesem Briefe von seiner Schwester entwirft, kann es wohl kaum geben.

reicher Eltern machen. Dafür verehre ich euch hier zwei Schnepfen und meine Frau wird für die Frau Schulmeisterin noch drei Kloben Flachs nachschicken.

Dem braven Lehrer gefiel das offene und biedere Wesen des Landmannes; auch der Knabe mochte ihm gefallen. Er nahm das kleine Geschenk freundlich an und versprach väterliche Fürsorge. — So blieb denn Johann Michael Sailer in München und nahm Abschied vom Vater, der ihm noch 45 Kreuzer als Ausstattung zurückließ.

Rieger, der Landsmann, holte sich sein Essen täglich von wohlhabenden guten Leuten in einem großen irdenen Topfe mit zwei Henkeln. In den ersten paar Wochen war dieser Topf auch Sailer's Nahrungsquelle und sein Inhalt reichte für beide aus. Da kam der Sohn des angesehenen und wohlhabenden General-Münz-Wardeins Oecker auch in die Schule und bat nach damaliger Sitte den Lehrer Traunsteiner im Namen seines Vaters um einen Famulus. Der Lehrer erinnerte sich seines Versprechens und der Schnepfen, und Sailer wurde der Famulus. Nunmehr hatte er im Hause des Münzwardeins täglich nicht bloß die Mittagskost, sondern er durfte auch an der Privatunterweisung des jungen Oecker Theil nehmen. Das dauerte so sechs und ein halbes Jahr, und mittlerweile stieg der junge Famulus bis zur fünften Gymnasialklasse. Nunmehr fand die Frau General-Münzwardein doch einen Famulus überflüssig und Sailer wurde entlassen. Aber der fleißige und bescheidene Hausgenosse war Allen doch so lieb geworden, daß ihn der alte Oecker mit tiefer Rührung ziehen sah, ihm beim Abschiede noch zwei Dukaten in die Hand schob und dabei sagte: „Hast du Noth, so komm nur zu mir, ich verlasse dich nicht!“

Sofort eröffnete sich auch eine neue Nahrungsquelle. Ein Mitschüler, Alexius Thalhausen, wählte ihn zum Repetitor, und Thalhausens Base wußte durch ihre Connexionen dem jungen Sailer im Hause des Landschaftskanzlers den Mittagstisch zu verschaffen. Für Abendessen sorgte der milde Inspector des Seminars, Pater Huber, und so war des Leibes Bedürfniß wieder ausreichend gedeckt. So machte denn Sailer die Schule glücklich durch. Sein Fleiß war musterhaft. Wenn er von seiner bescheidenen Wohnung auf der Hundskugel zur Münze herabstieg, um den jungen Oecker zu holen und zur Schule zu begleiten, dann beschäftigte er sich noch unterwegs mit seinen Arbeiten und that von Zeit zu Zeit Blicke in die Schulbücher. Bis in die späte Nacht saß er oft über dem Cicero und Virgil und nicht selten fand ihn der Morgen bei seinen lieben Büchern eingeschlafen. Mit inniger Dankbarkeit gedachte Sailer späterhin noch seines Lehrers Zimmermann, eines Schweizers, welcher mit seltenem Eifer meistens schon eine halbe

Stunde früher in den Hörsaal kam und den fleißigeren, schon früher angelangten Schülern aus guten Schriften vorlas, z. B. aus Klopstock's Messias, und ihnen Geschmack an der Poesie einflößte.

Die religiöse Erziehung, welche Sailer auf der Schule genoß und die sittliche Einwirkung der Lehrer auf ihre Zöglinge waren musterhaft. Er erzählt selbst, daß manche das 18. und 20. Lebensjahr erreichten, ohne nur im Entferntesten den Unterschied der Geschlechter zu ahnen. Mit Freude und geistiger Sammlung wohnten die Studirenden öfters dem Gottesdienste bei; die religiöse Auffassung des Lebens wurde selbst in die Lectüre der heidnischen Klassiker verwebt, und die Lehrer bemühten sich aufrichtig, überall mit ihrem Beispiele vorzuleuchten. Und doch ging die Versuchung auch an Sailer nicht vorüber. Sie näherte sich ihm zunächst in beunruhigenden Gewissenszweifeln, dann aber auch in der Einflüsterung von Glaubensscrupeln. Von beiden befreite ihn die entschiedene und männliche Belehrung eines amerikanischen Missionärs, des Paters Pfab. Aber diese Seelenzustände, deren Sailer nie vergaß, und die sich daran knüpfenden Erfahrungen setzten ihn auch in den Stand, später jener vortreffliche Seelenarzt zu werden, als welcher er sich so oft bewiesen hat.

Im neunzehnten Lebensjahre, 1770, trat Sailer als Novize zu Landsberg in die Gesellschaft Jesu ein, in welcher er bis zu deren Auflösung 1773 verblieb und glückliche Tage verlebte. Konnte er doch hier in der Betrachtung des Ewigen und in der Liebe zum Göttlichen unbeirrt vom Geräusche der Welt an seiner inneren Vervollkommnung arbeiten. Auch in späteren Jahren gedachte er jener schönen Zeit stiller Sammlung noch mit Freude und legte sein Urtheil über den Orden in dem bekannten Ausspruche nieder: „In der Entstehung der Gesellschaft regte sich viel Göttliches, in dessen Ausbreitung viel Menschliches, aber in seiner Aufhebung Vieles, was weder göttlich noch menschlich war!"

Im Jahre 1773 bezog Sailer die Universität Ingolstadt und studirte hier fast vier Jahre lang Theologie, Physik, Mathematik und Philosophie. Im Jahre 1775 wurde er zum Priester geweiht, setzte aber seine Studien noch unermüdet fort. Nunmehr kam er auch öfters wieder nach München, bei welcher Gelegenheit er es in dankbarer Erinnerung nie versäumte, den Münzwardein Oecker zu besuchen. Er schämte sich seines Herkommens und seiner früheren Armuth so wenig, daß er öfters der vergangenen Zeit voll Dankbarkeit gedachte und es einmal bei Tische gegen den Münzwardein offen aussprach, daß er nächst Gott ihm und den zwei Schnepfen sein ganzes Glück zu verdanken habe. So oft Sailer in späteren Jahren Schnepfen aß, pflegte er auch der freundlichen Leitung seiner Jugendschicksale zu gedenken und oft in heiterer Laune

vom alten Rieger und dessen gutem Rathe zu erzählen. Einer seiner Freunde, der Benedictiner Beda Mayer, nahm hieraus Veranlassung, Sailern ein Petschaft mit zwei Schnepfen und der Umschrift stechen zu lassen: „Unter Gottes Leitung". —

Der Kurfürst Maximilian III. war mittlerweile auf die besondere Tüchtigkeit Sailer's aufmerksam gemacht worden und ernannte daher den jungen Mann zum Repetitor publicus in der Philosophie und Theologie an der Universität Ingolstadt. Hier stiftete Sailer mit dem wackeren Sebastian Winkelhofer einen dauernden Freundschaftsbund. Beide kamen allabendlich mit einigen strebsamen Jünglingen zusammen, um gemeinschaftlich theologische Studien zu treiben, namentlich auch die hl. Schrift zu studiren.

Bei solchem Fleiße darf es nicht befremden, daß Sailer schon im 29. Lebensjahre (1780) zum zweiten Professor der dogmatischen Theologie ernannt wurde. Da jedoch die akademischen Fonds an den Malteserorden und das Lehramt an die Klosterabteien übergingen, so mußte Sailer schon im folgenden Jahre gleich den übrigen Professoren mit einer Pension von 240 Gulden zurücktreten. Mit seinem geliebten Freunde Winkelhofer lebte er nun drei Jahre lang nur den Wissenschaften, bis ihm eine Lehrerstelle an der bischöflichen Universität Dillingen angewiesen wurde, wo er in der Ethik und Pastoral- und Volkstheologie Vorlesungen zu halten hatte. Hier wirkte Sailer im Vereine mit Männern, wie Keller, Weiß, Weber u. A. äußerst segensreich und übte den wohlthätigsten Einfluß auf die jungen Studirenden, welche ihm mit ungetheilter Liebe anhingen. Hierdurch, so wie durch die eigenthümliche, sich vom alten Herkommen lossagende Form des Vortrages, in welcher Geist und Gemüth mächtig pulsirten, weckte Sailer den Neid der älteren Professoren und mancher Geistlichen. Es bildete sich allmählig eine starke Opposition gegen ihn, als deren Opfer er im Jahre 1794 vom Churfürsten und Bischofe Clemens Wenceslaus seines Amtes enthoben wurde. Man hatte Sailer'n beschuldiget, die Studirenden von anderen Lehrfächern abzuziehen, protestantische Religionsschriften zur Lectüre empfohlen zu haben, und mit Geheimbündlern (Illuminaten) in Verbindung zu stehen, welche gegen die positive Religion arbeiteten. Obgleich Sailer nicht bloß seine Unschuld betheuerte, sondern auch Untersuchung und Gehör verlangte, so wurde er doch durch einen Machtspruch entlassen, und beweis't dies Verfahren genugsam, daß seine Feinde das Licht scheuten. Sailer hatte übrigens die Genugthuung, daß Clemens Wenceslaus späterhin selbst erklärte: Diesem Manne sei großes Unrecht geschehen*). Er ging zunächst nach München zu seinem Freunde

*) Christoph Schmid deutet in seinen Erinnerungen (II. Bändchen) darauf hin, daß Sailer's Entlassung mit einer Anleihe zusammenhänge, welche

Winkelhofer, und da er auch hier von seinen Feinden beunruhiget wurde, zu einem anderen Freunde (Beck) nach Ebersberg, wo er in stiller Zurückgezogenheit das vortreffliche Werk: „Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung“ vollendete.

Sailer trug sein Schicksal mit jener Sanftmuth und Geduld, welche sein ganzes Leben bezeichnet und eine wesentliche Eigenschaft seines Characters bildete. Ihm war zu viel geschehen, das ist unbestreitbar; dennoch aber dürfen wir auch seine Feinde nicht zu hart beurtheilen.

Gerade die Sanftmuth und Milde seines ganzen Wesens, welche es ihm fast unmöglich machte, zu zürnen oder sich gegen Andere zurückstoßend zu verhalten, mochten äußerlich den Anschein gegeben haben, daß er sich mit Personen in ein innigeres Verhältniß eingelassen, deren religiöser Character zweifelhaft erschien. Daß sich solche Personen zu ihm hindrängten, daß sie den bedeutenden Mann für ihre Zwecke zu gewinnen suchten, darf kaum befremden; wie leicht, wenn auch falsch, war aber dann der Schluß, daß jene Milde, mit welcher er sie duldete, Sympathie sei. Sailer's vermittelnde Natur suchte Verirrte mit Liebe und Nachsicht auf den rechten Weg zurückzuführen, und daß bei solchem Streben manche seiner Briefe und Aeußerungen der Mißdeutung unterliegen konnten, darf um so weniger befremden, als die Zeit seines Wirkens eine Zeit mannigfachster Geistesregungen war, welche neue Formen erstrebten ohne die vorhandenen recht gewürdiget zu haben. Insbesondere machte sich damals eine mystische Auffassung des Christenthums geltend, welche tiefere Innerlichkeit des Verkehrs mit Christus und eine unmittelbare Erleuchtung durch ihn erstrebte, einerseits aber auch leicht geneigt war, die Form und Leiblichkeit der Kirche zu unterschätzen, während sie anderntheils vielfach zur Heuchelei und zum Separatismus führte. Es ist nicht zu leugnen, daß Sailer mit manchen begabteren Vertretern dieser Richtung im Verkehre stand, niemals aber hat er ihre Irrthümer getheilt oder gut geheißen, und höchstens könnte ihn der Vorwurf treffen, daß er, gegenüber einer glaubenslosen und nüchternen Zeit, und mit seinem Herzen voll

der Churfürst von Trier (zugleich Bischof von Augsburg) als die Franzosen ins Churland eindrangen, zu machen genöthigt war. Sein Minister soll deshalb mit einem großen Handlungshause in Beziehung getreten sein und von diesem Zusicherungen unter der Bedingung erhalten haben, daß der Minister geneigt sei, die Professoren Sailer, Zimmer und Weber als kirchengefährliche Neuerer vom Lehrstuhle zu entfernen. Ein Bruder oder Neffe des Chefs der Handlung, welcher Mitglied eines geistlichen Ordens war, soll die Haupttriebfeder dieses Ansinnens, und der Minister im äußersten Geldmangel willfährig gewesen sein. — Uns scheint diese Vermuthung sehr unwahrscheinlich und namentlich auch dem Character des Churfürsten nicht zu entsprechen.

Liebe, das innere Christenthum mit einer Weise betonte, welche von schwächeren Geistern mißverstanden werden konnte. Niemals ist jedoch Sailer seiner Kirche, oder dem katholischen Dogma untreu geworden, und wer daran irgend zweifeln möchte, den verweisen wir auf sein gleichzeitiges Schriftchen: „An meine Schüler bei ihrem Abschiede von der Universität (1794)". — Hierin sagt er ausdrücklich:

„Lasset euch in eurem Denken, Wollen, Thun, Lehren die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche als Richtschnur heilig sein! Entfernet euch nie von dieser königlichen Straße der Weisheit, Tugend, Seligkeit, damit ihr weder selbst in Sümpfe und Abgründe fallet, noch Andere hineinziehet." — Am Schlusse giebt er noch folgende Ermahnung: „Hütet euch vor geheimen Gesellschaften, geheimen Orden, geheimen Verbrüderungen, geheimen Verbindungen aller Art; denn der Schein täuscht und das Wasser, in das ihr, ohne den Boden zu sehen, einträtet, könnte euch verschlingen. Befleckt euere Herzen und Hände nicht mit all' den thörichten Versuchen der stürmischen Neuerungs- und Verbesserungssucht, die in unseren Tagen so viel Unheil anrichtet. Bleibet in dem Geleise eueres Berufes; wollet nichts anderes sein, als treue Mitgehülfen in der Seelsorge, die den Hirten der Gemeinden und allen Mitgeistlichen mit Ehrerbietung und Demuth in die Hände arbeiten, überall immer die unterste Stelle einnehmen, und alles Uebrige, was außer dem Kreise ihrer Pflicht liegt, der göttlichen Fürsehung gelassen anheim stellen. Lernet arbeiten, schweigen, gehorchen, leiden, und die Gnade des Herrn wird all' euer Arbeiten, Schweigen, Gehorchen und Leiden segnen und eure Aussaat überall fruchtbar und die Früchte reif machen. Amen*)". —

Fünf Jahre hindurch blieb Sailer ohne Amt. Als aber im Jahre 1799 der nachherige König, Churfürst Maximilian Joseph, die Regierung antrat, wurde er schon im November des Jahres wieder an dieselbe Universität als Lehrer berufen, wo er schon vor längeren Jahren gewirkt hatte, nämlich nach Ingolstadt. Als im folgenden Jahre die Universität nach Landshut verlegt wurde, wanderte Sailer mit und wirkte daselbst wiederum zwanzig Jahre, in welcher Zeit auch sein Ruf auf's Höchste stieg. Ehe wir jedoch Sailer's weitere Schicksale verfolgen, möchten wir

*) Wer denkt hier nicht an Diepenbrock's schönes Wort:
„Du wardst verkannt, verdächtiget, geschmähet
„Gleich Deinem Herrn, und trugst in stillem Dulden
„Dein Kreuz ihm nach, vergeltend Haß mit Segen.
„Drum sahst Du auch, daß Schmach wie Rauch vergehet,
„Die den Gerechten trifft, frei von Verschulden:
„Sahst Dir um's greise Haupt die Mitra legen."
Geistl. Blumenstrauß.

unsern Lesern noch einige kleinere Characterzüge aus seinem Leben in Dillingen mittheilen. Hier war es, wo der beliebte Jugendschriftsteller Christoph Schmid seine Bekanntschaft machte, und ihn 1784 am 24. November zum ersten Male sah. Schmid erzählt: „Zwei meiner jüngeren Brüder, die sich bei der Mutter zu Hause befanden, hatten das Unglück zu ertrinken. Mit betrübtem Herzen ging ich zu Sailer und erzählte ihm die traurige Geschichte. Er tröstete mich mit der herzlichsten Theilnahme. Ich gab ihm den Brief meiner Mutter zu lesen. Ihr Jammer ging ihm noch tiefer zu Herzen. Er hatte eben einen überaus schönen Kupferstich erhalten, das Bild Jesu, der das Kreuz trägt. Darunter standen die Worte: „Wer mein Jünger sein will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Unter diese Worte schrieb Sailer: Ich folge Dir, sage meine ganze Seele! Er gab mir das Bild, es meiner Mutter, die er nie gesehen hatte, zu überschicken. So war ihm nichts zu werth und theuer, das er nicht mit Freuden hingab, seine Mitmenschen zu trösten und zu erfreuen."

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die innig gerührte Mutter das Bild einrahmen ließ und in ihrem Leid durch dessen Anblick vielfach getröstet wurde. — Der Eindruck, welchen Sailer als Lehrer machte, war sehr bedeutend. Seine edle, hochgewölbte Stirn, sein leuchtendes Auge, seine milde, klangreiche Stimme und die Begeisterung, mit welcher er sprach, fesselten alle. Den Rector fürchten wir nicht, sprach mancher der Studenten; aber Sailer zu betrüben, das thäte uns leid!

Vom Dictiren und Nachschreiben der Vorträge war Sailer kein Freund, weil es den unmittelbaren Eindruck schwächt und die Aufmerksamkeit theilt. Dagegen gab er oft nach den Vorlesungen sein Manuscript den Zuhörern, damit sie abschreiben oder nachlesen konnten. — Man glaube nicht, daß Sailer mit den bestimmten Vorlesungen genug gethan zu haben glaubte. Jedem Studenten war er jederzeit ein zugänglicher Freund, und selbst die Abendstunden wandte er noch an, um Religionsvorträge für alle Facultäten, also auch für Nichttheologen zu halten und somit segensreich auf Kreise einzuwirken, die damals mehr als je in Gefahr waren, den Glauben zu verlieren. Nicht bloß Studenten, sondern auch Gebildete aller Stände, Adelige, Regierungsräthe, Offiziere ꝛc. drängten sich zu Sailer's Füßen und bekannten später, daß sie erst durch seine Vorlesungen den Werth der geoffenbarten Religion schätzen gelernt hätten.

Auch dem übrigen Schulwesen, namentlich dem Gymnasium, widmete Sailer Aufmerksamkeit. Bei den öffentlichen Prüfungen fehlte er nie und mischte oft belehrende Fragen und Winke ein. So erinnere ich mich, erzählt Schmid, sehr wohl, daß einmal von

dem Könige Xerxes die Rede war, der mit seinen vielen hunderttausend Kriegern ganz Griechenland erobern wollte, und dem, als er von einer Anhöhe dieses ungeheuer große Kriegsheer erblickte, doch einfiel, daß nach nicht gar langer Zeit, vielleicht nach fünfzig, gewiß aber nach hundert Jahren von allen diesen Menschen kein einziger mehr am Leben sein werde. Nachdem die lateinische Stelle erklärt war, fragte Sailer, was Xerxes, wenn er diesen Gedanken recht zu Herzen genommen hätte, würde gethan haben? Durch weise Fragen brachte er die Knaben dahin, daß sie, wie aus sich selbst fanden und einmüthig aussprachen: Xerxes hätte von der Eroberung abstehen sollen, weil es doch zu schrecklich gewesen wäre, das kurze Leben so vieler Menschen noch mehr abzukürzen, ihr Blut zu vergießen und über die Einwohner eines so großen und herrlichen Landes alle Schrecken des Krieges zu verbreiten. Wenn er auch wirklich König von Griechenland geworden wäre, so hätte er, wie alle diese seine Krieger, doch selbst sterben müssen, und aller seiner Herrlichkeit hätte der Tod vielleicht bald ein Ende gemacht.

In der Reichsstadt Kaufbeuern, erzählt Schmid am andern Orte, führte man einst Sailer zu Ehren ein Kinderschauspiel auf. Der Vorhang wurde aufgezogen. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, das die Hauptrolle hatte, trat auf. Alles schwieg. Da hörte man eben vom Kirchthurm die Glocke zur Erinnerung an die Menschwerdung des Sohnes Gottes läuten. Das Mädchen sagte: Wollen wir nicht, ehe wir anfangen, den englischen Gruß beten? Es kniete nieder, bezeichnete sich mit dem Kreuze und betete laut das gewöhnliche Gebet. Einige Zuschauer konnten kaum das Lachen halten. Sailer aber ward innig gerührt. Nach dem Schauspiele rief er die Kleine, die vortrefflich gespielt hatte und viel beklatscht worden, herbei und sprach zu ihr: Liebes Kind, du hast deine Sache gut gemacht; aber daß dir am Gebete mehr gelegen ist, als an dem Schauspiele, das verdient das größte Lob. Das gefällt Gott und allen guten Menschen. Bleibe immer so fromm und Gott wird mit dir sein und du wirst glücklich werden. Sailer schenkte ihr, da ihre Eltern arm waren, einen großen Thaler. Diese kleine Begebenheit erzählte Sailer mehrmal und machte allemal die Bemerkung: „Bei der Erziehung ist das Beispiel der Eltern und die Angewöhnung des Guten die Hauptsache, ohne dieses hilft alles Belehren und Zureden nichts."

Auch an der biblischen Geschichte, welche Schmid späterhin herausgab, hatte Sailer nicht unbedeutenden Antheil und die ersten Bändchen derselben hat er selbst durchgesehen und hie und da Verbesserungen vorgenommen. Ich hatte, erzählt Schmid, während ich in der Seelsorge stand, mit ihm öfter über die Behandlung der biblischen Geschichte bei dem Religionsunterrichte gesprochen und

ihm gesagt, ich finde, daß der Umfang und Zusammenhang der göttlichen Führungen des Menschengeschlechts für Kinder zu umfangreich und zu schwer sei, daß sie hingegen an einzelnen Begebenheiten und Beispielen große Freude haben und sie recht zu Herzen nehmen.

„So ist es auch", sprach Sailer. „Sogleich die erste Geschichte Adam's und Eva's im Paradiese, die von der verbotenen Baumfrucht aßen, zeigt so klar, als es auch für Kinder nur immer möglich ist, was der Gehorsam gegen Gott, und was die Sünde, der Ungehorsam gegen ihn sei, und welche schreckliche Strafen der Ungehorsam gegen Gott sich zuziehe. — Der fromme Abel an seinem Dankaltare, auf dem er das Erstlingslamm seiner Heerde Gott zum Opfer darbringt; der seinem Vater gehorsame Joseph in seinem bunten Kleide, der unschuldsvolle Jüngling, vor dem sich die Sterne des Himmels und die Garben der Erde neigen; der kleine Samuel, der in dem Priesterkleide, das seine Mutter ihm verfertiget hatte, in der Stiftshütte diente und gegen den Hohenpriester der willigste Gehorsam war; der Hirtenknabe David mit seiner Harfe, der, den Sternenhimmel betrachtend, das Lob Gottes sang und zum Könige erhoben worden, sie wirken auf Kinder mehr, als das Ganze der biblischen Geschichte. Wenn sie die einzelnen Begebenheiten vernommen haben, kann ihnen in ihren reiferen Jahren das Ganze um so leichter anschaulich gemacht werden." —

Wenden wir uns wieder zu Sailer's ferneren Lebensschicksalen, so stieg, wie schon bemerkt, sein Ruf in Landshut auf's Höchste. Seine Schriften waren überall verbreitet und Gelehrte und Ungelehrte, Fromme und Religionsverächter knüpften Verbindungen mit ihm an und suchten bei ihm Trost, Rath und Belehrung. Diese mannigfachen Verbindungen wurden durch Ferienreisen, welche Sailer zu seiner Erholung alljährlich zu machen pflegte, theils gemehrt, theils enger geknüpft. Wiederum fehlte es aber auch in Landshut nicht an Feinden und Neidern, und Orthodoxie und Aufklärerei vereinigten sich zu Sailer's Verunglimpfung. So verbreitete der berüchtigte Buchhändler und Rationalist Nicolai in Berlin das Gerücht, Sailer gehe namentlich mit seinen Gebetbüchern darauf hinaus, die Protestanten auf schelmische Weise katholisch zu machen, während Andere ihn eines ausgearteten Mysticismus beschuldigten, der von der äußeren Kirche entferne, und mit ihren Anklagen selbst bis zum apostolischen Stuhle drangen.

Zu den seltenen Mitgaben der Natur gehörte auch Sailer's Unvermögen, zu hassen und zu hadern, so zwar, daß er in Stunden freier Muße lächelnd bekannte: Ich will mich lieber zehn Jahre unschuldig lästern lassen, als einen Tag auf die Vertheidigung meiner Unschuld verwenden; das erlittene Unrecht vergessen, ist bei mir keine Tugend, denn das Behalten desselben schafft Unruhe,

und mir ist die Ruhe des Gemüthes so lieb, daß ich ohne sie nicht leben mag.

Doch gedachte Sailer endlich auch der Worte Salomo's, daß es eine Zeit zum Reden und eine Zeit zum Schweigen gebe, und während er sich anfangs nur gegen einen oder den anderen seiner treuen Freunde mündlich und brieflich über jene Verunglimpfungen ausgesprochen hatte, trat er später auch mit einer öffentlichen Vertheidigung und Erklärung hervor. Diese ist vom 17. November 1820, also aus dem siebenzigsten Lebensjahre Sailer's, und schließt mit folgenden Worten: „Ich erkläre vor dem Auge der ewigen Wahrheit, daß, wenn es mir wider all' mein Bewußtsein und all' mein Wollen begegnet sein sollte, in meinen Büchern, Schriften, Gesprächen irgend etwas von der Wahrheit Abweichendes, irgend einen Irrthum zu behaupten, ich denselben verwerfen und, dem Beispiele des großen Fenelon nachfolgend, in Allem mich dem Urtheile des höchsten Oberhauptes der Kirche unterwerfen und auf diese Weise der Wahrheit zum Siege, der Kirche zum Frieden und zur Eintracht, mir zur Ehre des Gehorsams Glück wünschen würde."

Was das gesammte äußere und innere Leben Sailer's betrifft, so giebt uns einer seiner besten Freunde und Verehrer (Widmer), welcher zwei Jahre dicht neben ihm wohnte, folgende interessante Schilderung:

„Im Schlafengehen und Aufstehen, im Speisen und in den Erholungen ging bei Sailer Alles stets nach derselben Regel vor sich. Ich hatte das Glück, den verehrtesten und geliebtesten Lehrer Morgens 5 Uhr in die Kirche zum hl. Geiste zu begleiten, um in früher Morgenstunde seiner hl. Messe beizuwohnen, die gewöhnlich mit einer Inbrunst und Andacht verrichtet wurde, welche beinahe an Entzücken grenzte. Auch ein Kaltsinniger wäre dabei nicht ohne Rührung geblieben. Nach der hl. Messe und einem kurzen Gebete ging er nach dem Hause zurück. Zur Sommerszeit benutzten die Armen diesen Anlaß, um Sechser und Zwölfer in Empfang zu nehmen, die Sailer oft mit geschlossenen Augen, von Andacht noch ganz durchdrungen, reichlich gespendet hatte. Zu Hause stand das Frühstück bereit, und so wie dasselbe genossen war, begann das Studium bis zur Lectionsstunde um zehn Uhr. Nach der Lection nahm Hr. Sailer Besuche an bis zum Mittagessen um zwölf Uhr, und las Zeitungen und andere merkwürdige Ephemeriden. Der Nachmittag bis drei Uhr war der vielseitigen Correspondenz gewidmet; von 3—4 Uhr gewöhnlich Spaziergang, nachher Lectüre und Studien bis nach 6 Uhr, oder bis Herr Professor Zimmer, Moll, Röschlaub, Walter und mitunter auch andere eintrafen, um Schach zu spielen, an welchem Spiele Sailer stets freudigen und warmen Antheil nahmen. Nach dem Nachtessen war Abendgebet

und um 9 Uhr Ruhe. Herr Sailer hielt so strenge auf frühes Schlafengehen, daß er auch mir über zehn Uhr hinaus das Licht nicht gestattet hätte. Der Mensch, und vorzüglich der junge Mensch, muß geschlafen haben, wenn er an Leib und Seele gesund bleiben soll, sagte er oft; das unnöthige Nachtwachen und Nachtarbeiten ist gewöhnlich sehr verderblich.

Während seiner Studien in den Morgenstunden hörte ich ihn oft beim Schreiben laut deklamiren; gewöhnlich geschah dieses, wenn er Sonntag Morgens (als Universitätsprediger) die Predigt schrieb. Als ich ihn in vertrauten Unterredungen einst fragte, warum er schreibend oft deklamire, war seine Antwort: um im Ausdrucke bestimmter, lebhafter und kräftiger zu werden. Bei diesem Anlaß machte er vortreffliche Bemerkungen über das Verhältniß des Sprechens zum Fühlen und Denken, über das Verhältniß des Mundgebetes zum Herzensgebet, des äußeren Gottesdienstes zum inneren u. s. w. Es war überhaupt Sailer's Art, auf die gestellte Frage nicht bloß eine einfache Antwort zu geben, sondern diese auf Principien zurückzuführen und vom gemeinschaftlichen Centrum, oder, wie er sich ausdrückte, von der Grundidee aus das Einzelne zu beleuchten. Sailer hatte seinen Schülern gerathen, eigene Tagebücher zu halten, in welche sie hineinschreiben sollten, was besonders Merkwürdiges sie gelesen, gehört, beobachtet oder selbst erfahren hätten. Wer dem Rathe folgte, erhielt des Jahres hindurch einen sehr reichhaltigen Schatz höchst interessanter Gedanken und Wahrheiten. Schreiber dieses (Widmer) bedauert sehr, daß ein solches damals von ihm verfertigtes Tagebuch später abhanden gekommen ist; aus ihm hätte er viele höchst interessante Einzelheiten mittheilen können. Auffallend war auch, daß Sailer während seines Schreibens, so zu reden keine bleibende Stätte hatte: bald in diesem oder jenem Ende des Zimmers, bald stehend, bald sitzend oder knieend, und vielfältig mit geschlossenen Augen schrieb. In seinem Studir- und Wohnzimmer lagen heilige Schriften und andere geistreiche Bücher aufgeschlagen umher. Hierüber gefragt, gab er zur Antwort: Die Welt spricht den Menschen durch alle Sinne an, und zieht mit Gewalt ihn in die Eitelkeiten hinein; es ist nothwendig, daß er immer wieder Leute aus dem Reiche der Geister vernehme, wenn sein Geist nicht dem Zuge der Sinnlichkeit erliegen soll. So wie beim Umhergehen eine Stelle aus diesem oder jenem Buche mir in's Auge fällt, wird ein gutes Gefühl oder ein frommer Gedanke angeregt, und dieser wird mir Flügel, durch welchen die Seele aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Lande der Sterblichkeit in das der Unsterblichkeit sich erschwingt. Vorzüglich geeignet ist eine solche Sitte, angewöhnte Fehler abzulegen oder in der Uebung irgend einer Tugend sich mehr zu befestigen.

Weder früher noch später, erzählt Widmer weiter, hatte ich bei einem Menschen die Geduld, Gelassenheit und Sanftmuth gefunden, die ich in Herrn Sailer so oft zu bewundern veranlaßt wurde. Ich will von vielen nur ein Beispiel hier anführen, wovon ich Augenzeuge war. Sailer hatte köstliche Kaffeegeschirre von einer sehr werthen Hand zum Andenken empfangen. Er stellte sie auf ein Tischchen in seinem Zimmer und zeigte sie mit besonderer Freude Jedem, der zu ihm kam. Unvorsichtiger Weise schlug ein Professor, der ihn am Abend besucht hatte, durch seinen um sich geschlagenen Mantel sie auf den Boden, so daß einige zerschmetterten. Der Professor stand vor Schrecken sprachlos da. Sailer, den das Ereigniß auf die unangenehmste Weise affizirte, faßte sich sogleich, gab sich alle Mühe, den sehr betrübten Professor aufzuheitern, begleitete ihn, was sonst nie geschah, über die Treppe hinunter und sprach bei seiner Rückkehr mit ganz heiterer Laune: Sic transit gloria mundi (so vergeht der Ruhm der Welt). Unvergeßlich bleibt mir auch, wie er bei unerwarteten Vorfällen, die ihm gar sehr zu Herzen gingen, sich benahm. Ich war einst dabei, als in einer fröhlichen Gesellschaft Briefe überbracht wurden. Sailer eröffnete sie und erblaßte, entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen, kehrte aber nach einigen Minuten in die Gesellschaft zurück, ganz gelassen und ruhig. Einer seiner ältesten und theuersten Freunde, den er noch wohl verlassen habe, sei gestorben, sagte er, erzählte dann Merkwürdiges aus dem Leben des Verstorbenen, fügte bei, wie viele theure Seelen ihm in die Ewigkeit vorausgegangen, sprach von der Pilgerschaft des Christen u. s. f. und die anfangs freudige Gesellschaft nahm nicht ein trauriges, aber ein feierliches Ende, und Keiner war zugegen, der nicht unerwartet belehrt und erbaut sie verließ."

Ueber das Leben und Wirken Sailer's als Universitätslehrer giebt uns einer seiner Schüler, der Schweizer Schiffmann, noch interessante Nachrichten*). Der berühmte Professor scheute sich nicht, mit seinen Studenten, namentlich mit Schweizern, die er sehr protegirte, Ferienreisen zu machen. Wie liebenswürdig und zwanglos sich Sailer hiebei zeigte, möge uns Schiffmann (später Pfarrer in Altishofen, Kantons Lucern, † 1856) selbst erzählen:

Auf dem Wege schon hatten wir Gelegenheit, Sailer's heiteren Humor, durch den Würde und Ernst, wie Sonnenstrahlen durch liebliches Abendgewölk, hindurchbrachen, zu bewundern, so auch die unermüdliche Geschäftigkeit, Rührigkeit und Lebendigkeit, worin er die jungen Gefährten weit überbot, überall selber ordnend und nachsehend, ob keiner seine Pflicht versäume.

---

*) Vergl. Leben und Bekenntnisse des J. L. Schiffmann, herausgeg. von A. Lütolf, Lucern 1860.

Jedermann an der Straße laut grüßend, sich, wo er konnte, mit den Leuten freundlich unterhaltend, ließ er überall stille halten, wo Jemand auf der Straße fremder Hülfe bedurfte. So rief er einmal: Halt Schwager! machte den Schlag auf und half zwei Kindern das abgefallene Rad an dem Wagen, den sie selber zogen, wieder befestigen. Wo etwas am Fuhrwerk fehlte, da half Sailer der erste selber mit und zog sich, nur von Andern verdrängt und zurückgeschoben, wieder in den Wagen zurück.

Er langte aus den Büchern, mit denen er alle Kutschensäcke voll gepackt, bald dieses, bald jenes hervor, darin blätternd, daraus mit dem Bleistift notirend, las für sich oder dann laut und mit großer Begeisterung daraus vor, ließ sich durch einen Andern vorlesen, das Gelesene wieder durch allerhand Bemerkungen unterbrechend. — Dann wieder weg mit den Büchern. — Sailer fragte die Studenten über das Gelesene, über das, was sie früher gelesen und gelernt; zeigte ihnen, was Studiren heiße, und wie sie es anzufangen hätten, um rechte Studenten zu werden; wie er selber ein Student sei und als ihr künftiger Mitschüler mit ihnen studiren wolle. Dann erzählte er uns wieder Geschichten, Anekdoten, gab uns Räthsel auf, faltete die Hände, schlug die Augen zu und betete lange still für sich hin, zuweilen laut, und gab uns herzliche, bewegliche Zusprüche, wie wir unser Seelenheil wirken, Christo getreu nachfolgen sollten, wie wichtig und ernst unser einstige Beruf sei, und wie wir emsig und getreu uns dazu vorbereiten sollten. — An jedem Sonntag Nachmittag, erzählt Schiffmann am anderen Orte, versammelten sich die Schweizer aller Facultäten um Sailer, und da fehlte selten Einer. Sogleich ward von Sailer vor Allem bei denen Nachfrage gehalten, die er seltener sah, wie es ihnen gehe und wie er ihnen rathen und helfen könne. Vieles wurde da geordnet, verabredet, vorgenommen, geplaudert, berichtet, was jedem die Woche hindurch aufgefallen war. Da brachte dann Sailer zuweilen Bücher herbei und veranstaltete auf der Stelle eine Lotterie daraus. Die Beglückten lachten Derer, die leer ausgingen. Sah der Professor etwa Einen gar traurig und verdutzt dastehen, sagte er: Ei, du Schelm hast nichts bekommen! Sogleich mache mir wieder ein fröhliches Gesicht. Dann ging er in's Bücherzimmer und holte ihm auch ein Buch her, und so wurden meistens nach solchen Verlosungen mit den Treffern auch die Nieten honorirt.

Welchen tiefgreifenden Einfluß Sailer's Persönlichkeit und Lehre auf seine Schüler und auf Jeden ausübte, davon ist der später so hoch berühmte Cardinal Diepenbrock ein lebendiger Beweis. Hören wir, was darüber dessen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle (Förster) erzählt.

„Sailer besuchte im Jahre 1817 seine zahlreichen Freunde im

Münsterlande und wurde durch Clemens Brentano auch in der Familie Diepenbrock eingeführt. Melchior suchte anfangs den ehrwürdigen Gast seines Vaters, gegen den er bittere Vorurtheile hegte, zu vermeiden. Als Sailer in das Haus kam, ging er hinaus und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines älteren Bruders Bernard dahin gebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich dem geistlichen Herrn so ferne zu halten, daß dieser das Wort nicht an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, nahete sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig zusammen spazieren gehen? Eine Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast willenlos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchior's Leben, das von nun an eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum ersten Male wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, der zum Leben führt, nie mehr zu verlassen, einen Weg, auf welchem er mit einem: „Hilf mir, daß ich nicht sinke!" sich fest an Sailer klammerte, der es wohl verstand, ihn auf jenen höheren Helfer hinzuweisen, an welchen einst Petrus auf den Wellen des galiläischen Meeres den ähnlichen Hülferuf richtete. Nach kurzem Aufenthalte nahm Sailer Abschied von einer Familie, der er so viel, von Melchior, dem er fast Alles geworden war, und der sich in diese Trennung nicht zu finden wußte. Ich fühlte mich, als Sailer fort war — sagt er später — so einsam und verlassen, wie ein Kind, das sich im Walde verloren hat. Meine Sehnsucht nach ihm steigerte sich mit jedem Tage und nahm mich endlich so ganz und gar in Besitz, daß ich daran gestorben wäre, hätte ich ihrem mächtigen Zuge nicht folgen dürfen. Er durfte diesem Zuge aber folgen, denn der Vater gestattete ihm, nach Landshut zu gehen, um Cameralia zu hören. Dort lebte er nun still und zurückgezogen nur in Sailer's Umgang seinen Studien, bis er im Jahre 1819 wieder in die Heimath zurückkehrte, um sich für die Wahl eines Berufes zu entscheiden."

Förster erzählt am andern Orte weiter: „Als sich Diepenbrock entschlossen hatte, geistlich zu werden, trieb ihn, nach kurzem Aufenthalte in Mainz und Münster, das tiefe, unabweisbare Verlangen, zu Sailer's Füßen zu sitzen nach Regensburg, wo derselbe seit 1821 als Domherr und bald darauf als Coadjutor des Bischofs v. Wolf lebte und wirkte. Es war am 22. December 1823, als Melchior von seinem väterlichen Freunde die Subdiaconats-Weihe erhielt, um 1824 am 6. Januar zum ersten Male als geweihter Priester das Opfer des neuen Bundes darzubringen. Diepenbrock blieb hienach

in Regensburg und zog ganz in Sailer's Haus, wo er die Stelle eines Sekretärs, eines Sohnes, und, wir dürfen hinzusetzen, eines treuen Gehülfen bekleidete. Zwischen beiden war einst eine kleine Verstimmung eingetreten. Beim Abendtische sah Sailer traurig, Diepenbrock vollkommen unglücklich aus, als letzterer plötzlich vom Tische aufsprang, mit raschen Schritten auf Sailer losging, und diesen, indem er ihm um den Hals fiel, mit tiefer Rührung und wirklicher Zerknirschung um Verzeihung seines Ungestüms bat. Wie glücklich war Sailer und wie gern verzieh er! Laß nie, mein Sohn, sprach er, einen Schatten des Mißtrauens zwischen uns treten, laß wenigstens die Sonne nicht über ihm untergehen. Wir beide gehören zusammen, Gott selbst hat uns zusammengeführt. — Nun war plötzlich Alles gut. Diepenbrock ging schnell vom tiefsten Trübsinn in die allerheiterste, glücklichste Stimmung über. Man machte noch Punsch, wir sangen, und der Abend, welcher so trübe begonnen, schloß zur allgemeinen Zufriedenheit."

Wir haben aus diesen schätzbaren Mittheilungen über Diepenbrock und dessen Verhältniß zu Sailer schon vernommen, daß letzterer 1821 (im Herbste) als Domkapitular nach Regensburg übersiedelte. „Selig, daß ich glauben kann, schrieb er beim Abschiede von Landshut in sein Tagebuch, selig, daß ich glauben kann, es sei derselbe Gott voll Gnade und Erbarmung, der mich bis hieher geführt hat und noch führt; selig, daß ich hoffen kann, derselbe Gott, der mein Wort in den Hörsälen meiner Schule an den Tausenden meiner Zuhörer so reichlich gesegnet hat, werde es auch in der Führung des Kirchenamtes zum Heile der Gläubigen in der Diöcese Regensburg wirksam werden lassen. In diesem Glauben und Vertrauen gehe ich getrost von der Isar an die Donau, denn die Erde ist überall des Herrn."

Ein Jahr nach diesem Wechsel (1822) hatten Sailer's zahlreiche Freunde und Verehrer die Freude, ihn zum Bischofe von Germanikopolis i. p. (am schwarzen Meere) und zum Coadjutor des Bisthums Regensburg designirt zu sehen. „Das heutige Apostelfest von Simon und Juda — so schrieb der Erwählte damals in sein Tagebuch — schenkte mir wider alles Verdienen die Andacht eines Apostels und den Beruf eines Apostels; Ehre dem Herrn, Dank den Werkzeugen der göttlichen Huld! — Hirtentreue mir, Heil und Seegen der Kirche der Diöcese Regensburg!"

Im Jahre 1829 nach dem Tode des Bischofs v. Wolf wurde Sailer wirklicher Bischof von Regensburg, und der heilige Eifer, womit er von dieser hohen Stelle herab wirkte, wurde durch sein bereits vorgeschrittenes Greisenalter nicht geschwächt. Unermüdet visitirte er das Bisthum, hielt selbst Versammlungen und Conferenzen mit den Geistlichen der Diöcese, suchte überall den Geist

wissenschaftlichen Strebens zu beleben und wurde nie im stillen Wohlthun müde. Konnte es befremden, wenn ihm überall Liebe und Verehrung im seltensten Maße entgegenkamen, und wenn er nicht bloß die Zierde der Diöcese, sondern auch der Stolz des ganzen Baierlandes war.

Im Jahre 1831 erreichte Bischof Sailer sein achtzigstes Lebensjahr und den sechzigsten Jahrestag seiner Priesterweihe. Von seinem Könige Ludwig erhielt er zu diesem Feste das Großkreuz des Civilverdienstordens und folgendes eigenhändige Schreiben:

München, den 12. November 1831.

Lieber, innigstgeschätzter Sailer!

Bayern wünsche ich Glück, daß es Sie achtzig Jahre besitzt, wünsche, daß es Sie noch lange in der fortwährend segenvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmal meiner Gesinnung, meiner Gefühle für Sie, empfangen Sie, der Verdienstreiche, des Verdienstordens Großkreuz. Auf solch' treuer Brust zu glänzen, das erhebt den Orden. Ja, treu dem Guten hat sich Sailer bewährt, in allen Lagen des Lebens; zu jeder Zeit leuchtete er wohlthätig, in den Jahren der Finsterniß, die der Wahn für Licht ausgab, und segenvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter durch die Männer, welche Sie bildeten, die Andere bilden werden in gleicher Gesinnung, der — unserer heiligen Religion. Leben Sie lange Jahre noch für Staat und Kirche fort! Dieses wünscht der, Ihren hohen Werth, mein sehr geehrter Bischof, erkennende:

Ludwig.

Wie sehr Sailer's Wirksamkeit übrigens anerkannt, wie hoch er überall geschätzt wurde, zeigt neben diesem Schreiben der Umstand, daß man suchte, ihn für Stuttgart, Mainz, Heidelberg, Klagenfurt und endlich auch für Preußen zu gewinnen, welche ehrenvolle Rufe er aber sämmtlich aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte.

Ein halbes Jahr nach jener Jubelfeier starb Sailer, wie er gelebt, im Gefühle der Gegenwart Gottes, am 20. Mai 1832 im Kreise von lieben Verwandten und Freunden, nachdem er Tags vorher aus den Händen des ehrwürdigen Weihbischofs Wittmann im Beisein der gesammten Domgeistlichkeit die Sterbesakramente mit rührender Andacht empfangen und sein Bisthum Wittmann's Sorge empfohlen hatte.

Diepenbrock theilte dieses tief erschütternde Ereigniß unterm 21. Mai seinem Freunde Brentano in folgendem Schreiben mit:

„Liebster Clemens! Wovor ich seit Jahren täglich zitterte, das ist nun geschehen. Der geliebteste, der liebenswürdigste Vater Sailer ist heimgegangen. Gestern, Sonntag Morgens, 5 Uhr,

als man eben das Angelus läutete, fing für ihn der ewige Sabbath an. Er hatte mehrere Tage zuvor einen neuen Rückfall erlitten, der sich in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag schlagartig wiederholte. Aber er war voll Besinnung, kannte uns alle, lächelte jeden mit unaussprechlicher Liebe an. Am Samstag Morgen empfing er aus Wittmann's Händen die heiligen Sterbesakramente. Reden konnte er nicht mehr, weil die Zunge und die ganze rechte Seite gelähmt war. Als aber Wittmann scheidend ihm dankte für alles Gute, das er dem Bisthum und ihm und uns Allen erwiesen, führte er mit unaussprechlichem Liebesausdruck die halbgelähmte linke Hand an den Mund und dann gegen ihn hin, als wollte er ihm den letzten Friedenskuß bieten. Bis Samstag Nachmittag 3 Uhr kannte er noch alle Leute, lächelte jeden freundlich an und stammelte dann und wann eine Sylbe, wie einen Ton der Liebe. Von 3 Uhr ab fiel er in Schlummer und dies dauerte bis zum Tode. Der Athem wurde kürzer, der Puls schwächer, und so schlief er endlich ein, — sanft und still, wie er gelebt. Ach Clemens! ich kann nicht schreiben; wenn ich denke, daß der Liebenswürdigste nicht mehr ist, bricht mir Auge und Herz. Seine Leiche ist die schönste, die ich je gesehen. Etwas eingefallen um den Mund, aber der liebliche Todesernst des Christen ruht in allen Zügen. Ich kann's immer noch nicht glauben. Bin wie betäubt. Und statt still meinem Schmerze leben zu können, die hundertfältigen Andränge und Besorgungen. Adieu! Möge Sailers Liebe unter uns bleiben, die wir ihn geliebt haben. Ach, wie wird er im Himmel für uns beten. Nochmals Adieu! Dein tiefbetrübter: Melchior."

Dieses kurze Lebensbild wird hingereicht haben, um die Leser mit aufrichtiger Liebe für den Mann selbst zu erfüllen. Aber diese Liebe wird sich noch steigern, wenn wir erwägen, von welch' großer Bedeutung Sailer's Leben und Wirken auch für das Schulwesen war. Um diese Bedeutung in's rechte Licht zu setzen, müssen wir uns des Geistes erinnern, welcher zu seiner Zeit vielfach herrschte und seine Herrschaft immer weiter zu verbreiten suchte. Schon Stephani's Leben konnte uns darüber ebenso wichtige als ernste Aufschlüsse geben, noch mehr aber werden wir den Geist jener Zeit aus Sailer's eigenen Worten erkennen. Er schrieb im Jahre 1817 an einen Ungenannten:

„Der Zeitgeist war nämlich dieser: Es bewegte sich in ganz Deutschland ein sogenannter Rationalismus, der Wahn, durch Raisonnir-Vermögen die Eine, wahre, seligmachende Religion gründen und sichern zu können. Dieser Rationalismus sprach sich in Schriften, in Systemen, in Gesprächen, in Gesellschaften, in Ein-

richtungen aus. Dieser Rationalismus begnügte sich nicht damit, fing auch gar nicht damit an, die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche zu bestreiten, sondern seine Grund- und Totaläußerung war die: Von dem ganzen positiven Christenthum ist nichts annehmbar, als die darin rein ausgesprochene Vernunftmoral und die Lehre, daß Gott Allvater sei und der Menschengeist unsterblich: alles Uebrige ist Gedicht, Aberglaube, Unsinn.

Aus dieser Grund- und Total-Aeußerung gingen hervor nachstehende theilweise Aeußerungen: 1) Die Lehre von der Erbsünde ist also Unsinn. 2) Die Lehre von einer Erlösung, von einer stellvertretenden Versöhnung, ist also Unsinn. 3) Die Lehre von der Nothwendigkeit der unmittelbar göttlichen Gnade ist also Unsinn; denn der freie Wille kann sich selbst gut und selig machen. 4) Die Lehre von dem heil. Geiste, als der Quelle der Gnade, ist also Unsinn. 5) Die Lehre der drei Personen in dem Einen Wesen der Gottheit ist also Unsinn. 6) Die Lehre von der Göttlichkeit Jesu ist also Unsinn. 7) Selbst auch die Lehre von der göttlichen Sendung Jesu ist Unsinn, wenn man darunter etwas Anderes versteht, als daß ihn die Providenz gesandt habe, wie sie den Sokrates und andere Weise gesandt hat. 8) Die Lehre von dem Satan, der als existirend und als Menschen verführend geglaubt wird, ist also Unsinn. 9) Die Lehre von der vorgeblichen Inspiration der heil. Schriften ist also Unsinn. 10) Die Sagen von den Wundern und Weissagungen sind also Unsinn. 11) Die Lehre von der Menschwerdung des ewigen Logos, von der Auferstehung, Auffahrt und Geistessendung Jesu ist also Unsinn.

Nebst diesen dogmatischen, alle christliche Religion von Grund aus zerstörenden Irrthümern wurden noch folgende praktische, höchst zerrüttende Irrlehren in Umlauf gesetzt: 12) Das Gebet ist bloß Tugendmittel. 13) Bittgebet, als erhörbar sein sollend, ist Unsinn. 14) Lebensgenuß ist Zweck unseres Daseins. 15) Abtödtung und Kasteiung ist Mönchsmoral und Unsinn. — Diese 15 Lehren drücken den Geist der „denkenden“ Welt aus, der sich seit 30 Jahren in Deutschland aus dem Norden nach dem Süden bewegt.“

So weit Sailer. Wir sehen, es ist derselbe Geist, der sich auch heute wieder mit größerer Zuversicht und Rücksichtslosigkeit als je geltend macht, nur mit dem Unterschiede, daß heutzutage das zerstörende Gift schneller pulsirt und bis in die feinsten Capillar-Gefäße der Staatenkörper eindringt. Während zu Sailer's Zeit diese Ideen doch meistens nur von den Lehrstühlen der Universitäten und in besonderen Schriften verkündigt wurden, sorgt jetzt die Brochüren-Literatur und eine bis in die entferntesten Gegenden dringende Zeitungspresse dafür, daß die Theorien des Umsturzes die allgemeinste Verbreitung finden.

Sailer's großes Verdienst besteht nun zunächst darin, daß er von seinem Lehrstuhl herab diesen Geist der Zeit mit entschiedenem Erfolge bekämpfte und insbesondere dessen Verbreitung unter dem Clerus und in den Schulen einen mächtigen Damm entgegensetzte. Während manche seiner Zeitgenossen, wie z. B. Stephani, ihr Augenmerk auf die Schulen richteten, um durch diese ihre verführerischen Aufklärungstheorien in's Volk zu treiben; war es Sailer gerade, der durch gleiches Mittel einen edleren Zweck zu erreichen strebte. Er wußte die jungen Priester und durch sie die Lehrer in ebenso überzeugender als begeisternder Weise für ihren Beruf zu entflammen und ihnen die Gefahren und Abgründe zu zeigen, in welche jene schmeichlerischen Lehren führen müssen. Mächtig wirkte in dieser Hinsicht namentlich sein letzter Hirtenbrief vom 15. April 1832, aus welchem wir insbesondere folgende hieher gehörige Stelle hervorheben. „Was aber, sagt er, unsere höchste Sorgfalt in Anspruch nimmt, das ist die Schaar der Kleinen, auf deren zarten Häuptern der Segen oder Fluch künftiger Geschlechter ruhet, je nachdem sie zum Guten oder Bösen angeleitet werden. Hier möchten wir Euch, geliebte Brüder, das liebliche Wort des Herrn: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht rc." mit all' dem Nachdrucke, den es in seinem göttlichen Munde gehabt haben muß, in's Herz rufen können; aber auch mit demselben Nachdruck das furchtbar ernste Wort: „Wer Eines von diesen Kleinen ärgert, dem wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein am Halse in die Tiefe des Meeres versenkt würde." Ihre Engel sehen das Angesicht des Vaters im Himmel; werdet also Ihr ihre Schutzengel auf Erden, so wird das Angesicht des himmlischen Vaters wohlgefällig auf Euch ruhen. Nehmet Euch demnach mit allem Fleiße des christlichen Unterrichtes in den Schulen an; pflanzet hier in die zarten Herzen die Keime der Gottesfurcht, der Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern, der Demuth, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Sittsamkeit, Arbeitsliebe; pfleget vor Allem die heilige Pflanze der kindlichen Unschuld, und bewahret sie wie Euren Augapfel! Lehret die Kleinen, ihre zarten Herzen und Hände in kindlichem Flehen zum Vater im Himmel zu erheben; das Gebet von ihren reinen unentweihten Lippen dringt durch die Wolken und vermag, die drohenden Strafgerichte Gottes abzuwenden! Präget die Lehren unserer heiligen Religion tief in ihr Gedächtniß, aber auch tief in ihr Gemüth! Aller gute Same, den ihr auf diesem Acker ausstreutet, der trägt wahrhaftig hundertfältige Frucht; und diese Frucht wird Euch überleben, und für das, was ihr an den Kindern gethan, werden dereinst an Eurem Grabe Euch noch dankbare Segenswünsche gestammelt werden." —

Freilich meinte Sailer nicht einen Religionsunterricht im Geiste

Stephani's oder Basedow's, nicht eine Herleitung dieses Unterrichtes lediglich aus dem Verstande oder aus metaphysischen Spitzfindigkeiten, sondern eine Unterweisung, die sich auf die Kindesnatur und deren Glaubensbedürfniß stützt. Trefflich spricht er sich darüber in seiner Schrift über Erziehung aus. Die Stelle lautet:

„Wehe dem Erzieher, der seinen Zögling, um ihn Religion zu lehren, mit metaphysischen Beweisen quälen zu müssen glaubt, und das freundliche Angebot des Christenthums von der Hand weist. „Deinen metaphysischen Gott", o Lieber, versteht er nicht, weil deine ganze Metaphysik über ihm und über dir, in lauter Wolken schwebet, die er nicht anfassen, und nicht zu sich herniederziehen kann, und, wenn er auch könnte, am Ende doch vielleicht nichts als Wolken und in allen Wolken nichts als Wasser hätte. Deinen physischen Gott, den du ihm in der Natur nachweisest, kann er auch nicht anfassen, weil ihm die Natur selber fast noch ein Wort ohne Sinn ist, wie dein Gott. Deinen moralischen Gott würde er verstehen, wenn du ihn in einem Menschen darstellen könntest. Was du nun nicht kannst, das kann, das thut das Evangelium, thut es auf eine so freundliche Weise. Es lehret uns, unsern Gott in Christus anschauen: dies kann jedes kindliche Gemüth, in mir, in dir und in jedem Kinde, — wenn es nur kindlich ist und so lange es kindlich bleibt. Eben deswegen ist die Kindlichkeit des Gemüthes in aller sittlichen Bildung des Menschen das Höchste, und das Ungekannteste in unserem Alles kennenden Jahrhunderte. Und all' eure Verstandescultur, ihr Bauleute des Verstandes, die die Kindlichkeit des Gemüthes stört, ist mehr eine Verstandesverrückung als Anbauung. Und wie einst Christus sagte: Wehret es den Kindlein nicht, lasset die Kindlein zu mir kommen, so rufe ich den Pädagogen: Wehret es den Kleinen nicht, zu Christus zu kommen; bei ihm finden sie den Gott, den ihr ihnen geben könnet. In seinem Auge lesen sie lauter Licht, in seinem Worte hören sie lauter Liebe, in seiner Gebärde sehen sie lauter Ruhe, in seinem Leben genießen sie lauter Milde und Segen. Und Licht und Liebe, und Milde und Ruhe und Segen ist unser Gott — und gerade deswegen, weil sich mein Zeitalter in der Reihe der Abergläubigen und in der Reihe der Ungläubigen so schnell und entschieden von Christus wegwendet, gerade deswegen kommt mein Zeitalter so allgewaltig schnell von Gott hinweg. Und insofern die Gelehrten und die Geistlichen und die Führer der Völker den Gott, den sie in der Kindlichkeit des Gemüthes so leicht gefunden hätten, in den metaphysischen Arbeiten des Kopfes suchen; insofern sie den Gott, den sie in und durch Christus so leicht hätten finden können, in einem allgebärenden und allverschlingenden Etwas suchen, das sie so oder anders taufen oder wieder taufen: insofern helfen sie wissend oder

unwissend stets treulich mit, die sittliche Bildung des Menschengeschlechts zu erschweren, weil sie den Gott, in dem wir als Geschöpfe leben — und den wir als Menschen lieben und lebendig darstellen sollten, von unserm Gemüthe, und das Gemüth von der Kindlichkeit, dem einzigen Auffassungsorgane des Göttlichen, entfernen." —

Unter den Lehren und Ermahnungen, welche Sailer den jungen Theologen und den Priestern gab, stand der Eifer im Schulbesuche immer in erster Reihe, und er selbst ging in dieser Hinsicht stets mit dem rühmlichsten Eifer voran. „Die Sternenkrone, sagt er, dem Priester auf dem Lande, der den Hirtenknaben, aus dem er einen Funken des Talentes auffahren sah, von der Heerde weg nimmt, sein schmales Stück Brot mit ihm theilet, und in ihm sich einen Nachfolger, oder dem Staate eine Stütze bildet." —

Was aber Sailer's Kampf gegen den frivolen Zeitgeist und gegen dessen Eindringen in die Schulen so erfolgreich machte, war zunächst jene Liebe und Sanftmuth, womit er den Streit führte. Ueberall fühlte man es alsbald heraus, daß er nur den Irrthum, nicht aber den Irrenden verfolgte, und daß es ihm nur um die heilige Sache, nicht um Personen zu thun war. Er überzeugte und versöhnte zugleich. Darin liegt der Schwerpunkt aller Wirksamkeit Sailer's, daß er mit seiner Sanftmuth und Liebe, mit seiner ganzen herzgewinnenden Persönlichkeit für die Sache auftrat und ihr hierdurch, so wie durch die gemüthliche Auffassung und Darstellung den Sieg verschaffte. Er war durch und durch eine Johannes-Natur. Diese Natur pflanzte er Hunderten seiner Schüler, Tausenden seiner Freunde und Verehrer ein, und das Band, welches er hiermit zwischen Kirche und Schule, zwischen Geistlichen und Lehrern knüpfte, war ein Band der Liebe und Eintracht, ein Band, das eben deshalb um so fester hielt und Emancipations-Gelüsten nicht Wurzel fassen ließ. Nur auf diese Weise, nur in diesem Geiste war es in der damaligen, bewegten Zeit auch möglich, die äußerliche Verbindung beider Erziehungsfaktoren in einer Innerlichkeit zu erhalten, welche segensreich wirkte und Garantie für die Zukunft bot.

Sailer hat durch sein ganzes Leben und Wirken Geistliche und Lehrer darauf hingewiesen, daß in Angelegenheiten der Erziehung und des Unterrichtes die Persönlichkeit des Lehrers eine Hauptbedingung alles Gedeihens ist. Hören wir darüber noch einmal seinen Schüler Schiffmann. Er sagt: Was auf den Schüler so entschieden wirkte und dessen Gemüths- und Geistesrichtung vor Allem bestimmte, waren nicht so fast Sailer's Schriften, ja ich darf sagen, nicht so fast seine Vorlesungen, vielmehr war es sein Privatumgang, seine ungemein interessante Persönlichkeit, der Reichthum in der Literatur, der Schatz der Erfahrung, seine

väterliche, wohlwollende Gesinnung, seine nichts Böses argwöhnende Herzensgüte, die Kunst, unendlich mehr zu verstehen zu geben, als zu sagen, und jeden Schüler auf allen Stufen der Bildung, in allen Lebensverhältnissen, bei den verschiedensten wissenschaftlichen Ansichten, politischen und religiösen Gesinnungen zu nehmen, wie er war, ohne sich ihm feindlich gegenüber zu stellen; aber dann allmählig ihm das Herz abzugewinnen und ihn unvermerkt von Vorurtheilen, Verkehrtheiten, Sünden und bösen Angewöhnungen los zu machen und ihm eine durch das Christenthum geheiligte Wissenschaft beizubringen. Mehr noch als Alles dieses predigte, bildete, erzog Sailer's unerschütterlicher Glaube, seine erleuchtete, Alles durchdringende Herzens-Andacht und Gottesfurcht. Innigkeit, stete Heiterkeit, Salbung, kindliche Gemüthsruhe verbreiteten sich über sein geistreiches Angesicht, sprachen aus seinen durchdringenden, seelenvollen Augen, offenbarten sich in all' seinem Reden und Thun.

Sailer suchte die Wirksamkeit der Schule besonders in der Erziehung. Der Unterricht stand dem selbst so vielseitig gebildeten Manne hoch, ungleich höher aber schätzte er die Erziehung. Gerade zu seiner Zeit begann die Herrschaft der Theorien und des Methodengeschwätzes, worüber man so häufig vergaß, sich selbst mit dem eigenen Beispiele einzusetzen. — Sailer's ferneres Verdienst um die Schulen besteht deshalb darin, daß er die Lehrer auf das Eine hinwies, was Noth thut und sie fort und fort eindringlich daran erinnerte, daß sie die wahre Verdienstkrone nur in der Erfüllung ihres Berufes als „Erzieher" suchen dürfen. Wie er selbst als Professor über Pädagogik las, so hat er uns auch eine Schrift „Ueber Erziehung für Erzieher" hinterlassen, welche in mehreren Auflagen (München, Lentner) erschienen ist. Wir mögen diese vortreffliche Schrift Sailer's durchblättern wie wir wollen, wir finden nirgends Anweisungen zum Lesenlehren oder für den Rechenunterricht ꝛc., wohl aber auf jeder Seite warme, tiefe Gedanken, die uns anleiten, an der Auferbauung des inneren Menschen zu arbeiten und zugleich uns Lehrern zurufen: Werdet selbst besser, und die Jugend wird auch besser werden! „Dir, ja dir, du bessere Nachwelt, ruft deshalb Sailer aus, sei diese Schrift geweiht. Denn wie du die schönste Frucht der guten Erziehung, so bist du auch die sicherste Probe der wahren Lehre: Sei selbst Mensch, um Menschen zu erziehen, und die partheiloseste Recension aller Erziehungsschriften, also auch der meinen." — Darum versteht es sich auch ganz von selbst, daß Sailer auf den Einfluß einer edeln Mutter, auf ein trautes, durch religiöse Weihe gehobenes Familienleben das größte Gewicht legt, und daß er Kindern kaum etwas Besseres zurufen mag, als: Seid fromm wie eure Mutter und begrabet sie spät neben euren Vater! —

Nicht wie Stephani schmeichelte Sailer den Lehrern. Nicht nährte er ihre Eitelkeit, indem er sie vor der Welt Menschenveredler nannte und die Glorie ihres Berufes in hochtrabenden Worten pries; dafür aber zeigte er ihnen, wie sie wirklich zum zeitlichen Wohle und ewigen Heile der Menschen wirken könnten und wies nachdrücklich darauf hin, daß nicht die Hoffarth des Lebens, sondern allein die christliche Demuth, welche zur Vollkommenheit führt, auch zum Erzieher geschickt mache. Die äußerliche Virtuosität im Unterrichte, das glatte, behende Wortmachen, galten Sailer nichts ohne die Liebe und ohne religiöse Weihe. Und damit traf er die wunden Flecke der Zeit. Hören wir daher, was er in dieser Hinsicht selbst an einen Pädagogen von Ruf schrieb. „Es ging mit der Erziehung, sagt er, wie mit Allem. Was nur als Uebung gedeihen kann, lösete sich allmählig in ein thatloses Wortmachen auf, — es sprach Jedermann von Erziehung, und fast Niemand erzog mehr. Und wo Etwas gethan ward, kamen fast überall entweder bloße Schaustücke zum Vorschein, oder man trennte, wo man einigen sollte."

„Es lassen sich mancherlei Erziehungsformen denken; wenige gedeihen. Die erste bildet nur den äußeren Menschen: aus dieser Schule gehen schöne Stellungen, feine Wendungen, reine Aussprache, gelenkige Tanzfüße hervor. Die zweite bildet vorzüglich den inneren Menschen des Kopfes: aus dieser Schule gehen buntschwätzige Räsonneurs und unruhige Allwisser hervor, die selber nie zur Ruhe kommen und Andere beunruhigen. Die dritte bildet vorzüglich den inneren Menschen des Willens; aus dieser Schule gehen gute, fromme Menschen hervor mit beschränkten Kenntnissen. — Die vierte bildet den ganzen inneren Menschen — und den äußeren mit; aus dieser Schule gehen gute Herzen, helle Köpfe und nothdürftig gewandte Körper hervor. Die fünfte bildet den ganzen inneren Menschen nach dem Geiste des Christenthums, und aus dem inneren den äußeren; aus dieser Schule gehen die besten, weisesten und brauchbarsten Menschen hervor. — Wo findest du aber diese Bildungsweise?" —

Schlagender und bestimmter kann man kaum die verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der Pädagogik bezeichnen, und kaum schärfer auf das Eine hinweisen, was Noth thut. Aber mit seltener Klarheit hatte Sailer auch die Gebrechen der Zeit erkannt, und daß er sie offen darlegte, beweisen wieder folgende Worte an denselben Erzieher:

„Verwundere Dich nicht über das steigende Verderben der Jugend; ich muß mich immer nur wundern, daß es nicht noch höher gestiegen ist, besonders in unseren Bildungsanstalten. Denn siehe, die Sorglosigkeit der Eltern für ihre eigenen Söhne und für

Fremde, die bei ihnen Kost und Wohnung haben; der allgewaltig verheerende Luxus; die allgemein siegende Wollust; die Beispiele der Zügellosigkeit, die von oben herab und von unten herauf, und in Mitte der Jugend aus der Jugend auf die Jugend zuströmen; die Isolirung und das Verachtetsein, die Eifersucht und Zwietracht der Lehrer; die Verfallenheit der öffentlichen Religion; der Grad des schon eingeschlichenen und krebsartig um sich fressenden Verderbens in Schulen; die Lahmheit der Polizei, die Geistlosigkeit der Meisten, die noch den Geist über die Materie heben sollten; die Krisis aller Verfassungen; der Ton und Geist der allgemeinen Lectüre . . . . und unzähliges Andere zerstören das Gute fast ehe es die wenigen Besseren im jungen Erdreiche gepflanzt haben. — Verwunderst Du Dich noch?" —

Es ist, als wenn Sailer zugleich die heutige Zeit hätte characterisiren wollen; freilich aber mag auch kaum verkannt werden, daß seine Zeit mit der unseren nach vielen Seiten hin die größte Aehnlichkeit hat. Noch mehr leuchtet dies ein, wenn wir hören, was er weiter an denselben schreibt. „Aergere Dich nicht, sagt er, an meinem Aufklärungshasse, — er ist so vernünftig, als die Vernunft selber. Drei sogenannte Aufklärungen haßt meine Seele, und die vierte verabscheut sie. — Die negative, die nur zerstört und verneint, — die schaffende, aber nur Geld, diese ökonomisch-kameralistische Plusmacherin, — die freimachende, aber nur das Brutum (Thierische) im Menschen . . . Diese drei Aufklärungen haßt meine Seele, aber wenn diese drei nur Mittel sind zur Selbstvergötterung: so entsteht eine vierte, die ich verabscheuen muß — die Selbstvergötternde . . . . dieser Satan mit der Aufklärungslarve." —

Indem Sailer den Zeitgeist richtig würdigte, erkannte er auch zugleich die Heilmittel gegen dessen verderbliche Wirksamkeit, und unter diesen Heilmitteln stand ihm eine religiöse Erziehung oben an. Kein Pädagog der neueren Zeit hat nachdrücklicher hierauf hingewiesen, keiner endlich mehr hervorgehoben, daß vor allem der Erzieher sein eigenes Beispiel als wesentliche Bedingung des Erfolges anzusehen habe. „Das Gute als Beispiel vorleuchtend, sei nicht nur das Alpha aller moralischen Erziehung, sondern sei die Seele der Erziehung. Wie die Seele keinen Augenblick den lebendigen Leib verlassen kann, ohne ihn dem Tode zu überliefern: so kann das Gute, als Beispiel, keinen Augenblick den Erzieher verlassen, ohne den Leib der moralischen Bildung in seinem jungen Freunde zu desorganisiren." — Hervorgehoben zu werden verdient auch die Consequenz, womit Sailer in seiner Erziehlehre nicht die Schule auf sich selbst stellt und von ihren Lebensbedingungen ablöst, sondern vielmehr die Familie, den Staat und die Religion (Kirche) für die großen Bildungsfactoren unseres Geschlechtes er-

klärt, woraus alle übrigen Bestrebungen hervorquellen und worauf sie wieder zurückgehen sollen. Und wie sehr Sailer hieneben auf der Höhe der Zeit stand, wie er jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes zu würdigen wußte*), davon geben seine trefflichen Winke über die körperliche Erziehung so wie über die sokratische und heuristische Methode die deutlichsten Beweise. Ja man möchte versucht sein, zu behaupten, daß er diese Methode überschätzt habe, wenn man nicht daneben erwägte, daß er sie mit seinem ganzen reichen Gemüthe belebte und bei ihrer Empfehlung zugleich auch an reifere Schüler dachte. Die Stelle aus Sailer's „Vernunftlehre", womit er jene Methode empfiehlt, ist so bezeichnend und lehrreich, characterisirt so treffend die belebende Wechselbeziehung zwischen Lehrern und Schülern, daß wir sie unsern Lesern vollständig mitzutheilen verpflichtet sind. Er sagt: „Unterrichte den Schüler nie ohne den Schüler; er unterrichte sich selbst unter deiner Leitung, nach deinen Vorschriften u. s. w. Mit anderen Worten: die beste Lehrart darf nur Hebammendienste thun bei der Geburt heller Kenntnisse. Bei allem Kunstunterrichte ist es Zweck, den Zögling zu bilden, d. i. zum Meister tüchtig zu machen, daß er ohne den Meister ein Meisterstück schaffen kann. Also darf auch der Lehrer den Zweck nicht außer Acht lassen, den Zuhörer zum Gebrauche seiner Verstandeskräfte ohne Beihülfe des Lehrers tüchtig zu machen. Dieser schöne Zweck ist nur alsdann erreichbar, wenn der Zuhörer die Wahrheiten nicht so fast aus dem Munde des Lehrers, als vielmehr aus sich selbst herausnehmen lernt. Nur auf diesem Wege der Bildung lernt der Zögling mit Lust arbeiten. Es wird ihm die Schule — Unterhaltung; weil sie das Interesse für sein eigenes Werk, die Theilnehmung an den Proben eigener Fähigkeit mit einmischt. Und wenn es der Lehrer einmal so weit gebracht hat, so ist Vieles gewonnen. Hörlust erwecken, Hörlust erhalten, Hörlust benutzen — sieh da den ganzen Beruf des Lehrers. Nur auf diesem Wege wird in den Zöglingen das nöthige Vertrauen auf eigene Kräfte rege. So schädlich der Eigendünkel aus dem überspannenden Vertrauen auf eigene Kräfte immer sein mag, so ist doch etwas Gefühl eigener Kraft nothwendig, um sich von den Fesseln der Trägheit los zu machen. Nur auf diesem Wege wird in dem Zöglinge der Geist des Nachdenkens geweckt. Dem Orakel des Lehrers ohne Prüfung Beifall geben müssen, heißt ein geborner Sclave des fremden Dünkels sein. Den Ausspruch des Lehrers zwar prüfen dürfen, aber nur nach den Vorstellungen des Lehrers, nicht nach eigener Einsicht, heißt ein zweifacher Sclave sein, im

*) Er kannte z. B. Pestalozzi und schätzte ihn, ohne ihn zu überschätzen.

Beifallgeben und im Untersuchen. Wehe dem Lehrer, der die demüthigste Widerrede des Schülers für das Signal zum Aufruhr wider die Person des Lehrers ansieht und dem unschuldigsten Zweifel mit spottendem Lehrerernste begegnet. Unterdrückt sind sie, die ersten Keime des Denkens. Wer diese Lehrart, die nur Hülfe dem sich selbst lehrenden Schüler ist, aus Erfahrung kennt, weiß wohl, daß sie so natürlich und abwechselnd ist, wie die Liebe, die auf allerlei Wegen zu einem Ziele kommt. Bald legt sie dem Lernbegierigen zwei widersprechende Sätze, und die Gründe für jeden vor, so daß ihm nur die Wahl übrig bleibt, ja oder nein zu sagen; bald nimmt sie sein Ja als einen Grundsatz an, und läßt ihn eine Folge herausziehen, oder faßt die Folgerung auf und läßt ihn den Grundsatz aufsuchen. Jetzt gibt sie ihm zwei Begriffe und läßt ihn den Mittelbegriff finden; oder ein Glied des Beweises, und läßt ihn das versteckte an das Licht bringen. Ein anderes Mal zergliedert sie ein Ganzes und läßt ihn aus den zertrümmerten Gebeinen das Knochensystem bauen. Sie leugnet ihm hie und da auch die gewissesten Sätze, um ihm die Zuflucht zu dem gesunden Verstande und zu dem Instinct der Gewißheit nothwendig zu machen. — Sie läßt ihn nicht selten Thorheiten in ein Paragraphen-Gewebe bringen, um ihm ein dauerhaftes Mißtrauen auf die spinnende Vernunft einzuflößen. Wer diese Lehrart aus Erfahrung kennt, wird begreifen, daß die beste Lehrart nicht nur entwickelnd aus den Kenntnissen des Zöglings, sondern auch prüfend sein müsse, entwickelnd, damit der Zögling sich selbst übe, prüfend, damit der Zögling sich selbst kennen lerne und vor Allem sein Unvermögen, des Lehrers zu entbehren. Unterrichte deinen Zögling so, daß die groben Späne zuerst vom Holze gehauen werden, ehe du es versuchest, die feinen Züge in die Natur zu bringen. Unterrichten (erudire) heißt ja zuerst aus dem Rohen herausarbeiten. Unsere Gelehrten suchen allerdings die sokratische Weisheit zu empfehlen, die bei der Geburt der Begriffe Handreichung thut, aber sie scheinen ungeachtet der scharfen Warnung zu vergessen, daß Sokrates nicht umsonst einen Bildhauer und eine Wehmutter zu Eltern gehabt. In so ferne die Trägheit und der Stolz Unwissenheit und Irrthum und Vorurtheil hervorbringen, ahmt Sokrates seinem Vater nach, der, indem er wegnimmt und weghaut, was am Holze nicht sein soll, eben dadurch die Form des Bildes fördert. Daher hatten die großen Männer seiner Zeit zureichende Gründe, über ihn zu schreien, daß er alle Eichen ihrer Wälder fälle, alle ihre Klötze verderbe, und aus ihrem Holze nichts als Späne zu machen verstünde. Und gerade darin versündigen sich die meisten; sie wollen Weise bilden, ehe sie die Unweisheit aus dem Herzen gebannt haben. Gerade darin liegen die großen Fehler des akademischen Unterrichtes,

daß er den feinen Meißel braucht, ehe die gröbere Axt oder das Schneidmesser gebraucht worden. Gerade darin liegt die Wurzel aller Irrthümer, die durch Unterricht in die Welt kommen. Man will nicht nur selbst sehen, ehe man ein gesundes, helles Auge bekommen hat, sondern man will auch Licht in ein Organ gießen, ehe man es von Koth gereinigt hat. Lieber, reinige zuerst das Gefäß, dann laß das Licht einfallen!" —

Sailer's Erziehungslehre ist, wie schon bemerkt, kein Methodenbuch für den Unterricht, und zunächst nur als ein Handbuch der Pädagogik zu betrachten, welches aus Vorlesungen entstand, die er als akademischer Lehrer hielt. Die Forderung, seine Schrift populärer zu fassen, und namentlich auch für das praktische Bedürfniß der Elementarlehrer einzurichten, hat er abgelehnt. Doch widmet er auch den Volksschulen oder, wie man damals sagte, den deutschen Schulen, einen Abschnitt seines Buches. Er will zunächst, daß jede größere Dorfgemeinde ihre Schule, jede Schule ihr eigenes Haus, jedes Haus den eigenen Lehrer, jeder Lehrer Frömmigkeit und Tugend, Lehrfähigkeit und Lehreifer, aber auch hinreichendes Einkommen besitze. Er sagt in Bezug auf die letztere Forderung, daß man nicht darüber spotten möge, wenn der Landschullehrer noch allerlei Nebenämter betreibe, sondern daß ihm zu helfen sei, damit er dies nicht nöthig habe. Als Hauptsumme aller Schullehrer-Tugend nennt Sailer: Liebe und frohe Laune. Wenn ich's sonst nicht wüßte, sagt er, wie Seele auf Seele so schnell, so stark wirkt, wie unsere Mißstimmung Andere verstimmt, so würde ich das in meiner Schule lernen. Wenn ich so recht froh in dieselbe komme, so sind meine Kinder Engel und Alles geht herrlich. Er sagt dies mit Johannes Büel, einem trefflichen schweizerischen Schulmanne, welcher damals durch eine Schrift: „Bemerkungen für Landschullehrer", (Nürnberg 1802) sich auch in weiteren Kreisen Verdienst erwarb. Er entwirft aus seinem und Büel's Herzen das Bild eines guten Landschullehrers, welchem er Freiheit vom Schulmeisterstolze und Eigennutze so wie von jener Schikanerie wünscht, die zwischen Pfarrer und Gemeinde Zwietracht säet, um im Trüben angeln oder um herrschen zu können. Er will den Lehrer frei von der Neuerungssucht wissen, welche alle Sitten der Vorzeit meistert, frei von jener Thorheit, welche meint, Sittlichkeit ohne Pietät gründen zu können, oder die Kinder mit Kenntnissen überschütten möchte, welche sie in ihrem Berufe niemals anwenden können. Der brave Schullehrer, sagt er ferner, soll unangesteckt sein von der großen Manie kleiner Seelen, daß man durch bloße Schulen die ganze Kirchenanstalt entbehrlich machen könne. Eher, sagt schon Plutarch, könntet ihr eine Festung in der Luft bauen, als eine Nation ohne Religion und öffentlichen Cultus bilden. — Der Lehrer soll ferner frei sein von Wohllebenssucht, Zorn-

müthigkeit und roher, ungeschliffener Sitte, von trägem, schläfrigen Wesen und mürrischer Laune.

„Frei von allen solchen Fehlern, fährt Sailer fort, hat der Schulmann Liebe und Geduld, Muth und Verstand genug, das kommende Geschlecht heranzuziehen; kann Allen Alles, den Kindern Kind werden, um sie zu Männern zu bilden; weiß strafender Ernst zu sein, wo er Lüge, Diebstahl, Bosheit entdecket, und erheiternde Liebe, wo der Fleiß keines andern Spornes und die Ordnung keines strafferen Zügels bedarf; weiß durch Vorerzählen und Fragen richtige Begriffe in dem Kinde zu entwickeln, regiert die Besseren durch Blicke, die Schlechteren durch Verweise, die Schlimmsten durch Strafe; duldet keine Unreinlichkeit an den Kindern und schonet die Schamhaftigkeit des Alters; wecket den Wetteifer und unterdrücket die lobhaschende Eitelkeit; unterscheidet die schuldlosen Ausbrüche der Lebhaftigkeit von den sittlichen Fehlern, diese von den Spuren des Falschen, Tückischen, und bestimmt darnach den Widerstand gegen Lebhaftigkeit, Fehler, Falschheit des Gemüthes; sieht seine Dorfschule als einen kleinen Staat an, in dem partheilose Gerechtigkeit den Schwachen nicht muthlos und den Stärkeren nicht übermüthig werden läßt; bessert das Herz, um den Verstand aufzuhellen, und stärket vor allen Gefühlen das Religionsgefühl, um dem reinen Herzen und dem hellen Kopfe Reinheit und Helle zu sichern; unterhält auch außer der Schule einen Verkehr zwischen dem Lehrer und den Zöglingen, wodurch Vertrauen und Liebe genährt werden; lehrt sie Giftpflanzen kennen, aber vor Allem die Giftpflanze der Eigenliebe in ihnen selber zerstören; lehrt sie Obstbäume pflanzen, aber zuerst selber edle Pflanzen in dem Acker der Gemeinde werden; stellt ihnen das Gute stets in dem Bilde seines Lebens dar, und läßt sie nach vollbrachtem Tagwerke gern ihrer muntern Jahre froh werden, und nie auf den Einfall gerathen, als wenn der Schulmeister — Zuchtmeister wäre."

Wohl ist das Bild, welches Sailer hier mit Büel entwirft, ein ideales; aber wir sehen doch daraus, wie hoch und erhaben ihm der Beruf eines Lehrers erschien, und daß er diesen Beruf wesentlich wieder in der Erziehung und zwar in der Erziehung durch's eigene Vorbild erkannte.

Wie hoch Sailer jeden braven Lehrer schätzte, wie innig er einen solchen lieben konnte, möge uns der Umstand beweisen, daß er sogar in seiner Erziehungslehre einem derselben ein bleibendes Denkmal setzte. Nachdem Sailer viel Treffendes und Durchdachtes über die geheimen Jugendsünden gesagt, und namentlich darauf hingewiesen hat, daß ein sorgsam liebevolles, Vertrauen erweckendes Herz mehr entdecke und heile, als ein (ärztliches) Kennerauge, fährt er fort:

„Joseph Hörmann, ein Lehrer in Dillingen, den die gelehrte Welt nicht kennt, ob er gleich als ein Stern aus besseren Welten in seine Zeit hernieder leuchtete, hat unzählige Knaben, Jünglinge vor dem allverschlingenden Abgrunde bewahret, viele daraus gerettet. Ein Engel unter Sterblichen, nahm er die Liebe Aller, die ihn kannten, mit in das Grab. Würden die Dankthränen der Geretteten oder Bewahrten in Vergißmeinnichtchen auf seinem Grabe blühen können; so würde die Grabstätte — lauter Vergißmeinnicht sein. Verschmähe, du Seliger, nicht, was Pfeffel bei Schlosser's Tod und ich bei dem Deinen empfand:

„Ein Blümchen nur (auf meinem Herzen dorrte das Blümchen) leg' ich auf Dein Grab,
„Mein Bruder! ach! mein Schmerz hat keine Worte,
„Und keine Zeit wischt meine Thränen ab."

Kann man eines pflichttreuen edlen Lehrers liebevoller gedenken?

In den ferneren Bemerkungen über die Elementarschulen verlangt Sailer als deren Lebensbedingung eine weise und thätige Schulaufsicht, welche die Lehrer bildet, anstellt, lohnt und spornt, welche für taugliche Schulbücher sorgt, die Schulfonds hütet und das Ganze des Schulwesens durch Lokal-Schulaufseher und Schulcommissäre leitet. Wenn die Schulaufsicht ihrem Zwecke entsprechen soll, so muß sie Männern anvertraut werden, die an Reinheit der Absicht, an Reichthum der Erfahrungen, an Unverdrossenheit in Arbeit bis zur Selbstaufopferung, an schneller An- und Uebersicht des Ganzen, obenanstehen und obenanstünden, wenn sie in der Rangordnung der Zeit auch unten stehen müßten.

Auf die Bücher, welche in den Volksschulen gebraucht werden sollen, richtet Sailer besondere Aufmerksamkeit, und er stellt in dieser Hinsicht so beherzigenswerthe Forderungen, daß wir sie nicht übergehen können, sondern vollständig mittheilen:

„Die Schulbüchlein sollen:

1) An Inhalt den Bedürfnissen des Volkes der Mehrzahl nach entsprechen, d. h. nur das und alles das enthalten, was das Volk wissen muß, um fromm, gerecht, verständig zu sein;

2) an Gedanke und Sprache klar, und so klar sein, daß sie von Kindern verstanden werden können;

3) in Hinsicht auf Inhalt, Gedanke, Ausdruck, den Unterricht nur an das anschließen, was die Natur schon zur Entwickelung der Kinder gethan hat;

4) der Zahl nach wenig;

5) mit geringem Aufwand von Geld kaufbar und

6) so eingerichtet sein, daß selten eine wichtige Veränderung oder Vertauschung mit Neuem nothwendig werden kann; wenn dann aber die Zeit das Bedürfniß einer Aenderung herbeigeführt hat, so soll

7) die Aenderung nie die Seite des **Neuen** mit gehässigen Ausdrücken herauskehren, und die vorige Welt nicht ohne Noth schulmeistern. Das Lächerlichste und Schädlichste in Hinsicht auf den Inhalt der Schulbüchlein wäre wohl, wenn sie an dem Wechsel der philosophischen Systeme theilnehmen, und auch die Kinder des Landvolkes bald in diese, bald in jene philosophische Wiege gelegt werden müßten. Mußten doch in manchen Gegenden die Katechismen, die bisher von Gott anfingen, auf einmal von der **Tugend** den Anfang nehmen!"

Sailer wünscht auch, daß mit den deutschen Schulen Sonntags- und Industrie-Schulen verbunden werden; doch soll in dieser Hinsicht nicht gerade mit Zwang verfahren und die Einrichtung mehr den Localschulinspectoren, den Pfarrern und Ortsbehörden überlassen bleiben. „Ich kenne auf dem Lande eine Feiertagsschule, sagt Sailer, die sich als Muster empfiehlt; denn der Pfarrer opfert sich auch in dieser Gestalt für sein Volk. Und nur unter dem Hirtenstabe weiser Liebe können solche Anstalten gedeihen." — Am Schlusse seiner Bemerkungen über Elementarschulen weist Sailer noch auf die Nothwendigkeit von Schullehrer-Seminaren hin, denn nur durch solche könne der Forderung genügt werden, daß die Erzieher erst selbst erzogen sein müßten. —

Wie sehr Sailer auf der Höhe seiner Zeit stand, und alles Gute in sich aufnahm und selbstdenkend verarbeitete, beweist die Aufmerksamkeit, welche er der **physischen Erziehung** und **Abhärtung** widmete. Der Abschnitt der Erziehungslehre über diesen Punkt enthält eine Fülle der vortrefflichsten Ansichten und gibt, ohne in's Extrem zu fallen, Eltern und Lehrern bis ins Einzelne gehende praktische Rathschläge. Wir heben nur jene schöne Stelle heraus, in welcher Sailer die physische Abhärtung der Jugend eben so nachdrücklich als überzeugend empfiehlt. „Das öffentliche Leben, sagt er, jaget den Mann bei Regen und Sturm, bei Kälte und Wärme aus dem Hause, nöthiget ihn in der Mitternachtsstunde zur Brechung des Schlafes, am Mittage zur Verschiebung des Mahles. Wenn er nun als Knabe für das Stubenleben im Schoße wetteifernder Bedienung ist erzogen worden, so wird er in dem Pflichtleben eine Hölle finden müssen: und wer geht gerne in eine Hölle? Ganz anders der junge Mann, der zur Tragung der Bürde des Lebens und zu den Entbehrungen der Tugend vorgeübt wurde. Die härtende Erziehung hat ihm anhaltendes Nachdenken angenehm, die Verschmähung des trägen, bequemen Lebens süß und die Nichtachtung der Beschwernisse leicht gemacht. Hausgebackenes Brot macht ihm der Hunger zu Zuckerbrote. Die Zufriedenheit des Vaters mit seinem Fleiße versüßet ihm die peinlichste Arbeit, und nachdem er seinen Kopf der Vernunft des Erziehers unterworfen

hat, so kann es ihm nicht sonderlich schwer sein, das Joch der eigenen zu tragen. Und das ist das höchste Verdienst der vernünftigen Abhärtung: sie passet den Körper in das Tugendjoch ein, ehe noch der Tugendsinn erwacht ist. — Sie muß aber selbst vernünftig sein, die Abhärtung, um so große Dinge thun zu können, und sie ist wirklich vernünftig, in so fern sie a) dem Klima, b) der Zartheit der Gefäße, c) dem Alter, d) der ganzen individuellen Beschaffenheit des Zöglings und wohl auch e) seiner künftigen Bestimmung angemessen ist. — Und wenn sie das ist, so hilft sie nicht nur einen gesunden, festen, ausdauernden, für die Lebensbeschwerden taugsamen Körper bilden, sondern sie vermindert auch die Leiden des Lebens, vermehrt die Tragkraft im Leidenden, anbahnet die einem menschlichen Organismus mögliche Meisterschaft über die Eindrücke der Natur, erleichtert der Tugend ihren Kampf und verringert die Bürde des Berufs." —

So lange es übrigens wahr bleibt, daß den Lehrerherzen die religiöse Erbauung Lebensathem ist, so lange wird auch Sailer's Leben und Wirken unvergeßlich und segensreich bleiben; denn er ist der Mann, an dem man sich wahrhaft und allseitig aufzurichten und zu erbauen vermag. Ein Lehrer, der in seinen Geist einzudringen strebt, ihn aufrichtig lieben lernt, wird niemals ein schlechter Lehrer sein. — Schließen wir daher diese Darstellung mit der Summe von Sailer's Lebensweisheit, wie er solche in einem Briefe an die fromme Prinzessin J o h a n n a von O e t t i n g e n am klarsten ausgesprochen hat:

„ . . . . . . Rechtthun, und dabei auf Gott allein trauen; zu jedem Tage in die Schule gehen, und aus Allem nur die Eine Wahrheit lernen, die uns nie w a i s e läßt; die Bürde des Tages muthig tragen, und ohne Noth kein Gewicht daran hängen, denn es hängt sich Manches selber daran; für Vieles links und rechts blind, taub und stumm sein, und doch den Sinn gerade und offen halten, um die grade Bahn durch die Welt zu finden; zuerst in sich selber aufräumen und dann außer sich zur Herstellung des reinen Bodens Hand anlegen; den Stein, der sich in den Weg legt, heben, und wenn er sich nicht heben läßt, sehen, wie man hinüber komme, ohne den Fuß anzustoßen; sich von Herzen mitfreuen, wo Freude Einkehr nimmt, und wenn es geweint sein muß, hinter den Thränen zum Himmel durchblicken; den Sturm draußen tosen lassen, bis er ausgetoset hat, — und ihn nicht hereinlassen: im Freien gern umherwallen, damit sich keine Verhärtung im Eingeweide des Leibes und Geistes ansetze; und dann ein Privatissimum halten mit sich und mit Gott; einfach mit dem Einfachen, klug mit dem Vielfachen, offen mit Guten und vorsichtig mit Füchsen umgehen; kein Körnchen Weihrauch für die Großen opfern, und die

Großen und Kleinen keines für sich opfern lassen; selbst keine Dornen säen, und den Stich nicht achten von denen, die Andere gesäet haben; Almosen geben den Christen, Juden und Heiden — und mit Paulus den Herrn Jesum lieb haben; . . . . . . dies Alles treu thun, und sich auf dies Alles nichts zu gute halten, und noch obendrein an die Brust anschlagen, — möchte wohl die beste Weisheit auf Erden sein; die beste im Himmel lehre Sie der Himmel selber!" —

Zugabe.

Brief Sailer's an die Kinder seiner einzigen Schwester Marianne Seitz. Geschrieben 1802, am achten Tage nach dem Tode der Schwester.

Die Euch gebar und Euch liebte bis in den Tod, — sie ist nicht mehr. — Sie schlief so sanft ein, wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf dem Arme der Mutter einschlummern. Sie trug Euch beständig in ihrem mütterlichen Herzen, und betete für Euch Tag und Nacht; nun ist sie von ihren Gebeten weggeholet und näher gerückt zu dem, welchem sie Euch, ehe ihr geboren waret, mit dem stillen, aber nie ruhenden Schrei der Liebe schon geweiht hatte.

Ich, und das Jüngste aus Euch, eilten bei der Nachricht von ihrem Kranksein, sie noch auf Erden zu finden — wir fanden sie noch — aber im Grabe — fanden eigentlich nur ihren Sterblichkeitsrock im Grabe; sie selber war schon davongeflogen — hatte schon Besitz genommen von der Wohnung, die ihr Jesus Christus in dem Hause seines Vaters bereitet hatte. Selig, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen!

Als ich an ihrem Grabe betete, und die rothgeweinten Augen der Verwandten und Nachbarn sah, mußte ich mitweinen; denn sie starb mir so recht von meinem Herzen weg; — sie starb aber nicht nur mir, sondern auch Euch und Eurem treuen Vater und vielen andern Menschen wie von der Seele weg. War doch das ganze Dorf, als ihr Staub eingesenkt wurde — Eine Thräne.

Der gerührte Pfarrer, der nicht leicht Standreden hält, machte eine Ausnahme, und gab ihr ein Zeugniß, in das die Engel im Himmel, und die Zähren der Gemeinde, in das die Wahrheit selber einstimmte.

— — Da wir nun ihr menschliches Antlitz nicht mehr sehen können, so bleibt uns nichts übrig, als mit festem Blicke auf das Bild zu sehen, das sie in mein und Eure Herzen gegraben hat.

Sehet in Euer Herz, wenn Ihr dies leset, und vergleichet es Zug für Zug mit dem, was ihr wisset...

— Sie konnte so in sich gesammelt sein, und erfassen und behalten alle Worte des Lebens, die sie hörte und las!

Gott — Christus, Tod — Ewigkeit waren ihre trautesten Gedanken. Gerne verweilte sie auf dem Leidensberge, am Fuße des Kreuzes Christi, und fühlte sich hinein in die Leiden seiner Mutter.

Euch, ihr Lieben! um sich haben, Euch von ihren frommen Eltern erzählen — war ihr schönster Himmel auf Erden! Wie oft führte sie Euch an das Sterbebett ihrer längst verblichenen Mutter! —

Immer hatte sie eine Ermahnung für Euch auf der Zunge, oder einen Wink für Euch im Auge, oder eine Freude für Euch im Herzen, oder eine Gabe für Euch in der Hand . . .

Am Tische konnte sie nichts essen, bis sie Euch das Beste gegeben — sie theilte den Bissen nicht mit Euch — die harte Mutter! denn sie gab ihn Euch ganz.

Ihre zwei Hände, was für eine unabsehbare Reihe von Arbeiten brachten sie in Einem Jahre zu Stande!

Im Hause, im Stalle, auf dem Felde, in der Kirche — war sie die unermüdliche Arbeiterin.

Wie glänzte das Kirchenpflaster, das ihre Hände fegten! wie fleißig spannen ihre Finger am Flachse für Euch, Ihr Lieben! bis in die späten Nachtstunden — — — spannen noch in ihrer letzten Lebenswoche — bis sie der Todesfinger berührte, und ihren Lebensfaden lösete, daß er brach. —

Wie viel Abbruch in Allem, was Aufwand fordert, konnte sie sich selber thun, um Spar-Pfennige zu sammeln, damit Ihr, wenn ihr Gebein schon vermodert sein würde, noch Mutter-Pfennige von ihr hättet! Einen solchen Mutter-Pfennig gab sie an ihrem Sterbetage der guten Juliane mit den Worten: „Gib ihn meiner Therese, zum ewigen Angedenken" — — denn die Liebe ist ewig; jenes sprach sie, dieses fühlte sie! Eurem guten Vater wußte sie sein Leben so zu versüßen, daß er, im 81. Jahre seines Alters, noch in ein paar Stunden nach einem benachbarten Städtchen und wieder nach Hause laufen kann — froh und munter und kein Leid kennt, als ohne „seine Marianne" zu sein.

Die Nachbarschaft war ihr ein Heiligthum. — Sie löschte keinen rauchenden Docht aus, zerbrach kein wundes Rohr, schrie nicht auf der Gasse, — und ging so stille durch das Leben, wie sie aus der Welt ging. Die Zunge konnte sie regieren, sagte ihr Gewissensfreund, wie kein Weib auf Erden.

Wenn sie den Nachbarn eine gute Nachbarin war: was mußte sie ihren zweien Brüdern sein?

Wie viele Scenen der Liebe treten mir aus meiner Jugendgeschichte unter Thränen in das Auge!

Als ich, noch ein Schulknabe in München, den Stein der lateinischen Sprachlehre wälzte, konnte sie (es war die siebente Woche, seitdem ich das väterliche Haus verlassen hatte) ihr Pfingstfest nicht feiern, ohne mich gesehen zu haben, ging allein zwölf Stunden weit, und brachte mir Vatergrüße, und Mutterbrot, und ihr Schwesterherz mit...

Im nächsten Herbste kam sie wieder, und führte mich nach Hause...

Und diese ihre Liebe war nicht nur goldtreu, sie war auch goldrein.

Einmal, als sie mich in Ingolstadt besuchte, und ich ihr ein Zwölf-Kreuzerstück (meinen ganzen Reichthum) aufdringen, und sie es nicht nehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte am Ende den Proceß verloren geben — sie nahm meine Gabe nicht an, und ging wieder leer nach Hause.

Wenn ich in der Folgezeit ihren Kindern kleine Gaben senden konnte, war sie wochenlang traurig darüber, weil sie (ohne Grund) fürchtete, ich möchte mir wehe thun, um ihren Lieblingen wohlzuthun.

Wenn mich die gelehrte, oder die politische, oder die militärische Welt, oder eine andere Welt einen Augenblick an das Evangelium hätte ungläubig machen können: ein Blick in das Herz meiner Schwester hätte mich wieder gläubig gemacht. Denn ich fand in ihr, was keine Politik, keine Gelehrsamkeit, keine Taktik, keine Weltform geben kann — den Geist, den die Welt nicht geben kann, ich fand in ihr jenen Durst nach dem Ewigen, den nur die Ewigkeit stillen kann — und wirklich stillet!

Als Schullehrerin — war sie Mutter — der fremden Kinder, strafte sie mit dem Worte der Liebe, und lehrte sie mit der Wunderkraft der Geduld... Einige Minuten, ehe sie am 17. März 1802 entschlief, bat sie noch für Schulkinder, die über die Schulzeit hätten zurückbleiben sollen: „Peiniget sie nicht so, lasset sie nach Hause gehen."

Jedem Wunsche, den sie, besonders in ihren kranken Tagen, bei irgend einem Anlasse äußerte, hängte sie das Schlußwort an: Wenn es Gottes heiliger Wille ist.

Meine Therese möchte ich noch gerne sehen — wenn es Gottes heiliger Wille ist... Meinen lieben Sohn in Glött und meine Annemarie in Steinheim möchte ich noch gerne sehen — wenn es Gottes heiliger Wille ist. Mit meinem Bruder in Landshut möchte ich gerne noch reden, wenn es Gottes heiliger Wille ist u. s. w.

Und das war kein Kompliment, das sie ihrer Andacht machte; so sprach das ganze Herz, so sprach das Gewissen selber aus ihr — — —

Liebe Kinder! dies Vergißmeinnicht pflanze ich hiermit auf die Asche Eurer Mutter! Wässert es mit Euren Thränen, erwärmet es mit Eurer Liebe, befruchtet es mit Eurem Gebete, — erziehet es mit Eurem Wohlverhalten... Werdet das Bild Eurer frommen Mutter, und drücket — spät — Eurem guten Vater das Auge zu!

Johann Heinrich Pestalozzi und J. Gottlieb Fichte.

Wenn ich Dein in Leipzig bei H. Gräff (1806) erschienenes, nach dem Urtheile der Zeitgenossen wohl getroffenes Bildniß betrachte, wenn ich die tiefen Furchen auf dem gutmüthigen Antlitze und die klaren Augen sehe, welche das unschöne Gesicht erhellen; dann tritt mir ein treues Lehrerleben, ein wahrhaft menschenfreundliches Gemüth mit all' den Sorgen und Kümmernissen entgegen, welche die Welt als trüben Lampendunst einer jeden reinen Flamme redlichen Strebens beizumischen pflegt. Wenn irgend Jemand sagen kann, daß Leben und Kämpfen einerlei ist, wenn irgend Einer das Wirken des Lehrers mit seinen Freuden und Schmerzen ausgekostet hat, ohne durch letztere treulos zu werden; so warst Du es, Vater Pestalozzi, und darum wirst Du immer bei allen Lehrern in treuem Andenken bleiben, und man wird Dich so lange noch ehren, als Gemeinnützigkeit und wahre Menschenliebe nicht leere Worte sind. — Am Ende Deines Lebens klagend, daß Du das Ziel verfehlt, ist doch Dein Name durch ganz Europa gedrungen, von Jugend auf ein Spielball der Menschen und äußeren Eindrücke, bist Du doch bis zum Grabe mit Jünglingseifer Deinem Ziele gefolgt, unbekannt mit der Pädagogik als Wissenschaft, arm an Hülfsquellen, verlassen und verachtet von Vielen, hast Du doch mit mächtiger Hand das Werk der Erziehung gefördert und Dir einen ehrenvollen Platz in deren Geschichte erworben. Alle Widersprüche Deines seltsamen Lebens und Denkens lösen sich auf in der heißen Liebe, womit Du an eine Veredlung des Menschengeschlechtes durch Erziehung und Unterricht glaubtest.

Und so möge uns denn das Bild seines armen und doch wieder so reichen Lebens entrollt werden und mögen wir es beschauen ohne Blindheit gegen seine Fehler, aber mit jener Liebe und Unpartheilichkeit, welche uns bleibende Frucht für die eigene Wirksamkeit sichert und allein des christlichen Lehrers würdig ist. Dann werden wir auch den Wunsch erfüllen, welchen er in seiner Neujahrsrede von 1808 aussprach. „Du, o Gott, rief er damals aus, Du wirst mächtig und gnädig sein, daß meine Gebeine in meinem Grabe

frohlocken, und mein Geschlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verwirrung getragen, meiner mit Dank und Nachsicht gedenke!" —

Es war am 12. Januar 1746, als dem unbemittelten Arzte Pestalozzi in Zürich von seiner Frau, einer gebornen Holtze, ein Sohn geschenkt wurde, welcher den Namen Johann Heinrich erhielt. Außer diesem Knaben hatten die Eltern noch einen älteren Sohn, welcher zeitig starb, und eine Tochter, die sich später an einen Kaufmann in Leipzig, Namens Groß, verheirathete. — Heinrich war von Jugend auf zart und schwächlich, entwickelte jedoch früh eine große Empfänglichkeit des Gemüthes, und was sein Gefühl ansprach, konnte ihn lebhaft erregen und zur Thätigkeit anspornen. In seinem Schwanengesange sagt er in dieser Beziehung von sich selbst: „Alles, was mein Herz ansprach, schwächte sehr oft den Eindruck dessen, was meinen Kopf aufhellen und zu bildender Thätigkeit beleben sollte. Meine Einbildungskraft war bald vorherrschend und meiner Bildung in Kenntnissen und Fertigkeiten in Allem, was mein Herz nicht sehr interessirte, in hohem Grade hinderlich; und früh begann der Mangel dessen, was kräftigend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meiner Vorsicht und Umsicht wirken sollte, auf mein äußeres Leben Einfluß zu gewinnen. Schon was ich als Kind vornahm, mißlang sehr oft. Ich stieß mit meinem Kopfe in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr an, als irgend ein Kind. Aber ich besaß bei meiner Unvorsichtigkeit einen leichten Sinn, der mir das Fehlschlagen von Dingen, die anderen Kindern schwer zu Herzen gegangen wären, wenig empfinden ließ. Was hinter mir war, wenn es mich selbst betraf, so sehr ich es auch vorher gewünscht oder gefürchtet hatte, war mir, wenn ich darüber ein paarmal geschlafen hatte, als ob es nicht geschehen wäre. Die Folgen dieser Eigenheit stärkten sich in ihrem Wachsthume, da sie viele Nahrung in der Art meiner Erziehung fanden, von Jahr zu Jahr mehr, und wirkten nachtheilig auf mein ganzes Leben fort."

Als Pestalozzi sechs Jahre alt war, starb der Vater und ließ die Familie in einer Lage zurück, welche die äußerste Einschränkung nothwendig machte. Die Mutter lebte nur für's Haus und die Kinder; fast aller gesellige Verkehr mußte abgebrochen werden, und während somit der junge Pestalozzi die Wohlthat der mütterlichen Liebe und Erziehung, das Heimathliche der Wohnstube in vollen Zügen genoß, fehlte ihm auf der andern Seite all' jene äußere Anregung, welche durch den Umgang mit Anderen und durch stärkeren Einfluß der Außenwelt gegeben wird. Er wuchs heran wie eine Stubenpflanze. Von besonderem Einflusse war hiebei ein Dienstmädchen Namens Babeli, welches wenige Monate vor des Vaters Tode vom Lande in's Haus gezogen war, dessen Trefflichkeit und treuen Sinn der Sterbende aber noch sattsam hatte beobachten und

prüfen können. Kurz vor seinem Hinscheiden ließ er sie vor's Bett rufen und sprach: „Bäbeli, um Gottes und aller Erbarmung willen, verlasse meine Frau nicht; — wenn ich todt bin, so ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände, sie ist ohne Deine Hülfe nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu halten." —

Pestalozzi erzählt selbst: „Gerührt, edel und in Unschuld und Einfalt bis zur Erhabenheit großherzig, gab sie meinem sterbenden Vater das Wort: „Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben; ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat." Ihr Wort beruhigte meinen sterbenden Vater, sein Auge erheiterte sich und mit diesem Troste im Herzen schied er. Sie hielt ihr Versprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr, ihre drei armen Waisen durchschleppen durch alle Noth und durch allen Drang der schwierigsten Verhältnisse, und zwar mit einer Ausdauer und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewundernswürdiger ist, als sie, von aller äußeren Bildung entblößt, eben erst aus einer armen Dorfhütte in die Stadt gezogen war. Aber sie war in derselben zu solcher Würde und Treue der Gesinnung erstarkt, durch hohen, einfachen und frommen Glauben. So schwer auch immer die gewissenhafte Erfüllung ihres Versprechens war, so kam ihr doch nie der Gedanke in die Seele, daß sie aufhören dürfe oder aufhören wolle, dieses Versprechen ferner zu halten. Sie förderte auf alle Weise die äußerste Sparsamkeit, die unserer Mutter Lage gebot, und wollten wir Kleinen nach Kinderart auf die Gasse oder in's Weite, so hielt uns Babeli mit den Worten zurück: „Warum wollt ihr doch unnützer Weise Kleidung und Schuhe verderben? Sehet, wie Eure Mutter, um Euch zu erziehen, so viel entbehrt, wie sie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer spart, den sie für Eure Erziehung braucht." — Bei aller Einschränkung aber, wo es Ehrenausgaben, Neujahrsgeschenke, Trinkgelder oder dergleichen galt, wurden solche fast über das Vermögen sehr ehrenfest bestritten. Ich und meine beiden Geschwister hatten immer sehr schöne Sonntagskleider, aber wir durften sie nur wenig tragen und mußten sie, sobald wir heim kamen, wieder ablegen, damit sie recht lange als Sonntagskleider getragen werden konnten. Erwartete die Mutter einen Besuch, so wurde die einzige Stube, die wir hatten, mit aller Kunst, die uns möglich war, in eine Besuchsstube umgewandelt." —

Daß dieses stille zurückgezogene Leben, daß die Liebe und Treue eines so naturwüchsigen Geschöpfes, wie Babeli war, einen bedeutenden Einfluß auf des Knaben Gemüth üben mußte und ihn namentlich die Menschen niedrigen Standes lieben lehrte, ihn überzeugte, daß die Tugend auch im ärmlichen Gewande und in den Hütten zu finden sei, ist unverkennbar.

Solche Eindrücke wurden noch durch den einzigen Ausflug, durch den einzigen Verkehr mit der Außenwelt bestärkt, welcher dem Knaben erlaubt war. Jährlich durfte er einmal hinaus zu einem Großvater mütterlicher Seits, dem Pfarrer von Höngg, welches Dorf an lieblichen Rebenhügeln ungefähr eine Stunde von Zürich entfernt lag. Hier verlebte Pestalozzi gar glückliche Tage. Der ehrwürdige Greis, welcher seine Gemeinde mit Vaterliebe im Herzen trug und von dieser wieder aufrichtig geliebt wurde, nahm den Enkel täglich mit in die Ortsschule, in die Kirche oder in einzelne Haushaltungen, welche er öfters zu besuchen pflegte. Das Bild eines gemeinnützigen, liebevollen Wirkens, eines praktischen Christenthums, prägte sich dem Knaben unauslöschlich ein, und wenn Pestalozzi später die Bildung zur Gottesfurcht wesentlich im lebendigen Beispiele der nächsten Umgebungen suchte, so mag ihm dabei das Wirken des Großvaters vor Augen gestanden haben. Er sah aber auch, wie die frischen, rothwangigen Kinder des Dorfes gar bald ihre Frische und den Unschuldssinn der Jugend in den Baumwollenfabriken der Städte verloren und als welke Pflanzen heimkehrten; er sah und hörte, wie die reichen Patrizier jener Städte das Volk bedrückten und die armen Kinder für ihre egoistischen Zwecke mißbrauchten, und solche Anschauungen, verstärkt durch die Klagen des Großvaters, waren es, welche ihn eben so sehr mit Liebe für das Volk, als mit Abscheu vor dessen reichen Unterdrückern erfüllten.

Kam er dann wieder in's Stillleben des elterlichen Hauses zurück, so sah er freilich die Welt nur durch's Fenster der Wohnstube. „Das wirkliche Menschenleben, sagt er selbst, war mir beinahe so fremd, als wenn ich nicht in der Welt lebte, in der ich wohnte. Ich glaubte alle Welt wenigstens so gutmüthig und zutraulich, als mich selbst. Daher war ich auch von meiner Jugend auf das Opfer eines Jeden, der sein Spiel mit mir treiben wollte. Es lag nicht in meiner Natur, von irgend Jemand etwas Böses zu glauben, bis ich es sah oder selber Schaden davon hatte; und so wie ich meinen Mitmenschen in allen Stücken mehr zutraute, als ich sollte, so traute ich auch mir selbst mehr Kräfte zu, als ich hatte, und hielt mich zu Vielem vollkommen fähig, wozu ich eigentlich ganz untüchtig war. So war ich auch in allen Knabenspielen der ungewandteste und unbehülflichste unter allen meinen Mitschülern, und wollte dabei doch immer auf eine gewisse Weise mehr sein, als die anderen. Das veranlaßte, daß einige gar oft ihr Gespötte mit mir trieben. Einer, der sich hierin gegen mich auszeichnete, hängte mir den Uebernamen: „Heiri (Heinrich) Wunderli von Thorliken" an. Die meisten aber liebten doch meine Gutmüthigkeit und meine Dienstgefälligkeit." —

An einer andern Stelle sagt Pestalozzi: „Ich war von Jugend

auf der Narr aller Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen träumerischen Ideen allgemeine Nahrung, und ließ mich zugleich in Allem, was die Menschen Gewöhnliches genießen, können und thun, genußleer, ungeübt. Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gerne gingen; ich ging, wohin sie nicht gingen und that, was sie wollten. Aber ich schickte mich doch nicht zu ihnen und hatte, ob ich schon gut lernte, dennoch im Gewöhnlichen und Täglichen, was vorfiel, ganz und gar nicht die Gewandtheit, die die Fähigeren unter den Andern alle auszeichnete; auch lachten sie mich alle aus und gaben mir allgemein den Namen: Heiri Wunderlich von Thorliken. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen.“ —

In der Schule griff Pestalozzi Einzelnes mit Feuereifer an, sobald es seinen Neigungen entsprach und auf sein Herz Eindruck machte, Anderes hingegen, namentlich Alles, was mehr formeller Natur war, ließ ihn gleichgültig. So blieb er z. B. im Rechtschreiben und in der Kalligraphie zeitlebens ein Stümper. Wer auf solche Aeußerlichkeiten sah, mochte den Knaben leicht für einen Dummkopf halten, während er sich bei anderen Gelegenheiten durch schnelle Auffassungsgabe und eine gewandte Darstellung auszeichnete.

Rousseau'sche Ideen übten damals, und namentlich in der Schweiz, einen bedeutenden Einfluß auf die socialen Verhältnisse und den Unterricht aus. Unabhängigkeit, freie Entwickelung, Vaterlandsliebe, Aufopferung und Selbstverleugnung waren die Losungs- und Stichworte in den Gesellschaften und in öffentlichen Blättern. Dies ging auch auf die Schulen über. Man sprach mit höchster Begeisterung von den griechischen und römischen Helden, von deren Stoicismus und Abhärtung und hob überall die Gesinnung hervor, ohne den Geist an positivem Wissen zu üben. Man lehrte den Reichthum verachten, man sah das Streben nach Erwerb als eine Richtung an, die edlen Geistern nicht zieme, und verstieg sich in ein Idealleben, was die vorhandenen rechtlichen Grundlagen gering schätzte, ohne sich eines besseren Fundamentes klar bewußt zu sein. Früh machte auch Pestalozzi mit Rousseau's Emil Bekanntschaft und über den tiefen Eindruck auf seinen noch unreifen Geist erzählt er selbst Folgendes: „So wie das Buch erschien, war mein in hohem Grade unpraktischer Traumsinn von diesem in noch höherem Grade unpraktischen Traumbuche enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil ansprach und forderte. Die Hauserziehung so wie die öffentliche Erziehung aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen

Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das Streben nach einem größeren, segensreicheren Wirkungskreise für das Volk in mir." —

So wurde die Jugend mit einem unklaren Drange erfüllt, die Welt zu verbessern, und Pestalozzi blieb hievon um so weniger frei, als sein Aufenthalt zu Höngg ihm manche Anschauung geboten hatte, welche diesen Drang unterstützten. Wie er schon früher gegen die ungerechte Handlungsweise eines unwürdigen Unterlehrers kühn auftrat und zum Erstaunen aller Mitschüler siegte, wie er einst die Greuel einer öffentlichen Erziehungsanstalt dem Vorsteher in anonymen Briefen entlarvte; so verband er sich später mit einzelnen Freunden, wie Lavater, Füßli, Fischer u. A. zu einem Tugendbunde, welcher den Zweck haben sollte, die unterdrückte Armuth zu schützen und allen Ungerechtigkeiten rücksichtslos zu wehren. Wirklich griffen diese Jünglinge manchen Mißbrauch ungescheut an und wagten es sogar, hochstehende Männer der wirklichen Härte zu zeihen; aber wenn auch dieses Treiben die edelsten Beweggründe hatte, so machte es doch den Eltern der jugendlichen Kämpfer, so wie der Regierung und ihnen selbst vielen Verdruß. Pestalozzi urtheilt später über sein reformatorisches Streben selbst sehr ungünstig und erblickt darin nur eine unnatürliche Anmaßung; aber dennoch kann man diese edlen Regungen aufrichtiger Menschenliebe nicht ganz verwerfen, und muß vielmehr darin den Keim und Anfang seines ganzen späteren Lebens und Wirkens für's Gemeinwohl erblicken. „Schon lange, so bezeugt er später, ach, seit meinen Jünglingsjahren wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elendes zu verstopfen, in welches ich das Volk um mich her versunken sah. Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die besser gebildete Jugend zu freiem Forschen nach den Ursachen der Landesübel, wie und wo sie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelfen, allgemein emporgehoben wurde, forschte auch ich den Quellen des Uebels nach, die das Volk unseres Vaterlandes tief unter das, was es sein konnte, und sollte, herabsetzten. Wir fanden die Menschen in eine Kraftlosigkeit und Unbehülflichkeit versunken, die es ihnen unmöglich machte, in derselben das zu sein, was sie als Menschen von Gottes- und als Bürger von Rechtswegen darin hätten sein und werden sollen." —

Das Studium der Rechtswissenschaft schien Pestalozzi ein nothwendiges Hülfsmittel zu sein, um auf Verbesserung der Zustände des Volkes hinzuwirken, und er verließ daher die bereits eingeschlagene theologische Laufbahn um so lieber, als sein erstes Auftreten als Redner von dem Unfalle begleitet war, daß er einigemal in der Predigt stecken blieb und sogar das Vaterunser unrichtig betete.

Während des Verfolges dieser neuen Laufbahn stand Pestalozzi ein lieber, treuer Freund, Bluntschli, zur Seite. Ein durch und durch besonnener und klarer Kopf, fühlte er sich von Pestalozzi's Herzensgüte und Edelsinn angezogen, ohne dessen Einseitigkeit und praktische Schwäche zu verkennen. Leider wurde dieser treue Führer bald von einer tödtlichen Brustkrankheit ergriffen. Noch vor seinem Ende ließ er Pestalozzi rufen und sagte ihm: „Freund, ich sterbe, und Du, Dir selbst überlassen, darfst Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei Deiner Gutmüthigkeit und Deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, stille Laufbahn, und lasse Dich, ohne einen Mann an Deiner Seite zu haben, der Dir mit zuverlässiger Treue und besonnener Menschen- und Sachkenntniß beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen die Ruhe und das Glück Deines Lebens stören könnte." —

Diese Ermahnungen und der Tod des treuen Freundes erschütterten unsern Pestalozzi tief; allein der weitere Verlauf seines Lebens zeigt zwar, wie sehr der Freund Recht hatte, aber auch, wie wenig es der Gewarnte verstand, die gegebenen Winke recht zu benutzen und die eigene Kraft richtig zu schätzen.

Bald nach diesem Verluste wurde Pestalozzi in Folge angestrengter Studien selbst auf's Krankenlager geworfen, und die Aerzte riethen ihm, allen weiteren Anstrengungen vorläufig ganz zu entsagen und auf dem Lande Erholung und Gesundheit zu suchen.

Unter diesen Umständen hatte er Muße, seine Lage genauer zu erwägen und er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm das bisherige weltverbessernde Gebahren den Weg zu Staatsämtern erschwert, wenn nicht ganz abgeschnitten hatte. Und doch wollte Pestalozzi der Menschheit, insbesondere aber seinem armen und geliebten Landvolke helfen; wieder trat ihm auch das Bild des Großvaters und dessen stille, gesegnete Wirksamkeit vor Augen, und so warf er denn mit begeistertem Entschlusse seine juristischen und historischen Excerpte in's Feuer und rief: „Ich will Schulmeister werden!" — Mit diesem Vorsatze begab er sich zu einem Onkel mütterlicher Seite, zum Dr. Holtze in Richterswyl am See, wo er unter aufmerksamer Pflege bald völlig genas und sich in dem Plane bestärkte, inskünftige ganz dem Volke zu leben und sich deshalb dem Landbau und der Vereinfachung und tieferen Auffassung des Volksunterrichtes zu widmen. Da der Gutsbesitzer Tschiffeli zu Kirchberg bei Bern damals weit und breit als Landwirth berühmt war, so wandte sich Pestalozzi an diesen um Rath und Belehrung, und wurde in Kirchberg mit aufrichtigem Wohlwollen empfangen. Aber die Ausbeute entsprach den Erwartungen nicht. „Ich ging, sagt Pestalozzi, mit vielen einzelnen, großen und richtigen Ansichten über den Landbau

als ein eben so großer landwirthschaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen bürgerlichen Kenntnissen und Ansichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam." Also auch hier der alte Fehler: ideale Theorien und mangelhafte Praxis!

Einen Schatz sollte aber Pestalozzi in dieser Zeit finden, der ihm für sein ganzes mühevolles Leben unwandelbar treu blieb. Unter seinen Züricher Freunden war auch der Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Schultheß, und dieser Freund hatte eine edle und wohlgebildete Schwester, Namens Anna. Pestalozzi faßte bald eine innige Zuneigung zu diesem Mädchen; aber bei seiner Armuth hatte er wenig Hoffnung, die Tochter eines so angesehenen und begüterten Hauses gewinnen zu können. Da Tschiffeli damals durch Krapp-Anpflanzungen viel Aufsehen erregte und da man allgemein glaubte, daß dieses Unternehmen großen Gewinn abwerfen müsse, so beschloß Pestalozzi, ihm nachzuahmen und sich somit zu einer Wohlhabenheit zu erheben, welche ihm nicht bloß die Verbindung mit der Geliebten seines Herzens, sondern auch die Möglichkeit in Aussicht stellte, durch Lehre und Beispiel auf's Volkswohl einzuwirken. Sein Plan fand Beifall und die Unterstützung eines reichen Handelshauses in Zürich; aber leider war die darauf folgende Ausführung nur ein einziger großer Fehler. In einer öden, abgelegenen Gegend kaufte Pestalozzi an 100 Schweizermorgen Wildland für etwa 1000 Gulden und baute sofort in diese Wildniß ein kostspieliges, hübsches Landhaus in italienischem Style, welches er Neuhoff nannte. Während dieser Zeit wurde auch sein Verhältniß zu Anna Schultheß inniger, er erhielt ihre und der Eltern Einwilligung und feierte am 24. Januar 1769 in Zürich seine Vermählung. Pestalozzi war damals 24 Jahre alt, und für dieses Lebensalter, so wie für seine ganze Characteristik ist ein Brief von hohem Interesse, welchen er vor der Verheirathung an seine Geliebte schrieb, und worin er sich ihr mit einer Aufrichtigkeit und Treue schildert, wie wohl selten Jemand in ähnlichen Verhältnissen thun dürfte.

„Theuerste Schultheß, sagt er in diesem Briefe, diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lagen meines künftigen Lebens mir die wichtigsten scheinen, sind Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit und Mangel an Geistesgegenwart bei einstmals entstehenden, unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit sie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegen arbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung sich verringern werden. Jetzt sind sie noch in einem solchen Grade da, daß ich sie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es sind Fehler, meine Theure, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andere Fehler,

die sich aus meiner, dem Urtheile des Verstandes sich oft nicht unterwerfenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten lassen; ich schweife im Lobe und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen sehr oft aus; ich hänge manchen Gütern so stark an, daß die Macht, mit der ich mich an sie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft setzt, hinausgeht, ich bin bei dem Unglücke meines Vaterlandes und meiner Freunde selbst unglücklich. Richten Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Schwäche; es wird Tage geben, wo die Heiterkeit und Ruhe meiner Seele unter dieser Schwäche leiden wird. Wenn sie mich auch an der Ausübung meiner Pflicht nicht hindern soll, so werde ich doch kaum jemals groß genug sein, sie in solchem widrigen Zufall mit der Munterkeit und Ruhe des sich selbst immer gleichen Weisen zu erfüllen. Von meiner großen in der That sehr fehlerhaften Nachlässigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu sprechen, man sieht sie in meinem ersten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geständniß schuldig, meine Theure, daß ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland stets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mit denselben mich von der geraden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möchte, abhalten wollte. Mein Weib soll die Vertraute meines Herzens, die Theilhaberin meiner geheimsten Rathschläge sein. Eine große, redliche Einfalt soll in meinem Hause herrschen. Und noch Eins. Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde die Lehren Menalks und meine ersten Entschlüsse, mich ganz dem Vaterlande zu widmen, nicht vergessen, ich werde nie aus Menschenfurcht nicht reden, wenn ich sehe, daß der Vortheil meines Vaterlandes mich reden heißt; mein ganzes Herz gehört meinem Vaterlande, ich werde Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern. Welche Folgen können die Unternehmungen, die mich drängen, nach sich ziehen, wie wenig bin ich ihnen gewachsen, und wie groß ist meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit der größten Gefahren, die hieraus für mich entstehen können, zu zeigen!

Meine liebe, meine theure Freundin, ich habe jetzt offenherzig von meinem Character und meinen Bestrebungen geredet. Denken Sie Allem nach. Wenn die Züge, die zu sagen meine Pflicht war, Ihre Hochachtung gegen mich verringern, so werden Sie doch meine Aufrichtigkeit schätzen und es nicht unedel finden, daß ich den Mangel Ihrer Kenntniß meines Characters nicht zur Erreichung meiner innigsten Wünsche mißbrauchte. Entscheiden Sie nun, ob

Sie einem Manne mit diesen Fehlern und in solcher Lage Ihr Herz schenken und glücklich sein können!" —

Anna Schultheß hatte sich entschieden, ihr Schicksal mit Pestalozzi zu theilen, und bald sollte dieses Schicksal sich gar trübe gestalten. Nur kurze Zeit genossen die Ehegatten das Glück ihres Bundes ungestört. Pestalozzi's Unternehmen auf dem Neuhof scheiterte. Schon die Wahl des Oberaufsehers über die Anlagen fiel unglücklich aus, da dieser zwar eine in mancher Hinsicht brauchbare, aber in der Nachbarschaft ganz unbeliebte Persönlichkeit war. Und wie jedes neue Unternehmen dem Tadel der Müßigen und der Neider ausgesetzt ist, so auch das Pestalozzi's, um so mehr, da leider sein ganzes Wesen, sein unruhiges Treiben und sein Mangel an praktischer Erfahrung allen übeln Gerüchten größere Bedeutung gab. Das Handlungshaus in Zürich wurde besorgt, schickte sachkundige Männer zur Prüfung des Unternehmens, und das Urtheil derselben fiel so ungünstig aus, daß jenes Haus seine Kapitalien mit einigem Verluste zurückzog und Pestalozzi sich selbst überließ. Dieser kam dadurch in die äußerste Verlegenheit. Er sagt selbst: „Mein Nothzustand, den täglich wachsenden Ansprüchen meines unausgebauten Hauses und Gutes ein Genüge zu leisten, stieg in dem Grade, als ich mich in den Mitteln, ihm abzuhelfen, ungeschickt benahm. Meine Gattin litt unter diesen Umständen tief, aber weder in mir noch in ihr schwächte sich der Vorsatz, unsere Zeit, unsere Kräfte und den Ueberrest unseres Vermögens der Vereinfachung des Volksunterrichtes und seiner häuslichen Bildung zu widmen." —

Und in der That, Pestalozzi bewies festen Muth. Er beschloß, auch ohne fremde Hülfe sein Werk fortzusetzen, ja er ging noch weiter und verband mit seinen landwirthschaftlichen Unternehmungen eine Armenanstalt für verwaiste oder hülflose Kinder, welche er 1775 eröffnete. Sein Plan dieser Anstalt fand wieder Theilnahme und Beifall und wurde namentlich von Iselin in der Zeitschrift: Die Ephemeriden, allen Menschenfreunden dringend empfohlen. Bald hatten sich an 50 Zöglinge gefunden, welche Pestalozzi im Sommer mit Feldarbeiten, im Winter mit Spinnen und anderen industriellen Arbeiten beschäftigte, zugleich aber auch im Sprechen und Denken, so wie im Rechnen übte. Er ging dabei von dem Grundsatze aus, daß Almosen, wie man sie dem Armen oft genug hinwirft, um seiner los zu werden, nicht helfen können, und daß es vielmehr wesentlich darauf ankomme, durch Unterricht und Uebung dessen Kräfte zu entwickeln und ihn dadurch in den Stand zu setzen, sich selbst zu helfen. Gleichzeitig wollte Pestalozzi auch auf das Herz und Gemüth der Kinder einwirken und durch milde Behandlung deren Liebe gewinnen. „Ich hatte von Jugend auf, sagt er,

eine Art Verehrung für den häuslichen Einfluß auf die Bildung armer Kinder, und ebenso eine entschiedene Vorliebe für den Feldbau, als das umfassendste und reinste äußere Fundament dieser Bildung, ein ganz anderes, als es der Zustand des in unserer Mitte immer mehr anwachsenden Fabrikvolkes ist, das einem, aller Humanität ermangelnden, merkantilischen Aventüren-Dasein preisgegeben, in der zufälligen Noth selbst nicht mehr ein Besserungsmittel seines tiefen Verderbens finden kann. Von einer Liebe für mein Vaterland voll, die beinahe auch das Unmögliche für dasselbe hoffte, und es zur ursprünglichen Würde und Kraft zurückzuleiten sich sehnte, suchte ich mit der größten Thätigkeit die Mittel auf, durch die es nicht nur möglich, sondern gewiß sein sollte, dem Unterliegen vorzubeugen und den Ueberrest des alten Hausglückes, der alten Hauskraft und der alten häuslichen Beschränkung von Neuem zu beleben. Dieser Gedanke bewegte mein Herz tief und machte mich oft mit Wehmuth fühlen, welch' hohe, unermeßliche Menschenpflicht es sei, für den Armen und Elenden durch alle, in der Hand unseres Geschlechts liegende Mittel kirchlich, bürgerlich und individuell dahin zu wirken, daß das Bewußtsein seiner inneren Würde durch das Gefühl seiner allgemein in ihm belebten Kräfte und Anlagen sich dahin entfalte, daß er das Segenswort der Religion: der Mensch sei nach Gottes Bild erschaffen, und müsse als Kind Gottes leben und sterben, nicht bloß auswendig herplappern lerne, sondern seine Wahrheit mit der Kraft Gottes, die in ihm selbst liegt, auf eine Weise in sich selbst erfahre, die ihn nicht bloß über den pflügenden Stier, sondern auch über den Mann in Purpur und Seide, der seiner höheren Bestimmung unwürdig lebt, wesentlich und nothwendig emporhebt." —

Mit solchen Gesinnungen, mit solcher Liebe griff Pestalozzi sein Werk an, und führte es einige Jahre ziemlich glücklich durch. Aber auch dieses Unternehmen scheiterte wieder. Daß die Kinder roh und faul, daß sie einer kräftigeren Erziehung widerstrebten, daß thörichte Eltern seine pädagogischen Bemühungen tadelten oder vereitelten, das alles schadete der Sache weniger, als sein praktisches Ungeschick, womit er die Geschäfte zu früh in's Große trieb und sich in Unternehmungen einließ, zu welchen ihm alle Uebersicht und Erfahrung fehlte. Er dehnte die Spinnerei auch auf die Anfertigung feiner Baumwollentücher aus, wollte Messen beziehen und kannte bei allen diesen verfrüheten Wagnissen keinen Mittelweg zwischen unbedingtem Mißtrauen und gläubigster Hingabe. So stak er denn bald in Schulden, und auf seinem schönen Neuhof fehlte es nicht selten an Brot, Holz und anderen nothwendigen Bedürfnissen. Wenn auch seine Frau aus ihrem Vermögen mit edelster Geduld und Uneigennützigkeit half, so wurde doch auch

diese Hülfsquelle bald genug erschöpft, und die Noth stieg mehr und mehr, während alle Aussichten in die Zukunft trüber wurden. Im Jahre 1780 löste sich endlich die Anstalt ganz auf. — Die Welt urtheilt nach dem Erfolge, und so darf es nicht wundern, wenn Pestalozzi überall für einen phantastischen Träumer ausgeschrieen wurde, der nichts recht anzufangen wisse und sich und Andere um's Geld bringe. „Du Armseliger, rief man ihm oft zu, Du bist weniger, als der schlechteste Tagelöhner im Stande, Dir selbst zu helfen und willst Anderen helfen!" — Alle verließen ihn und wichen ihm aus, und wenn man sich etwa noch herabließ, ihm Rath zu ertheilen, so war es der, daß er alle seine Spekulationen, seine ganze Wirthschaft aufgeben und sich wieder rein wissenschaftlichen Beschäftigungen hingeben, daß er Bücher schreiben solle.

Aber wie konnte dies möglich sein! Seit länger als zehn Jahren hatte sich Pestalozzi den Studien entfremdet und so viel als Nichts gelesen; er konnte nicht einmal ohne Sprachfehler schreiben, und doch meinte man, er solle als Schriftsteller auftreten. Ein Zufall entschied auch hierin. Der Rath von Zürich hatte voll Neuerungssucht beschlossen, die alten Wächter an den Stadtthoren und dem Rathhause neu zu organisiren, und Pestalozzi, ein Freund der alten, biederen Einfachheit, schrieb darüber einen kleinen humoristischen Aufsatz, welchen der Bruder des Buchhändlers Füßli, ein talentvoller Maler, zufällig zu Gesichte bekam. Als dieser ihn einige Mal aufmerksam durchgelesen hatte, rief er aus: „Der Mensch kann sich helfen, wie er will; er werde nur Schriftsteller!" Der Buchhändler Füßli griff dieses Urtheil sogleich freudig auf, ließ Pestalozzi rufen und ermunterte ihn dringend, sein Heil als Schriftsteller zu versuchen. Mit welcher Gesinnung er zur Feder griff, welcher Gegenstand seinem Herzen nahe lag, mögen noch folgende Worte bezeugen: „Ich kannte das Volk, wie es um mich her Niemand kannte. Der Jubel seines Baumwollen-Verdienstes, sein steigender Reichthum, seine geweißten Häuser, seine prächtigen Ernten, selbst das Sokratisiren einiger seiner Lehrer und die Lesezirkel der Untervogtssöhne und Barbiere täuschten mich nicht." Und am anderen Orte ruft er: „Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elendes zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah; und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemand täuschte, das täuschte mich immer; was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr." —

Und daß Pestalozzi etwas gelernt und erfahren hatte, daß er wirklich das Volk kannte, darüber liegt uns der Beweis in seiner

ersten Hauptschrift „Lienhard und Gertrud" (1781)*) klar vor Augen. Schon ein Jahr vorher hatte er einen Theil seiner Wünsche und Erfahrungen, soweit sie das Volk, dessen Bildung und Erziehung angingen, in einer Reihe kurzer, aber inhaltschwerer Sätze niedergelegt, welche unter dem Titel: „Abendstunden eines Einsiedlers" zuerst in Iselin's Ephemeriden erschienen. Nachdem Pestalozzi Marmontel's moralische Erzählungen flüchtig durchgelesen, entfaltete sich in ihm das Bild der Gertrud und des tyrannischen Vogtes Hummel in immer größerer Klarheit, er blickte in das Elend eines moralisch tief gesunkenen Dorflebens hinein, und so entstand in wenigen Wochen jenes berühmte Buch, welches noch heute Jeden entzückt und mit fortreißt, der es liest. Um Papier zu sparen, schrieb er es zunächst auf alte Rechnungen und zwischen die Linien eines Contobuches. Lavater, dem er das Geschriebene zeigte, fand es ganz interessant, meinte aber doch, das Manuscript müsse in stylistischer Hinsicht von einem Manne, der schriftstellerische Uebung habe, verbessert und theilweise umgearbeitet werden. Pestalozzi läßt sich diesen Vorschlag gefallen, und ein Student macht sich an die Arbeit. Aber wie erstaunte unser angehende Schriftsteller, als er die ersten Bogen seiner Erzählung wieder zurück erhielt. Alle Naturwahrheit seiner Schilderungen war verschwunden, und die Bauern sprachen im Wirthshause wie Prediger und Professoren. Pestalozzi dankte für jede weitere Verbesserung und eilte mit dem Manuscripte zu seinem alten Freunde Iselin in Basel. Dieser urtheilte anders. Er fand das Buch wahrhaft originell und einzig in seiner Art. Sofort nahm Iselin auch die ganze Angelegenheit in seine Hand, schrieb an die Becker'sche Buchhandlung in Berlin und erhielt die Antwort, daß man zum Verlage bereit sei und den Druckbogen mit sechs Thalern honoriren wolle. — Wer war froher, wer dankbarer als Pestalozzi! Als der edle Freund leider schon 1782 starb, rief er ihm noch in's Grab nach: „O, mein Iselin, ohne Dich wäre ich vielleicht im Schlamm meines Elends verloren geblieben! Ohne Dich hätte mein Schicksal allgemein keinen weiteren Eindruck gemacht, als das Schicksal jedes anderen verlorenen Thoren. Zu der Zeit, in welcher alle, die mich liebten, nur

*) Das Buch ist so bekannt, daß ein Auszug Lehrern gegenüber nicht nöthig scheint. Nur so viel, daß es ein Volksbuch ist, in welchem eine durch Trägheit, wüstes Leben und den Einfluß eines habsüchtigen Vogtes ganz verdorbene Gemeinde geschildert wird. Daneben geht die Darstellung des Haushaltes und Familienlebens von dem Maurer Lienhard und seiner Frau Gertrud, welche letztere den schwachen, gutmüthigen Mann vom Verderben des Wirthshauslebens abzieht und den Patronatsherrn, Junker Arner, anregt, das Elend des Dorfes zu erkennen und geeignete Mittel zur Abhülfe zu treffen. Gertrud mit ihrer Sitteneinfalt und Tugend ist die Lichtseite, der Vogt Hummel die Schattenseite in dem anziehenden Gemälde.

seufzten, wenn man von mir redete, zu eben der Zeit lächelte mir Iselin Wonne und Freude. Die Menschen spielen mit denen, die sie lieben, Ball, und werfen sie von einer Hand in die andere. Kinder, die ich herzte und liebte, und Unmündige, mit denen ich mein Brot theilte, haben als Jünglinge und Mädchen meiner gespottet, von wegen des Elendes, das ich litt, weil ich sie liebte; und Väter und Mütter von diesen Knaben und Mädchen haben mich in meiner Stube ausgehöhnt für das, was ich ihren Kindern that. Nur Lüge und Unsinn, Unglück und Undank erntete ich lange Zeit von meinem Bestreben. Freilich wollte ich mit Männerschritten laufen, während ich kaum Kinderfüße zum gemächlichen Schreiten hatte; und es ist recht, daß jede Thorheit Unglück über den Menschen bringt; das ist der Weg, durch welchen die Vorsehung besonders aus Leuten, die auf den Schulen allzu lange träumten, wieder brauchbare Menschen macht. Aber in meiner Tiefe wäre ich erlegen, hätte mich nicht Iselin aufgerichtet. Man glaubte mich zu gar nichts fähig, am wenigsten zum Bücherschreiben, und hundert Unglückliche gehen verloren, weil sie Niemand zum Gefühle dessen, was sie noch sind, emporhebt. Iselin machte mich fühlen, daß ich doch Etwas gethan, auch in der Armenanstalt. Mit Schweiß und Staub bedeckt durfte ich mich an ihn anlehnen; er war mein Vater, mein Lehrer, meine Stütze, meine Erhebung. Trotz allem, was sich in meinem Herzen empörte, überwand ich mich, so zu schreiben, wie ich damals auch Perücken würde gestrehlt haben, wenn ich damit Hülfe und Trost für mein Weib und mein Kind hätte finden können."

Das Buch fand in seiner frischen Naturwüchsigkeit und Wahrheit außerordentlichen Beifall. Ueberall wurde es gelobt und Zeitschriften und Kalender lieferten Auszüge. Von der ökonomischen Gesellschaft in Bern erhielt Pestalozzi ein Denkschreiben, 50 Dukaten baar und eine große goldene Medaille, welche letztere er jedoch bald um den Geldwerth verkaufen mußte. Wenn man ihn jetzt auch wieder überall suchte, und in vornehme Gesellschaften zog, so hatte das Buch doch um so weniger nachhaltige Folgen für den Wohlstand seines Verfassers, als dieser es vorzog, aller Anerbietungen ungeachtet, in Neuhof auszuharren. Er schrieb nunmehr noch im Jahre 1782 Christoph und Else, auch ein Volksbuch, aber mehr raisonnirenden Inhalts, — 1783 und später eine Fortsetzung von Lienhard und Gertrud und eine Schrift über Gesetzgebung und Kindermord, 1797 Nachforschungen über den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechtes, 1798 Figuren zum A B C, eine Schrift politischen Inhaltes, welche späterhin (1805) unter dem Titel „Fabeln" neu aufgelegt wurde. Da Pestalozzi so wenig vom Buchhandel als von anderen ökonomischen Angelegenheiten verstand,

so hatte er auch von diesen Unternehmungen wenigen Nutzen, und seine äußere Lage wurde dadurch fast um nichts gebessert. So lebte er kümmerlich und ohne Frucht aller Plackereien an 20 Jahre auf dem Neuhof fort und nur eine Reise, die er 1792 auf den Wunsch seiner Schwester nach Deutschland unternahm, warf einige Lichtblicke in das trübe Leben des gebeugten Mannes. Er knüpfte auf dieser Reise Bekanntschaften mit Wieland, Göthe, Klopstock, Herder, Jakobi u. A. an und besuchte auch einige Schullehrer-Seminare, von welchen er jedoch nicht sonderlich befriediget wurde. Die harten Urtheile über seine Unternehmungen, die Herzlosigkeit der Menschen, sobald es höhere Zwecke galt, und der Druck seiner äußeren Lage verstimmten ihn mehr und mehr, und er war nahe daran, ein Menschenfeind zu werden. „Es wallte in meinem Busen, ruft er aus, Wuth über den Menschen, der es aussprechen konnte: Die Veredlung des Volkes ist nur ein Traum. Nein, sie ist kein Traum! Ich will ihre Kunst in die Hand der Mutter werfen, in die Hand der Unschuld, und der Bösewicht wird schweigen. Lange erwartete ich Theilnahme von meinen Zeitgenossen. Ich irrte mich in meinem Zeitalter und an meinen Umgebungen; ich irrte mich an mir selber, ich verdiente den Grad des Vertrauens nicht, den ich ansprach, fand aber auch denjenigen nicht, den ich wirklich verdiente. Unvermögend, zu erzielen, was ich suchte, erschöpfte ich mich nur selbst, stürzte mich in einen Zustand von Bedrängnissen, deren Leiden unbeschreiblich waren, und deren Folgen ein halbes Menschenalter dauerten." —

Aus diesem Zustande des Hangens und Bangens riß Pestalozzi endlich die französische Revolution, welche bald auch in die Verhältnisse der Schweiz eingriff. Das Land wurde eine einige, untheilbare Republik, an deren Spitze ein Directorium von fünf Männern stand. Unter diesen Directoren waren Männer, die Pestalozzi wohlwollten, seine warmherzigen Ideen und Hoffnungen für's Volk theilten, und ihm einträgliche Stellen anboten. Aber Pestalozzi traute seinen eigenen Fähigkeiten für's praktische Leben zu wenig, er wiederholte seinen früheren Ausspruch: ich will Schulmeister werden, und wäre wahrscheinlich auch zum Seminar-Director berufen worden, wenn nicht die heftigen Erschütterungen der Revolution immer allgemeiner geworden und ihn in einen anderen Wirkungskreis hineingedrängt hätten, welcher dem Traume seines ganzen bisherigen Lebens näher lag.

Die Urkantone, zunächst Unterwalden, wollten von der neuen, nach französischem Muster eingerichteten Regierung nichts wissen und zogen die alte, fünfhundertjährige Freiheit und Verfassung der neuen vor. Es erhob sich ein Aufstand, und sofort drangen französische Heere ein, um ihre Freiheit mit Gewalt aufzudrängen, und Stanz,

der Hauptort Unterwaldens, wurde 1798 im September ein Raub der Flammen, der ganze Kanton grauenhaft verwüstet. Tausende von Menschen verloren Hab und Gut, Hunderte von Kindern irrten obdachlos umher. Diese Scenen des Jammers griffen tief in die Herzen der übrigen Schweizer und von allen Seiten kamen Geld, Lebensmittel und andere Hülfe. Das Directorium schickte zwei Männer in den unglücklichen Kanton, um möglichst wieder zu ordnen und zu helfen. Der eine war Heinrich Zschocke, der andere Pestalozzi. Ersterer sollte als Regierungskommissar die äußeren Verhältnisse wieder regeln, letzterer sich der umherirrenden Waisen erbarmen und sie in Stanz in einer großen Erziehungsanstalt vereinigen. Pestalozzi kam in Stanz an. Die Regierung hatte ihm ein großes Kloster für die Anstalt überwiesen, auch für Geldmittel hinlänglich gesorgt; sonst aber fehlte es an Allem. Das Gebäude war wüst, halbfertig, für seinen Zweck nicht eingerichtet, überall pfiff der Zugwind, nur ein einziges Zimmer war zur Aufnahme der Kinder eingerichtet, es mangelte sogar an einer Küche und der gehörigen Anzahl Betten. Und doch stieg die Zahl der aufzunehmenden Kinder von 4 bis 10 Jahren bald auf achtzig. Viele derselben mußten vorerst die Nächte noch in ihrer Heimath zubringen, und wie sie dann am Morgen wieder zur Anstalt zurückkehrten, läßt sich denken. Andere litten an ekelhaften oder ansteckenden Ausschlägen, die meisten staken in Lumpen oder starrten vor Ungeziefer, fast alle aber waren roh, verwildert und oft noch voll Mißtrauen gegen ihren Wohlthäter. Aber mitten in solchen Hindernissen und Mühseligkeiten entfaltete Pestalozzi den ganzen Reichthum seiner Menschenliebe mit einer Hingabe und Ausdauer, welche den schönsten Mustern echt christlicher Charitas an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Ein volles Jahr, aber auch nur ein Jahr dauerte diese Wirksamkeit Pestalozzi's. Am 8. Juni 1799 kamen die von den Oesterreichern gedrängten Franzosen und wandelten die Nebengebäude des Klosters zu einem Militärhospitale um. Pestalozzi konnte unter diesen Umständen nicht bleiben, die Kinder kehrten größtentheils in ihre Heimath zurück, er selbst aber ging geistig und leiblich erschöpft in das Bad auf dem Gurnigel im Kanton Bern. Um zunächst seinen Freunden und sich selbst Rechenschaft von dem Gange und Schicksale seiner aufgelösten Waisenanstalt zu geben, schrieb er eine ebenso lehrreiche als anregende Schilderung seiner ganzen Wirksamkeit in Stanz, die ich im Anhange folgen lasse, indem weder ich noch sonst Jemand im Stande ist, uns über dieses so merkwürdige, ja vielleicht merkwürdigste und folgenreichste Jahr seines Lebens eine bessere Auskunft zu geben, als gerade er selbst. Kaum gibt es ein Bild uneigennützigerer, edlerer Hingabe an einen hohen Zweck, als das, welches uns Pestalozzi mit wunderbarer Klarheit

und Einfachheit in dieser Schilderung entfaltet, und kein Menschenfreund, kein Lehrer, der seinen Beruf liebt, dürfte sie lesen, ohne daß ihm das Herz höher schlägt und ohne daß er den Erzähler selbst lieben lernte. Nicht minder ist dieser Aufsatz, welcher zuerst in der Wochenschrift für Menschenbildung (7., 8. u. 9. Stück) erschien, auch deshalb merkwürdig, weil er Blicke in die Methode und den ganzen pädagogischen Entwickelungsgang seines Verfassers gestattet.

Pestalozzi wurde von hämischen Urtheilen der Menge nach seinem Erholungsorte begleitet. „Hast du gesehen, raunten sich die Leute, als er von Stanz wegging, in die Ohren, hast du gesehen, wie entsetzlich er aussieht? Der arme Narr dauert mich, es ist ihm nicht zu helfen, bis er Asche ist; man muß, weiß Gott, das bald für ihn wünschen. Und welchen Dank hatte er in Stanz geerntet? — Als ich, erzählt H. Zschocke, im Frühjahre 1799 im Auftrage der Regierung nach Stanz kam, ging Niemand mit Pestalozzi um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren oder armen Teufel. Darum spazierte ich öfters Arm in Arm mit ihm, recht absichtlich, und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz, verrichtete nicht selten Kammerdiener-Arbeiten bei ihm, bürstete ihm Hut und Rock oder mahnte ihn an die schiefgeknöpfte Weste, ehe wir im Publikum erschienen.

Und doch, wer Pestalozzi's Schilderung seines Lebens in Stanz gelesen, wird gestehen, daß dieses eine Jahr sein pädagogisches Heldenjahr gewesen ist. Hier hatte nicht er die Idee, sondern diese hatte ihn, hier zeigte sich die Kraft seiner Liebe in vollster Thätigkeit, hier schwärmte er nicht, sondern handelte, und wenn er späterhin auch zu größerer Klarheit über seine Ideen kam, wenn er späterhin auch mehr über sie wußte, so hat er doch niemals wieder mehr durch sie gewirkt.

Pestalozzi's reger Geist konnte nicht lange ruhen. Wenn er von den Höhen des Gurnigels herab in die Thäler sah, dann gedachte er wieder des Elendes im Volke, und es trieb ihn unaufhaltsam wieder hinab unter dieses Volk. Er kam nach Bern, und man rieth ihm, nach Burgdorf zu gehen und dort seine Erziehungsbestrebungen fortzusetzen. Er that's, fand aber in Burgdorf wenig Entgegenkommen. Endlich bot man ihm die Stelle eines Gehülfen an einer überfüllten Winkelschule an. Pestalozzi ging darauf ein und wurde somit der Unterlehrer eines ganz gewöhnlichen Schulmeisters, mit welchem er sogar das Lehrzimmer theilen mußte. In wenigen Wochen gewann er durch seine Lebendigkeit, durch den liebevollen Eifer, womit er die Sache angriff, so sehr die Herzen der Kinder, daß der Schulmeister eifersüchtig wurde und befürchtete,

der neue Lehrer möchte ihn über kurz oder lang aus seinem Amte vertreiben. Er verbreitete daher das Gerücht, Pestalozzi könne weder ordentlich schreiben noch rechnen, und da er auch den Heidelberger Katechismus vernachlässige, so sei Gefahr für die Religion vorhanden. Solche Aeußerungen fanden bei den Hintersassen des Ortes ein geneigtes Ohr und sie murrten darüber, daß der neue Lehrer gerade bei ihren Kindern seine Versuche machen solle. Pestalozzi schrieb in dieser Zeit selbst an seinen Freund Geßner: „Du siehst, es ist an den Gassengereden nicht immer Alles unwahr, ich konnte wirklich weder schön schreiben, noch ausdrucksvoll lesen, noch gewandt rechnen. Aber man schließt aus solchen Gassenwahrheiten immer zu viel." — Das Gerede brachte es jedoch dahin, daß Pestalozzi diese Schule räumte und an der untersten Schule der oberen Stadt, in welcher ein Frauenzimmer Kindern von 5 bis 8 Jahren den ersten Unterricht ertheilte, eine Stelle mit dem dürftigsten Gehalte annahm. Hier lehrte er täglich an sechs Stunden, immer von der Besorgniß geängstiget, man werde ihn auch aus dieser Schule wieder fortschicken. „Das machte mich, äußerte er selbst, noch ungeschickter, als ich sonst bin; und wenn ich mir das Feuer und das Leben denke, mit dem ich in Stanz in den ersten Stunden mir gleichsam einen Zaubertempel baute, und dann das Zagen, mit dem ich in Burgdorf handwerksmäßig in ein Schuljoch hineinkroch: so begreife ich fast nicht, wie der gleiche Mensch beides thun konnte." —

Und doch war Pestalozzi unermüdlich. Er wandte zunächst seine ganze Aufmerksamkeit auf die Anfänge des Lesens und Rechnens und suchte diese zur möglichsten Einfachheit und Anschaulichkeit zurückzuführen. Er setzte mit eisernem Fleiße Sylben- und Zahlenreihen zusammen, ließ die Kinder fleißig buchstabiren und Sätze sprechen, in welchen Realkenntnisse niedergelegt waren, hielt sie zum fleißigen Zeichnen von Figuren an und suchte überall ihre Kraft zu prüfen und zu stärken. Als ihm der Rath Glayre eines Tages bei Gelegenheit sagte: Vous voulez donc méchaniser l'instruction (Sie wollen die Unterweisung mechanisiren) erwiederte er ihm: Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, das ist der Zweck meiner Unterrichtsweise; ich will die Mittel der Erziehung und des Unterrichtes in psychologisch geordnete Reihenfolgen bringen. Aller Unterricht des Menschen ist nichts Anderes, als die Kunst, dem Ringen der **Natur** nach ihrer eigenen Entwickelung **Handbietung** zu leisten, und diese Kunst ruht wesentlich auf der Verhältnißmäßigkeit und Harmonie der dem Kinde einzuprägenden Eindrücke mit dem Grade seiner entwickelten Kräfte, sie geht in höchster Einfalt vom ersten Schritte allmählig zum zweiten, dann ohne Lücken auf dem Fundamente des schon Begriffenen schneller und sicherer zum dritten und vierten."

Nach achtmonatlicher Wirksamkeit Pestalozzi's, am 31. März 1800, stellte die Schulbehörde eine öffentliche Prüfung an. Sie fiel sehr ehrenvoll aus. „Man fand, so lautet das desfallsige Zeugniß, in mehreren Gegenständen seine Leistungen außerordentlich; er habe bewiesen, welche Kräfte schon in den zartesten Kindern liegen, auf welchem Wege diese Kräfte entwickelt, jede Anlage aufgesucht, bethätiget und ihrem Ziele zugeführt werden müsse. Schüler von sehr verschiedenen Kräften hatten bewundernswerthe Fortschritte gemacht und dadurch bewiesen, daß jeder Schüler zu Etwas tüchtig sei, wenn der Lehrer seine Fähigkeiten aufzufinden und ihn psychologisch zu leiten wisse." — Bald sollte auch Pestalozzi's Leben eine erfreulichere Wendung erhalten.

Auf dem Höhenpunkte des Passes von Trogen stand, schweißtriefend und unter einer schweren Bürde Garns keuchend, ein siebzehnjähriger Knabe, welchen ein anständig gekleideter Mann, der spätere Landesseckelmeister Gruber, dort einholte. Du könntest Dein Brot weniger sauer verdienen, sprach der Mann zu dem armen Knaben, wenn Du Schulmeister werden wolltest. Der Lehrer in Gais geht ab, und Du solltest Dich um dessen Stelle melden. — Ein Schulmeister muß Kenntnisse besitzen, erwiderte der Knabe, und diese fehlen mir ja ganz! — Was ein Schulmeister bei uns wissen und können soll, wirst Du wohl in Deinem Alter noch lernen mögen, antwortete der Mann, wenn Du Lust hast, so überlege die Sache und komm bald nach.

Der also angeredete Knabe hieß Hermann Krüsi und war der talentvolle Sohn eines armen Handelsmannes in Gais. Er wurde wirklich Schulmeister, und wenn irgend Jemand Beruf zu diesem Amte hatte, so war es der arme Knabe. Sechs Jahre wirkte er in Gais an seiner Ausbildung, wie an der seiner Kinder mit so gutem Erfolge, daß er sich das Wohlwollen seines Pfarrers Steinmüller und die Liebe der ganzen Gemeinde erwarb. Als nun 1799 Kriegsheere die Schweiz durchzogen und überall Hunger und Elend herrschten, da erhielt der Pfarrer zu Gais von seinem edlen Freunde Fischer in Burgdorf die Einladung, ihm eine Schaar armer, verwais'ter Kinder zuzusenden, für die er leiblich und geistig zu sorgen versprach. Dabei drückte er den Wunsch aus, daß ein Jüngling diese Schaar begleite, der Fähigkeit und Lust besitze, sich zum Lehrer und Erzieher bilden zu lassen, und der dann auch die in Burgdorf von wohlthätigen Familien aufgenommenen Kinder zu lehren hätte. Pfarrer Steinmüller fand unsern Krüsi hiezu geeignet, und dieser war auch sofort bereit, mit 26 Kindern nach Burgdorf auszuwandern. Unter Beweisen der wärmsten Theilnahme ging die Reise durch Thurgau und Zürich. In Burgdorf fand die kleine Schaar die wohlwollendste Aufnahme und hier war es denn auch, wo

Krüsi den ihm bisher ganz unbekannten Pestalozzi zum ersten male sah. Beide führten ihre Schulen eine Zeit lang selbstständig neben einander fort, als aber Fischer auf einer Reise zum Minister Stapfer plötzlich in Bern starb, brachte Pestalozzi die Trauernachricht zu Krüsi hin und machte bei dieser Gelegenheit dem bestürzten jungen Manne den Vorschlag, sich mit ihm zu einem gemeinsamen Erziehungsunternehmen zu vereinigen. So fand denn Krüsi in dem Augenblicke, wo er einen Freund und Gönner verloren hatte, wieder einen anderen väterlichen Freund, der ihm das theilnehmendste, liebevollste Herz entgegen brachte. Pestalozzi bat nun die helvetische Regierung um Ueberlassung des leerstehenden Schlosses in Burgdorf, um in dessen Räumen die Anstalt einzurichten. Man kam seinem Gesuche bereitwilligst entgegen; beide Männer bezogen das Schloß, nahmen ihre armen Kinder mit hinauf und begannen das Werk mit frohem Muthe, leidlich unterstützt von der Regierung und wohlthätigen Privatpersonen. Hören wir bei dieser Gelegenheit, wie uns Krüsi in seinen „Erinnerungen" Pestalozzi schildert. „Bei gewöhnlichen Prüfungen für Schulamts-Candidaten, erzählt er, wäre Pestalozzi wohl überall durchgefallen. Seine Aussprache war hart und in manchen Lauten unrein, seine gewöhnliche Schrift so unleserlich, daß selbst geübte Kaufleute und Gelehrte sie nicht gut zu entziffern vermochten, seine Rechtschreibung theils veraltet, theils sonst mangelhaft, und die Interpunction blieb meist ganz weg. Auf Grammatik nach dem gewöhnlichen Zuschnitt hielt er nicht viel, auch von Katechisationen versprach er sich nicht diejenigen Früchte, die man anderwärts davon erwartet, legte sich daher auch nicht auf dieselben, weil sie nach seiner Ansicht zu vielseitige Sach- und Sprachkenntniß voraussetzten, um in Volksschulen recht betrieben werden zu können. In der Arithmetik kannte er die Zahlenoperationen im Allgemeinen, hätte aber kaum eine mehrzifferige Multiplikation oder Division zu Stande gebracht. Einen geometrischen Lehrsatz zu beweisen, hat er wohl in seinem Leben nie versucht. Von Zeichnen war nicht die Rede. An Pflanzen, Steinen und anderen Naturerzeugnissen fand er zwar großes Vergnügen, sammelte aber, wie ein Kind, nur nach auffallenden Eigenthümlichkeiten, ohne ihre Arten und Geschlechter zu kennen, ohne dieselben nach wissenschaftlichen Merkmalen bestimmen zu können. Singen konnte er eben so wenig. Nur in höchst seltenen Stimmungen trillerte er kunstlos und jedesmal in anderer Weise sein Lieblingslied: Süße, heilige Natur 2c., am öftersten jedoch die beiden Verse: Wenn ich dann ermüdet bin, sink' ich Dir am Busen hin. Dieser Mann nun, wie hätte er auch nur bei einer Prüfung bestehen sollen? Ohne Widerrede stand er in den gewöhnlichen Schulkenntnissen und Schulfertigkeiten einem gebildeten Dorfschulmeister bedeutend nach. Aber er

besaß unendlich Höheres, als was irgend ein Lehrkurs ihm hätte geben können. Ob er auch von Vielem, was in der Schulwelt gäng und gäbe ist, keine Kunde nahm, so kannte er dagegen, was zahllosen Lehrern verborgen bleibt, den menschlichen Geist und die Gesetze seiner Entwickelung und Bildung, das menschliche Gemüth und die Mittel seiner Belebung und Veredlung, und schaute, was so Vielen nach ihrem eingeschlagenen Lebensgang ein verschlossenes Buch sein und bleiben muß, in tausend Thatsachen und Erfahrungen den Gang der Entwickelung des Menschengeschlechtes. Dadurch wird es begreiflich, wie er, ungeachtet seines Zurückstehens in den Tageswissenschaften und Kunstfertigkeiten der gewöhnlichen Schulhalterei doch so kühn und sicher in das Räderwerk der Volkserziehung einzugreifen vermochte." —

Beide Männer griffen ihr Werk in Burgdorf mit solcher Liebe und Ausdauer an, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit der Anstalt mehr und mehr zuwandte und ihr immer neue Schüler, selbst aus den wohlhabenderen Ständen zuführte. Immer mehr Räume des Schlosses wurden bevölkert, aber immer mehr sahen auch Beide ein, daß die wachsende Aufgabe für ihre Kräfte bald zu groß werden müsse. Darum rief Krüsi seinen Freund Tobler aus Glaris, damals Erzieher in Basel, zur Hülfe herbei, und dieser, durch Pestalozzi's Schriften längst begeistert, kam freudig nach Burgdorf. Tobler zog wieder Buß aus Tübingen in die Anstalt, einen jungen Mann mit warmem Herzen, lebhafter Phantasie und mit glücklichem Talente für's Zeichnen und den Gesang.

Unter den vielen Kindern, welche damals ihre Heimath verließen und in und um Burgdorf milde Aufnahme fanden, war auch Johannes Ramsauer (geb. 1790) aus Herisau im Kanton Appenzell. Eine Frau v. Werth, die den Knaben pflegte, sandte ihn zu Pestalozzi, und dieser bemerkte nicht bloß gar bald die Fähigkeiten des neuen Zöglings, sondern benutzte ihn auch nach kurzer Zeit schon zum Unterlehrer. Ramsauer blieb bis 1816 bei Pestalozzi und hat später seine Erfahrungen und Erlebnisse während jener Zeit in einer interessanten kleinen Schrift (1838) niedergelegt, welche den Titel: „kurze Skizze meines pädagogischen Lebens" führt. Um die Methode des Zeichenunterrichtes hat sich Ramsauer bleibendes Verdienst erworben, und seine spätere Hauptschrift: „Die Liebe in Erziehung und Unterricht", (auch Buch der Mütter) Elberfeld 1846, verdient die volle Aufmerksamkeit aller Lehrer und Lehrerinnen. In seiner Lebensskizze sagt er von Pestalozzi unter Anderem: „Schulgerecht lernte ich nichts, so wenig, wie andere Schüler; aber Pestalozzi's heiliger Eifer, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine sogar in die Augen der Kinder fallende ernste, gedrückte Lage machte den tiefsten Eindruck auf mich und knüpfte mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige.

Wahrlich, er hat Vaterliebe und Vatertreue an mir bewiesen. Ich lernte durch's Leben mehr, als durch die Schule, und ich erkannte schon damals, wie später durch mein ganzes Leben, daß Gewissenhaftigkeit, Strenge gegen sich selbst, besonders auch Uneigennützigkeit bei Guten und Bösen, bei Schwachen und Starken imponiren, und dem Menschen, besonders aber dem Lehrer und Erzieher, eine Autorität geben, die körperliche Größe und Stärke oder schulgerechte geistige Ueberlegenheit oder Rang allein nie geben." —

Die Anstalt in Burgdorf hob sich mehr und mehr. Pestalozzi und seine Gehülfen hatten bald ein weites Feld der Erfahrung und Wirksamkeit vor sich. Aus ihren steten Beobachtungen der Natur und des Menschengeistes in seiner Entwickelung gingen zunächst die ersten Pestalozzi'schen Anschauungstabellen und Elementarbücher hervor, so wie eine fernere Fortsetzung von Lienhard und Gertrud unter dem Titel: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Diese letztere Schrift ist der wärmste Ausdruck der Sehnsucht Pestalozzi's, dem armen Volke zu helfen, und des Ingrimms gegen die Sünden und Gebrechen seiner Zeit. Alles Maulbrauchen ohne Entwickelung des Verstandes, alles fundamentlose Anlernen ohne Selbstthätigkeit griff er mit Heftigkeit an und wies dabei auf die Natur, welche im Samenkorne alle Kräfte niedergelegt hat und nur dafür sorgt, daß dieses Korn in die richtigen Verhältnisse komme, damit es sich von Innen heraus entwickele und die Hindernisse besiege. Aeußerst treffend, ja meisterhaft ist die Stelle, wo er jener natürlichen Entwickelung das Wort redet. „Mensch, sagt er, ahme es nach, das Thun der hohen Natur, die aus dem Kern auch des größten Baumes zuerst nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch ebenso unmerkliche, als täglich und stündlich bereitete Zuflüsse zuerst die Grundlage des Stammes, dann diejenige der Aeste, dann diejenige der Zweige bis an das äußerste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet. Fasse es in's Auge, dieses Thun der hohen Natur, wie sie jeden einzeln gebildeten Theil pfleget und schätzet und jeden neuen an das gesicherte Leben des alten anschließt. Fasse es in's Auge, wie sich ihre glänzende Blüthe aus tief gebildeten Knospen entfaltet, wie sie dann den blumenreichen Glanz ihres ersten Lebens schnell verliert und als schwache, aber im ganzen Umfange ihres Wesens vollständig gebildete Frucht jeden Tag immer etwas, aber etwas Wirkliches zu dem, was sie schon ist, hinzusetzt und so Monate lang am nährenden Aste hängt, bis sie gereift und in allen ihren Theilen vollendet vom Baume fällt.

Fasse es in's Auge, wie die Mutter Natur schon bei dem Entfalten der ersten emporsteigenden Sprossen auch die in den Schooß der Erde sich senkende, dem Baume Haltung und Festigkeit gewäh-

rende Wurzel entfaltet; wie sie hinwieder den himmelanstrebenden Stamm tief aus dem Wesen der Wurzel, die sich verbreitenden Aeste tief aus dem Wesen des Stammes, die die Krone bildenden und vollendenden Zweige tief aus dem Wesen der Aeste und alle die Blüthen und Früchte, die den Samen neuer Zeugungen in sich tragen, tief aus dem Wesen der Zweige herausbildet, und allen, auch den äußersten Theilen, genugsame, aber keinem einzigen unnütze, unverhältnißmäßige und überflüssige Kraft giebt.

Der Organismus der Menschennatur ist in seinem Wesen den gleichen Gesetzen unterworfen. Nach diesen Gesetzen soll aller Unterricht das Nächste und Erste, dem menschlichen Geiste ursprünglich Einwohnende jedes Erkenntnißfaches mit Liebe und Weisheit aus demselben hervorrufen, dann allmählig, aber mit ununterbrochener Kraft, immer Höheres und Edleres aus dem Ursprünglichen und Ersten herleiten, und alle ihre Theile und Ergebnisse bis zu dem Höchsten und Vollendetsten hinauf in einem lebendigen und harmonischen Zusammenhange erhalten!"

Mitten in das fröhliche Gedeihen der Anstalt trat eine neue und vorzügliche Lehrkraft in Johannes Niederer, einem jungen Geistlichen, der seine gute Pfarrei im Rheinthale verließ, um vereint mit Pestalozzi zu wirken, dessen Geist und Ideen ihn unwiderstehlich anzogen. Fast zu derselben Zeit (1801) kam auch ein Hirtenknabe von vierzehn Jahren, Namens Joseph Schmid, von den Vorarlbergischen Alpen zu Pestalozzi. Eine echte Tyroler Natur, kräftig, scharf durchdringenden Verstandes, zog er bald die Aufmerksamkeit aller Lehrer durch seine eminenten Fortschritte auf sich und wurde später mit Niederer eine Hauptstütze Pestalozzi's. Beide, Niederer und Schmid, ergänzten Pestalozzi vielfach, namentlich in der klaren Verarbeitung seiner Ideen und in der praktischen Führung des immer umfangreicheren Hauswesens, geriethen aber, wie wir späterhin sehen werden, leider in einen Zwiespalt unter sich und mit ihrem Meister, der dessen Werk untergrub und dem Greise Wunden schlug, welche nur das Grab heilte.

Im Jahre 1802 revidirte der Präsident des helvetischen Regierungsrathes, Dekan Ith, die Anstalt und stattete darüber einen eingehenden Bericht ab, welcher später auch im Drucke erschien. Dieser Bericht lautete äußerst günstig und bewirkte, daß die Regierung das Institut als ein öffentliches erklärte, Pestalozzi und den ältesten Lehrern ein festes Gehalt auswarf und anordnete, daß monatlich zwölf Lehrer daselbst in der neuen Methode unterrichtet werden sollten.

Leider genoß Pestalozzi diese Freude nur kurze Zeit. Die schwankenden politischen Verhältnisse bewirkten, daß die Regierung abdankte; eine neue Verfassung wurde beliebt und in Folge dessen

das Schloß von Burgdorf Sitz eines Oberamtmannes. Pestalozzi mußte auswandern und zog in das von Fellenberg ihm überlassene, kaum einige Stunden entfernte Münchenbuchsee. Bald aber boten ihm auch andere Kantone die Hand, und so ließ er kurz darnach einen Theil der Zöglinge und Lehrer in Münchenbuchsee unter der Leitung des Hrn. v. Fellenberg, während er selbst sich mit Niederer, Krüsi und Buß nach dem reizend gelegenen Yverdün begab, wo ihm die Waadtländische Regierung das Schloß eingeräumt hatte. Der von Pestalozzi getrennte Theil der Anstalt hielt diese Trennung nicht lange aus. Bei Pestalozzi herrschte das Gemüth, bei Fellenberg der Verstand vor. Schon im Jahre 1805 wurden Alle wieder vereiniget, und Niemand war glücklicher darüber als Ramsauer.

In dieser Zeit trat auch ein Mann in das Institut, der erst vor einigen Jahren als Regierungs- und Schulrath zu Potsdam gestorben ist, nämlich der Herr v. Türk. Aus Liebe zur heiligen Sache der Erziehung und zum Volke hatte er sein Amt als Oldenburgischer Justizrath niedergelegt und war zu Pestalozzi geeilt, um sich an ihm zu erheben und von ihm zu lernen. Seine Erfahrungen veröffentlichte er bereits im Jahre 1806 in einer Schrift unter dem Titel: Briefe aus Münchenbuchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungs-Methode. Auch später hat Herr v. Türk dem Volksschulwesen durch schätzbare Schriften, z. B. durch seine Formenlehre, durch seine sinnlichen Wahrnehmungen (Anschauungsunterricht) wesentlich genützt und mit großem Erfolge für die Hebung und Verbreitung des Seidenbaues gewirkt. Er war eine durch und durch uneigennützige, edle Natur und erhielt sich seine aufopfernde Liebe für das Schulwesen und die Volkserziehung bis zum späten Greisenalter.

Aeußerlich hob sich Pestalozzi's Institut in dieser Zeit mehr und mehr. Aus England, Frankreich, Rußland und Deutschland strömten Schüler und lernbegierige Schulmänner herbei, und der König von Preußen, der russische Kaiser und viele andere Fürsten bewiesen dem menschenfreundlichen Greise Wohlwollen und Anerkennung. Fichte pries in seinen Reden an die deutsche Nation (1808) Pestalozzi's Unternehmen als die Morgenröthe einer neuen, edleren Zeit, und in ganz Europa wurde der Name des wackeren Schweizer's mit einer Begeisterung genannt, wie solche seit Rousseau's und Basedow's Zeiten nicht wieder für's Erziehungswesen laut geworden war. — Leider begannen in dieser glorreichen Zeit sich auch alle die Keime zu entwickeln, aus welchen später das Verderben der Anstalt und der Todesgram ihres Leiters erwuchs.

Ehe wir in der Schilderung von Pestalozzi's Schicksalen weiter fortfahren, müssen wir kurz auf die Ursachen eingehen, durch welche die unglücklichste Katastrophe im Leben des geprüften Mannes herbeigeführt wurde. Ganz klar in der Sache zu sehen und Schuld und Unschuld genau abzuwägen, hält schwer, da Alle, welche Auskunft geben konnten, mehr oder weniger Parthei waren, und je nach ihrem Standpunkte urtheilten. Außerdem fehlt es gerade in dieser Lebensperiode Pestalozzi's an eingehenden Darstellungen, weil alle seine Freunde gerne über eine Zeit hinweggehen, die ihnen selbst noch in der Erinnerung schmerzlich war. Die Ursachen lagen jedoch zweifelsohne einestheils in der Einrichtung der Anstalt selbst, andererseits in den Persönlichkeiten, welche an derselben wirkten und in deren Verhältnissen unter einander und zu Pestalozzi.

Zunächst war das Wachsthum der Anstalt ihr Verderben. Je mehr Pestalozzi's Ruf, namentlich in Frankreich und der französischen Schweiz stieg, desto größer wurde auch die Anzahl französisch sprechender Zöglinge, und es kam bald dahin, daß diese die Hälfte der Anstalt bildeten. Es entstand eine Sprachmengerei, welche um so verderblicher auf den Unterricht wirkte, als manche Lehrer nur einer der herrschenden Sprachen, entweder des Französischen oder des Deutschen, vollkommen mächtig waren, und die sich hieran knüpfende Confusion wurde um so nachtheiliger, als die Deutschen oft nach Yverdün geschickt wurden, um Französisch, die Franzosen aber, damit sie Deutsch lernen sollten. Beiden Zwecken glaubte man am sichersten dadurch zu genügen, daß man die Schüler weder im Leben noch in der Schule trennte, und der Vorschlag einzelner einsichtsvoller Lehrer, die Anstalt in eine Deutsche und Französische zu theilen und beide parallel neben einander bestehen und gehen zu lassen, fand wegen äußerer Hindernisse Widerspruch. So schleppte man sich denn in einer Einrichtung fort, welche nothwendig dem inneren Geistesleben der Anstalt und dem Unterrichtszwecke äußerst hinderlich sein mußte. Mehr noch schadete es, daß eigentlich Niemand über den Plan und Zweck des Institutes klar war. Die Einen wollten es als ein Seminar, die Anderen als eine Art Realschule, einige, wie z. B. Niederer, sogar als eine Vorbereitungs-Anstalt für Universitätsstudien betrachtet wissen. Man zersplitterte sich in Folge dieser Unklarheit in zu viele Abtheilungen und jeder Lehrer arbeitete in seinem Lieblingsfache so viel er konnte und wollte, ohne sich um Andere und um das Ganze zu kümmern.

Man sprach viel vom Familienleben und konnte es nicht genug preisen. Nirgends aber fand es sich nach K. von Raumer's und Anderer Mittheilungen gerade weniger, als in Yverdün. Die Anstalt zählte damals an 160 Zöglinge und 15 Lehrer, zu welchen sich noch mehr als 30 Erwachsene gesellten, welche aus aller Herren

Ländern gekommen waren, um die Methode zu studiren. Wie hätte sich unter solchen Umständen ein ruhiges, heiteres Familienleben bilden können. Noch in Burgdorf, sagt Ramsauer, habe ein gemüthliches Familienleben geherrscht, es habe aber aufgehört, als sich ein mehr verfassungsmäßiges Staatsleben im Institute ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter sich in die Menge verlieren: dadurch aber entstand wieder der Eifer, sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat immer schroffer hervor; Neid und Mißgunst wucherten in vielen Herzen.

Eine fernere Quelle des Unglückes für die Anstalt blieb deren Ruhm, und dies um so mehr, da Pestalozzi solcher keineswegs gleichgültig war, weniger aus persönlicher Eitelkeit als aus Liebe zur guten Sache, der er alle Verbreitung wünschte. Täglich strömten Fremde aus und ein, darunter öfters hohe und einflußreiche Personen, und um solche zu gewinnen und zu befriedigen, that Pestalozzi Alles, was er nicht hätte thun sollen. Er unterbrach den Fortschritt des Unterrichtes und ließ stundenlange Prüfungen anstellen, er nahm einzelne Schüler aus den Klassen heraus und ließ sie unter Leitung der tüchtigsten Lehrer Proben ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten ablegen, ja er geleitete solche Abtheilungen sogar in den Gasthof, wo vornehme Fremde logirten und ließ sie Parade machen. Und dergleichen kam im Sommersemester wöchentlich nicht etwa einmal, sondern oft jeden Tag vor, war es daher ein Wunder, wenn die Anstalt zurückging, und wenn statt des ruhigen Fortschrittes ein hastiges Jagen nach Effect sich geltend machte?

Aber die Ruhmsucht führte noch einen anderen Uebelstand herbei. Das Lob, welches die Anstalt und Pestalozzi's Streben vielfach ernteten, erweckte Neid, mehr aber noch wurde dieser genährt und zu feindlichen Angriffen durch die unvorsichtige und rücksichtslose Ruhmredigkeit gestachelt, womit manche Lehrer in öffentlichen Zeitschriften auftraten. Bald begannen einzelne Blätter die Schwächen des Institutes aufzudecken und schonungslos den Beweis zu führen, daß viel versprochen, aber wenig gehalten werde. Anstatt durch weises Schweigen und Handeln diesen Angriffen ihren Stachel zu nehmen, zog man einen Federkrieg vor, der die besten Kräfte, so namentlich Niederer und Schmid, unablässig beschäftigte, selten aber überzeugte und nur das Aufsehen noch größer machte. Die Polemik ging endlich so weit, daß sich Pestalozzi Ehren halber und auf Niederer's Rath veranlaßt sah, die damals in Freiburg versammelte Schweizerische Tagsatzung um eine amtliche Prüfung seiner Anstalt zu ersuchen. Diese fand auch wirklich im November 1809 statt und dauerte fünf Tage. Die Ergebnisse wurden von der Commission, zu welcher auch der umsichtige Pater Girard gehörte, in einem ausführlichen Berichte niedergelegt. Der Bericht lobte kühl, tadelte Manches,

wenn auch milde, und hatte zunächst nur den Erfolg, daß die Tagsatzung Pestalozzi den Dank des Vaterlandes zuerkannte. Den eigentlichen Zweck, die Feinde des Institutes stumm zu machen, erreichte man nicht; es gab vielmehr die bald darauf erfolgende Veröffentlichung des Commissionsberichtes den Gegnern nur neue Waffen in die Hand und rief eine Fehde hervor, welche an drei Jahre dauerte und zu den widerlichsten literarischen Erscheinungen der damaligen Zeit gehört. Niederer rieb sich dabei fast auf.

Wenn K. v. Haller in den göttingen'schen gelehrten Anzeigen den Commissionsbericht lobt, die Pestalozzi'sche Anstalt aber der Irreligiösität anklagt, so leitet er uns hiemit auf eine andere Ursache des Verfalles der Anstalt. Wie sie von Schülern verschiedener Zunge besucht wurde, so auch von Zöglingen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse. Mit der Sprachmengerei ging die Religionsmengerei Hand in Hand. Um Allen gerecht zu werden und Niemand zu verletzen, setzte man den positiven Religionsunterricht und religiöse Uebungen mehr und mehr bei Seite, ohne zu erwägen, daß man sich damit zugleich des wichtigsten Erziehungsmittels beraubte. Am unpartheiischsten unter Pestalozzi's Biographen urtheilt wohl über diesen Umstand Professor A. Heußler (1838), der um so weniger befangen ist, als er damals weder in Yverdün war, noch überhaupt der Persönlichkeit Pestalozzi's je nahe getreten ist. Lassen wir ihn daher selbst reden. „Schon das religiöse Leben, sagt er, konnte sich nicht mehr auf dieselbe Weise entfalten, wie früher. Zwar blieb die äußere Einrichtung in den religiösen Uebungen im Ganzen dieselbe. Morgen- und Abendandachten dauerten fort, wurden sie nun von Pestalozzi oder einem Andern geleitet. Aber wenn sie sich in Burgdorf durch eine Innigkeit und Einfachheit ausgezeichnet hatten, die jeden daran Theilnehmenden unwillkürlich hinriß; wenn Pestalozzi jeden zum Selbstbeten und Einzelne zum lauten Gebet in den Schlafsälen oft ermahnt hatte: so wurden sie in Ifferten trockener und dürftiger; es geschahen selten solche Ermahnungen; das laute Beten hörte, wie vieles andere Gemüthliche, ganz auf, und Unordnung und Leidenschaft verderbte öfters wieder den heilsamen Eindruck des Gebetes, wie der erbaulichen Betrachtung von Liedern und Bibelstellen. Die Religionsstunden wurden noch fortgesetzt, zwei oder drei wöchentlich, arteten aber von Tag zu Tag mehr in ein leeres Moralisiren aus, und der Unterricht im eigentlichen Christenthum trat, wenigstens um's Jahr 1810, wie der Bericht an die Tagsatzung wiederholt und bestimmt versichert, erst nach einer Art von Naturreligion und nach Besprechung des alten Testamentes, bloß bei den Confirmanden ein, und zwar nur, wenn es die Eltern begehrten. Ein Lehrer, der dort erzogen worden ist, klagt, daß er in der Religionserkenntniß wenig gefördert

worden sei, ja, daß er selbst nach der Confirmation noch keine Ahnung von der Heiligung und dem Zusammenhange des Wortes Gottes gehabt habe; Pestalozzi habe oft sich tadelnd darüber geäußert, daß Niemand in der Bibel lese, in seiner Jugend sei das anders gewesen; aber er habe nicht genug dafür gewirkt. Man habe gefühlt, fügt er bei, daß man mehr lernen müsse, als in Burgdorf, und sei in ein unruhiges Treiben und Haschen nach Auszeichnung gerathen; das einzige Gegengewicht gegen den Dünkel, die Furcht Gottes, habe man nicht gekannt; die Einsicht habe gefehlt, daß man aus sich selbst nichts sei, sondern Alles Gott verdanke. Wäre auf das Evangelium gebaut worden, behauptet er, das Institut bestände noch jetzt. Auch Krüsi wünschte mehr Sorgfalt für das Gemüth des Kindes und für Belebung des Göttlichen in ihm. Wie viel an allen den genannten Vorwürfen Wahres oder Uebertriebenes sei, können wir nicht sicher entscheiden. Aber immerhin geht so viel daraus hervor, daß vom Standpunkte der christlichen Religion nicht genug und von Jahr zu Jahr weniger gethan worden ist, um von da aus den Gebrechen der Anstalt vorzubeugen und sie zu heilen."

Dazu, daß sich an Yverdün das Wort des Herrn: ohne mich könnt ihr nichts, so bald bewährte, wirkte nun auch das Verhältniß der Lehrer unter sich und zu ihrem Meister. Wie schon früher angedeutet, bedurften Pestalozzi's Eigenthümlichkeiten nach zwei Seiten hin der Ergänzung. Seine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung, seine Unfähigkeit zur klaren verstandesmäßigen Auffassung und Darstellung wurden durch Niederer ersetzt, welcher mit scharfer Denkkraft eine gründliche gymnasiale und akademische Bildung verband und ganz geeignet war, die tiefen Anschauungen und Ideen Pestalozzi's in die Wissenschaften zu übertragen und systematisch zu ordnen. Auf der andern Seite fehlte es Pestalozzi an praktischer Kraft, an organisatorischem Talent und an der Fähigkeit zu regieren. Hier trat Joseph Schmid ein. Um diese interessante Persönlichkeit näher kennen zu lernen, wird es hinreichen, wenn wir Blochmann's treffende Schilderung mittheilen. „Ich fand, sagt er, den einfachen Tyrolerknaben bereits zum kräftigen Manne herangewachsen, als ich in die Anstalt eintrat. In seinem Gesichte drückte sich eine seltene Characterkräftigkeit, aber auch eine unheimliche Kälte aus; sein Blick war fest und scharf, aber auch zugleich schlau und wild, dem eines Raubvogels ähnlich, sein Körper schlank und muskelstark, seine Stimme hart, seine Stirn mehr finster als heiter. Er schritt wie ein Herrscher durch die Räume des Schlosses und stand wie ein Gebieter vor seinen geometrischen Figuren an der Tafel. Sein Fleiß, sein Thätigkeit waren unermüdlich, seine Selbstbeherrschung und Entsagung achtungswürdig. Jeden Morgen

war er schon vor vier Uhr an seinem Pulte in der Klasse zu treffen, an welchem er auch während der darin ertheilten Unterrichtsstunden ungestört an den schwierigsten algebraischen Lösungen arbeitete. Er war der bedeutendste Lehrer sowohl für die Zöglinge, als für die Unterlehrer und Fremden, die sich mit den wichtigsten Theilen der Methode bekannt machen wollten. Dabei griff er auf's kräftigste in die Disciplin und in die Ordnung des Hauses ein und widersetzte sich mit derber Gradheit jeder Schlaffheit und Bequemlichkeit, wo er sie vorfand." —

Pestalozzi fühlte sich mehr zu Schmid, als zu Niederer hingezogen. Er erkannte des letzteren Werth, aber des ersteren Natur und Bildungsgang harmonirten mehr mit seinem inneren Wesen. Selbst Niederer beugte sich vor dem energischen Charakter und der seltenen Kraft Schmid's und huldigte ihm anfänglich mit einer an Bewunderung grenzenden Freundschaft. Aber dieses Verhältniß wurde bald getrübt, und, wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, die Schuld lag an beiden. Niederer wollte zunächst im Bewußtsein seiner wissenschaftlichen Bildung auf dem geistigen Gebiete herrschen und bemächtigte sich der einfachen zumeist auf Erfahrung und Gefühl gegründeten Ansichten Pestalozzi's, um ihnen eine ideale Gestalt, Begründung und Ausdehnung zu geben, an welche ihr Urheber so wenig gedacht hatte, daß er bisweilen sehr naiv ausrief: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr; wenn ihr wissen wollt, was ich denke und will, so müßt ihr Herrn Niederer fragen!" „Er verstieg sich, wie Pestalozzi selbst sagt, in eine metaphysische Darstellung von Ideen, für die er weder einen soliden Hintergrund von Anschauungserkenntnissen, noch die Kraft in sich trug, dieselben in einfachen, klaren Worten auszudrücken oder irgend Jemandem genugsam verständlich zu machen. Er war ungewandt und beinahe unfähig zur Ausführung einer seiner hochtönenden Ideen auch nur die entfernteste praktische Handbietung zu leisten." — Joseph Schmid konnte diese Richtung Niederer's nicht theilen, ja er erblickte in dessen Wort und Federthätigkeit eher eine Ursache des Verfalls der Anstalt, als ein Mittel zu deren Hebung. Er trat daher dem wissenschaftlichen Uebergewichte Niederer's mit der Gewalt seines kalten Verstandes und mit all' seiner praktischen Thätigkeit entgegen und suchte dessen Einfluß auf Pestalozzi und die Anstalt zu schwächen. Bald trat eine fühlbare Mißstimmung zwischen beiden Männern ein, welche Pestalozzi, der beide liebte, in Verlegenheit setzte. Doch wurde der Bruch und Kampf noch dadurch aufgeschoben, daß Schmid 1810 die Anstalt eine Zeit lang verließ und nach Wien ging. Der Grund dieses Ausscheidens ist nicht klar; er selbst gibt darüber in seiner Schrift: W a h r h e i t und I r r t h u m, nur mystische Andeutungen. Unter anderem sagt Schmid, daß er damals seine Zahl- und Formlehre

ausgearbeitet und unter seinem eigenen Namen dem Drucke übergeben habe, während Niederer jedem literarischen Producte aus der Anstalt auch Pestalozzi's Namen vorgedruckt wissen wollte. „Dieser Name, sagt Schmid weiter, wurde ohnehin schon lange mißbraucht und mir graute vor den Folgen, die für die Sache selbst daraus entstehen mußten. Ich durfte und konnte dieser Ansicht Niederer's nicht huldigen, und hier ahnete ich den Anfang zu einem Bruche zwischen ihm und mir.“ —

Bald darauf erhielt Schmid eine Anstellung als Schulvorsteher in Bregenz. Nach seiner Entfernung verfiel Pestalozzi's Anstalt sichtlich; die ökonomische Verwaltung derselben kam namentlich in eine solche Verwirrung, daß selbst Niederer einsah, es sei nur durch Schmid zu helfen. Briefe gingen hin und her, Niederer begab sich selbst nach Bregenz, und durch seine Vermittelung gelang es, Schmid im April 1815 wieder für die Anstalt zu gewinnen. Dieser Beweis von Unentbehrlichkeit mag auf Schmid's Character nachtheilig eingewirkt und namentlich dessen Herrschsucht genährt haben. Sein Ehrgeiz verleitete ihn, sich nunmehr als Leiter und Regent des Ganzen zu betrachten und überall als solcher aufzutreten. Es konnte daher nicht fehlen, daß Schmid nach allen Seiten hin anstieß und namentlich Niederer gegenüber wieder in eine schiefe Stellung gerieth. Pestalozzi konnte leider nicht vermitteln. Er maß seinen Liebling nur nach dessen „ungeheurer Kraft“, nicht aber nach dessen übrigen Eigenschaften, und nahm Parthei, anstatt über den Partheien zu stehen. Als nun im Dezember 1815 auch Pestalozzi's treue Gattin starb, da riß Schmid die ganze Herrschaft mit solcher Ausschließlichkeit an sich, beherrschte den gebeugten Greis in solchem Maße, daß eine förmliche Empörung in der Anstalt eintrat. Sechzehn deutsche Lehrer und Gehülfen traten mit einer Klageschrift gegen Schmid auf, in welcher sie des letzteren Einfluß beschränkt wissen wollten, oder droheten, das Institut ganz zu verlassen. Schmid vertheidigte sich und seine Stellung mit kalter Besonnenheit und behielt Recht. Im nächsten Sommer verließen jene Lehrer, zumeist tüchtige Charactere, wirklich die Anstalt und versetzten ihr damit den Todesstoß. Schmid begann nun den Kampf mit Niederer und Krüsi. Des letzteren milde Natur war solchen Situationen nicht gewachsen. Als Krüsi sah, daß seine sanften Vermittelungsversuche fruchtlos blieben, legte er seine Stelle nieder, um späterhin Seminar-Director in Gais, seiner Heimath, zu werden. Nicht so Niederer. Zwischen ihm und Schmid entbrannte jetzt ein Kampf auf Tod und Leben. Eine äußere Veranlassung hiezu boten Rechnungsforderungen, welche Pestalozzi an Niederer zu haben glaubte und der widerwärtige Stoff wurden, an dem sich aller längst verhaltene Groll entlud. Man ging mit

diesen Streitigkeiten vor die Gerichte und in die Oeffentlichkeit mit einer Erbitterung, die aller christlichen Liebe vergaß und den mit Schmid ganz identifizirten Pestalozzi fast zur Verzweiflung brachte. Vergebens suchte der hülfs- und liebebedürftige Greis Niederer zu versöhnen. Seine rührenden Briefe, seine persönlichen Bemühungen, Alles blieb fruchtlos. Niederer übertrug seine unbesiegbare Abneigung gegen Schmid auch auf Pestalozzi und vermochte nicht, das so oft von ihm gepredigte „Liebet eure Feinde!“ durch die eigene That zu verwirklichen. Um Pfingsten 1817 trennte auch er sich endlich von der Anstalt und in einer Weise, die seinem Herzen keine Ehre machte. Er benutzte die feierliche Confirmationshandlung, um auf unverzeihliche Art seinen Vortrag mit Ausfällen und Vorwürfen gegen Pestalozzi und das Institut zu untermischen, so daß der Greis mitten in der Predigt aufstehen und den Betsaal verlassen mußte.

So hatte denn Schmid über alle seine Gegner gesiegt, und um zu zeigen, wie würdig er der Alleinherrschaft sei, suchte er zunächst mit aller Kraft Pestalozzi's ökonomische Lage zu verbessern. Er veranstaltete bei Cotta in Stuttgart die Herausgabe der sämmtlichen Werke seines Meisters und betrieb dieses umfangreiche, schwierige Geschäft mit solcher Energie und Umsicht, daß ein Reinertrag von 50,000 Franken gewonnen wurde*).

In dieser Zeit leuchtete dem müden Greise auch noch ein anderer Hoffnungsstern. Der französische General Jüllien, ein alter Freund Pestalozzi's, betrieb des letzteren Vereinigung mit dem praktischen Emanuel v. Fellenberg in Hofwyl, und diese, beiden Theilen so vortheilhafte Verbindung wäre gewiß auch zu Stande gekommen, wenn nicht Schmid sich dazwischen geworfen und die Einigung vereitelt hätte. Er bot Pestalozzi eine andere Aussicht dar, welche dessen Lieblingswünschen begegnen, ihm selbst aber auch seinen bisherigen Einfluß sichern sollte. Es handelte sich wieder um eine Armen-Erziehungs-Anstalt, welche zu Clindy, kaum zehn Minuten von Yverdün, am See gegründet werden sollte. Mit zwölf Waisenkindern wurde das Institut auch wirklich eröffnet, und Pestalozzi's ganzes Herz hing an einem Unternehmen, welches all' seinen ersten Ideen entsprach und stets zu seinen Lieblingsbestrebungen gehört hatte. Einige Zeit ging auch die Sache vortrefflich; aber als der einfache Zweck wieder mehr verwischt wurde, als man anfing, auch Kinder reicher Eltern in die Anstalt aufzunehmen, da

*) Freilich läßt diese Gesammtausgabe Vieles zu wünschen übrig. So brachte beispielsweise Schmid bei dieser Gelegenheit Einzelnes von seinen Produkten zu Markte, während er wichtige Schriftstücke aus Pestalozzi's Feder, z. B. die Abendstunden eines Einsiedlers, ganz weggelassen hat.

neigte sich Alles auch wieder ebenso schnell abwärts, als es aufgeblüht war. — Nicht wenig trug der fortgesetzte Streit mit Niederer, welcher mehr und mehr zum öffentlichen Scandale wurde, zum Verderben aller Unternehmungen Pestalozzi's bei. Vergebens strebte der gequälte Greis nach Versöhnung. „Wiederhole, lieber Niederer, schreibt er in einem seiner Briefe, wiederhole doch in Deinem Gedächtnisse, was wir einst von einander hofften und was wir einander waren. Werde, so viel Du kannst, wieder mein alter Niederer. Ich will Dir ja so gerne wieder sein, was ich Dir einst war! O Niederer, wie sehne ich mich darnach, daß wir von erneuerter Liebe gestärkt und geheiliget, beim nächsten Fest einmal auch wieder zum heil. Nachtmahl gehen dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß die ganze Gemeinde, in der wir leben, von unserem Thun geärgert, ob unserm zum Nachtmahl Kommen schaudern und ihre Blicke mit Unwillen und Bedauern auf uns werfen müsse. Lieber Niederer, denke doch nicht, daß uns je Advocatenkniffe und Trödlerkünste auf irgend eine Weise zur Höhe der Ehre bringen können, zu der wir uns durch Wiederherstellung unserer Liebe selbst zu erheben vermögen." —

Niederer widerstand solchen Bitten; aber zu seiner Vertheidigung wollen wir wenigstens anführen, daß seine Unversöhnlichkeit gewiß weniger der Person Pestalozzi's, als vielmehr dessen unlöslicher Verbindung mit Schmid galt.

Dem lebensmüden, durch so manche bittere Erfahrungen erschöpften Greise blieb endlich nichts übrig, als im Frühjahre 1825 seine zuletzt sehr gesunkene Erziehungsanstalt ganz aufzugeben und im achtzigsten Lebensjahre nach dem Neuhof zurückzukehren, wo er vor fünfzig Jahren seine erziehliche Wirksamkeit begonnen hatte. Den einzigen Sohn hatte Pestalozzi schon um 1794 verloren; aber ihm lebte noch ein Enkel, welcher den Neuhof in Besitz hatte, und den Großvater freudig aufnahm. In der Ruhe dieses ländlichen Aufenthaltes schaute Pestalozzi noch einmal auf sein bisheriges langes Leben zurück und veröffentlichte als Ergebnisse dieses Rückblickes zwei Schriften, die Lebensschicksale und den Schwanengesang. Doch sind diese Schriften allzusehr durch die trüben Eindrücke beeinflußt, welche die letzte Lebensperiode Pestalozzi's gebracht hatte. Er unterschätzt in seiner niedergedrückten Stimmung den Werth und die Bedeutung des eigenen Lebens und Wirkens, überschätzt dagegen Schmid's Werth und Wirksamkeit. In seinem Schwanengesange sagt er beispielsweise: „Unser Unternehmen, wie es in Burgdorf entkeimte, in Buchsee sich zu gestalten anfing und in Yverdün in abenteuerlicher Unförmlichkeit mit sich selbst kämpfend und sich gegenseitig zerstörend Wurzel zu fassen schien, war an sich in seiner planlosen Entstehung, auch unabhängend von meiner

persönlichen Untüchtigkeit, unabhängend von der Heterogenität der Personen, die daran Theil nahmen, unabhängend von dem gegenseitigen Widerspruche der Mittel, durch die wir dasselbe zu erzielen suchten, selbst unabhängend von dem Widerspruche, in dem es mit dem Routinegang der Erziehung und mit der Allgewalt des Zeitgeistes in Opposition stand, ein unausführbares Unding, ein babylonischer Thurmbau, in welchem ein Jeder seine eigene Sprache redete und Keiner den anderen verstand, weil es an der Gemeinkraft für unsere Zwecke fehlte." — Die Lebensschicksale veranlaßten eine Gegenschrift unter dem Titel: „Biber's Beitrag zur Biographie Pestalozzi's; St. Gallen 1827", worin Niederer gegen alle Angriffe energisch in Schutz genommen, Schmid aber eben so sehr als Pestalozzi hart angegriffen werden. „Pestalozzi's Schrift, heißt es dort unter Anderem, könnte den Glauben an alles Heilige, Gute und Große im menschlichen Dasein vernichten; sie verdient Verachtung, weil Personen verleumdet sind, die Pestalozzi und seinem Werke, als er selbst ihm untreu wurde, mit Liebe und Aufopferung ergeben waren; sie ist ein Beweis der tiefsten geistigen Versunkenheit eines Mannes, der jetzt eben so ungeduldig seine Schandsäule sich aufrichtet, als er früher an der Säule seines Ruhmes arbeitete. Der Stimmführer der Gerechtigkeit und der Priester der Wahrheit, Pestalozzi, steht vor uns, von sich selbst mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt." —

Welchen Schmerz mußten solche Urtheile den Freunden Pestalozzi's verursachen! Wohlthuend ist es dagegen, daß sie nur vereinzelt dastanden, und daß im großen Ganzen Pestalozzi gerechtere Würdigung erfuhr, als er sich selbst in seiner gedrückten Stimmung zuerkennen mochte. So sagt der gleichzeitige Erziehungsrath Schwarz: „Da steht der gefeierte Mann, der mit seiner Erziehungsidee seit beinahe einem Menschenalter ganz Europa unterhielt, und — bekennt seine Schuld. Der tiefgebeugte Menschenfreund thut sich selbst Unrecht. In seinem Wehklagen ist noch Liebe zu den Menschen, nichts von Bitterkeit gegen die Welt." —

Im letzten Sommer seines Lebens (1826) besuchte Pestalozzi in Schmid's Begleitung noch die Anstalt Zeller's in Beuggen für arme Waisenkinder. Die Zöglinge empfingen ihn festlich mit dem Liede Göthe's, welches auch in Lienhard und Gertrud aufgenommen ist:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Mit Thränen der Rührung wankte Pestalozzi die Treppe des Hauses hinauf und nahm Platz auf dem Katheder, wo ihm die Kinder einen Eichenkranz überreichten. Er legte ihn neben sich mit den Worten: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz!“ —

Noch einmal, am 21. November 1826 trat Pestalozzi öffentlich auf. Er wohnte an diesem Tage der Culturgesellschaft in Brugg bei, und las eine Abhandlung vor über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis ins sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen könne. Oft sprach er mit Thränen der Rührung in den Augen und mit einem hinreißenden Jünglingsfeuer.

Mit den rauhen Winterstürmen kehrte Pestalozzi auf den Neuhof zurück. Bald darauf fühlte er die Mahnungen des nahen Todes. Ein Fieber erfaßte ihn mit solcher Gewalt, daß er am 15. Februar nach Brugg gebracht werden mußte, um in der Nähe des Arztes zu sein. Schon am Tage darauf wurde das Fieber stärker. In einer ruhigen Stunde sprach er: „Ich vergebe meinen Feinden, mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe! Ich hätte gern noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten; aber ich danke auch Gott, der mich von diesem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibet still für euch, und suchet euer Glück im stillen häuslichen Kreise.“ —

In den Morgenstunden des 17. Februars 1827 gingen die müden Augen zu. — Am 19. in der Frühe senkte man zu Birr beim Schulhause die Leiche in die Gruft. — Das Grab ist dicht neben der Dachtraufe, und dankbare Hände pflanzten später einen Rosenstock darauf. Rosen und Dornen, aber der Dornen viel mehr; das ist das Bild von Pestalozzi's langem, mühevollem Leben.

Ehe wir Pestalozzi's Bedeutung für das Erziehungs- und Unterrichtswesen genauer erwägen, möchten wir noch einen Blick auf dessen Persönlichkeit werfen und damit das Bild ergänzen, welches uns aus der bisherigen Darstellung seines Lebens erwachsen ist. Blochmann, der mehrere Jahre in seiner unmittelbaren Nähe lebte, schildert uns das Aeußere des merkwürdigen Mannes vielleicht treffender als jede andere Feder. „Das Ganze seiner Gesichtszüge, sagt er, war vielartig gewoben und verändert, durch die verschiedensten Gemüthsaffecte bewegt. Bald lag darauf die zarteste Weichheit und Milde, bald herzzerreißender Schmerz und Traurigkeit, bald furchtbarer Ernst und bald ein Himmel voll Liebe und Wonne. Seine tiefliegenden Augen quollen oft wie Sterne hervor, ringsum Strahlen werfend, oft wieder traten sie zurück, als blickten sie in eine innere Unermeßlichkeit. Seine Stirn war abgerundet,

hinter des Alters Furchen die Gluth der Jugend verbergend; der Ton seiner Stimme vielfach modulirt, dem sanften, lieblichen Worte und dem Donner des Zornes gleich dienstbar. Sein Gang war ungleich, bald hastig, bald bedächtig und wie in Sinnen verloren, bald kühn und imponirend, seine Brust breit gewölbt, sein Nacken dick und gebogen, und stark und straff die Muskeln seiner Glieder. Von kaum mittlerer Größe und von schmächtiger Gestalt, trat doch in Haltung und Bewegung eine Fülle von Dauer und eine Kraft hervor, mit der er unsäglichen Stürmen Trotz bot. Alles in seiner äußeren Erscheinung kündigte eine Persönlichkeit an, in der alle Saiten der menschlichen Natur tönten, und die zum Träger tiefgreifender Ideen bestimmt war." —

Solche Ideen und alles Leben Pestalozzi's aber wurden wieder von der Liebe getragen, die sein eigentlichstes Lebenselement, der Kern all' seines Strebens war. Die edelste Menschenliebe beseelte den seltenen Mann und lenkte all' sein Denken und Thun auf die Hütten der Armen und auf die Kinder des Volkes. Für diese war ihm nichts zu theuer, für diese nichts zu schwer, und wenn ihn sein Lebensweg und der Drang der Umstände auch öfters von diesem Ziele ablenkte, so blieb sein Herz doch immer dem Volke zugewandt, und wo es frei schlagen konnte, da schlug's für die Armen im Lande. Und was er Großes gewirkt hat, das hat er gerade durch diese Liebe gewirkt, welche alle, die ihm näher traten, um so gewaltiger ergriff, da sie mit der edelsten Uneigennützigkeit gepaart war. Opferte er doch sein ganzes Vermögen, die letzte Ausbeute seiner schriftstellerischen Thätigkeit, Alles, Alles seinen wohlthätigen Zwecken und ertrug freudig Hunger und Kummer, wenn nur diese Zwecke gefördert wurden. Vor den Thoren Basels gab er einmal einem armseligen Bettler seine silbernen Schnallen von den Schuhen, band diese flüchtig mit Stroh zusammen und schlich sich so zur Stadt hinein.

Unterstützt und fruchtbringend wurde diese uneigennützige Liebe durch eine seltene Beharrlichkeit. Wie die Spinne immer und immer wieder ihre Fäden zieht, wenn auch noch so oft das Netz zerrissen wird; so Pestalozzi. Kein Widerspruch konnte ihn irren, kein Spott ihn hindern, kein fehlgeschlagenes Unternehmen seine Thatkraft und Opferfreude schwächen. Er ertrug alles Ungemach ohne zu weichen und zu wanken. „Dreißig Jahre, so schrieb er von Burgdorf aus an Zschokke, war mein Leben ein Kampf gegen eine zur Wuth treibende Armuth. Bis auf heute kann ich weder Gesellschaft noch Kirche besuchen, weil ich nicht gekleidet bin und mich nicht zu kleiden vermag. Ich bin auf der Straße das Gespött des Volkes, weil ich wie ein Bettler umherlaufe." —

In Burgdorf lag er einst unter heftigen Gliederschmerzen im

Bette und konnte sich kaum rühren. Da kam der französische Gesandte von Bern herüber, seine Anstalt zu sehen. Unter Ach und Weh richtete er sich mühsam auf, ließ sich ankleiden, ging einige Schritte, auf Krüsi gestützt, bewegte sich allmählig in die Klassen, vergaß nach und nach seine Schmerzen, fühlte sich bald stark genug, dem Gesandten entgegen zu gehen, eilte von Stube zu Stube, sprach und erklärte mit Feuer und Leben, und — weg, bis auf die letzte Spur war aller Schmerz.

Diese trefflichen Eigenschaften Pestalozzi's wurden von großer Demuth und Bescheidenheit getragen. Er kannte seine Schwächen und Fehler, wie selten Jemand; aber er bekannte sie auch offen und frei. Hiervon geben nicht bloß seine Lebensschicksale und der Schwanengesang Zeugniß, sondern auch die Reden, welche er gelegentlich in der Anstalt vor allen Gliedern des Hauses hielt. Oft waren diese Vorträge voll prüfender Blicke in sein eigenes Herz, voll vom Bekenntnisse der eigenen Schwäche gegenüber der hohen Aufgabe, welche ihm gestellt worden, und er glich alsdann jenem Zöllner, der im Tempel an seine Brust schlug, und Gott bat, ihm gnädig zu sein. Am Neujahrstage 1811 sprach er unter Anderem: „Vater, meine Schwäche ist groß, mein Glaube ist schwach. Eitle Furcht drängt mich oft und legt mich zu Boden wie eine arme Staude, die der Wind drängt. Dann geht der Sturm vorüber, und du erhebst mich wieder aus meinem Staube. Warum beugt mich andrer Menschen Schwäche? Es ist nur darum, weil mich meine eigene innere Schwäche nicht tief genug beugt und ich nicht tief genug über mich selbst seufze."

Aber während wir diese vortrefflichen Eigenschaften Pestalozzi's bewundernd hervorheben, dürfen wir auch dessen Schwächen nicht übersehen. Daß es ihm eigentlich an wissenschaftlicher Bildung fehlte, haben wir schon bei Gelegenheit erwähnt. Aber er that auch nichts, um diesem Mangel abzuhelfen; ja er kümmerte sich nicht einmal um das, was auf dem Acker, den er selbst mit solcher Hingabe bebaute, bereits von Anderen geschehen war, oder gleichzeitig geschah. Die Bestrebungen Basedow's und Rochow's, die Thätigkeit Felbiger's und Kindermann's und Anderer kannte er entweder gar nicht oder nur vom Hörensagen. Und doch dürfen wir diesen Fehler nicht zu hoch anschlagen, denn er hat ihm eine Ursprünglichkeit, eine Frische und Originalität bewahrt, die wir bei keinem pädagogischen Schriftsteller wieder finden. Und wenn es ihm auch an wissenschaftlicher Durchbildung fehlte, so ersetzte er diese oft durch einen natürlichen Instinct, durch eine Sehergabe, welche ihn die tiefsten Wahrheiten wie spielend finden ließ. Er, der nicht selten unorthographisch schrieb, glänzt zudem durch eine Innigkeit, Macht und Fülle der Darstellung, die an Tiefe des

Eindrucks, an ergreifender Wahrheit kaum ihres Gleichen findet und an den klaren Felsenquell erinnert, der mächtig aus den Bergen sprudelt und bald über's Gestein hinüberschäumt, bald ruhig durch's Wiesenthal fließt. — Mehr dürften wir es beklagen, daß es Pestalozzi ganz an der Fähigkeit fehlte, ein einigermaßen großes Ganze zu überschauen und zu leiten. Und wenn seine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung hierauf Einfluß übte, so that dies sein Mangel an Menschenkenntniß und die Hingabe an die Gewalt momentaner Eindrücke noch mehr. Wohl kannte er die Menschen im Allgemeinen, aber den einzelnen Menschen durchschaute er nicht. Er selbst gesteht, daß er die Fehler seiner Freunde fast nicht sehe, ja, daß er sich nicht bloß in jedem Schlauen, sondern auch in jedem Narren irre, weil er ihm eine gute Meinung zutraue. Ramsauer, sein mehrjähriger, dankbarer Schüler, spricht sich über Pestalozzi's Regierungsunfähigkeit folgendermaßen aus: „So sehr auch sein Character, besonders sein unermüdeter Eifer und seine aufopfernde Liebe geeignet waren, Jung und Alt zu begeistern und Leben und Thätigkeit auch in das größte, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Haus zu bringen, so wenig verstand er ein Haus äußerlich zu regieren, dazu ging ihm die Geduld und aller praktische Tact ab, und daher kam es, daß zu allen Zeiten allerlei Unordnungen und Streitigkeiten in der Anstalt stattfanden, denen zu steuern er aber meistens die verkehrtesten Mittel anwandte."

Die Hingabe an die Gewalt momentaner Eindrücke machte Pestalozzi oft leidenschaftlich und ungerecht, ja sie verführte ihn zu den offenbarsten pädagogischen Mißgriffen. Jeder Zögling, der so glücklich war, ihm selbst irgend eine Beschwerde gegen Lehrer vorbringen zu können, durfte sicher sein, vorschnellen Beistand zu erhalten. Waren diese Beschwerden etwa noch von Thränen begleitet, so wurde Pestalozzi nicht selten so übermannt, daß er aufsprang und sofort den Lehrer wegen der vermeintlichen Ungerechtigkeit mit harten Worten zur Rede stellte. Blochmann erzählt, daß ihm selbst dies zweimal begegnet sei. Das erste Mal habe er sich vor der ganzen Klasse ruhig auszanken lassen, das zweite Mal sei er jedoch dem hereinstürzenden Greise entgegengeeilt, habe ihn beim Arme genommen und genöthigt, mit ihm aus der Klasse heraus auf sein Zimmer zu gehen. Da beruhigte er sich allmählig, ließ sich bald auch überzeugen, daß der Knabe Unrecht und unverschämt gelogen habe, und rief aus: Der Lumpenbub', ich will ihm eine Maulschelle geben! —

Zu den Schwächen Pestalozzi's gehörte auch die Vernachlässigung des ganzen äußeren Menschen. Er war so von seinen Ideen und Bestrebungen erfüllt, daß er oft vergaß, sich zu kämmen und zu waschen, und daß er mit bestaubtem Anzuge und herabhängenden

Strümpfen im Schlosse umherlief. Einst wurde er, als er, bestaubt und schmutzig, mit einem herabhängenden Strumpfe in Solothurn anlangte, vom Büttel als Vagabund behandelt und festgenommen. Führt mich zu Lüthi, rief er dem Haltfest zu. Es war dies ein Mitglied der helvetischen Regierung, bei dem er in großer Gunst stand. Der Büttel, nicht begreifend, was ein so schmutziger Landstreicher mit Lüthi könne zu schaffen haben, zögerte, und begleitete ihn erst auf wiederholtes, derbes Fordern dahin. Kaum hatte Lüthi seinen Freund erblickt, so eilte er ihm entgegen und fiel ihm um den Hals. Natürlich stand der Büttel sehr betroffen da; Pestalozzi griff in seine Tasche und gab ihm, was er bei sich hatte, einen Neuthaler, mit den Worten: Ihr habt euere Pflicht gethan.

Ehe wir uns von Pestalozzi's Persönlichkeit zu seinen Leistungen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes wenden, müssen wir noch einen Blick auf sein vielbesprochenes Verhältniß zur positiven Religion, zum Christenthume, werfen. Es ist hiebei nicht außer Acht zu lassen, daß die größte Hälfte seines Lebens in die Zeiten fällt, wo Rousseau's und der Encyklopädisten Ideen die Welt erfüllten, in die Zeiten der Vorbereitungen zur Revolution und in diese selbst, und daß er endlich in der reformirten Religion geboren und erzogen war. Alle Umgebungen Pestalozzi's, alle Literatur, jede Zeitbegebenheit athmeten, wenn nicht Spott und Feindseligkeit gegen das positive Christenthum, doch Lauheit gegen dasselbe. Und doch hatte Pestalozzi ein Herz zu voll von warmer Liebe, doch waren die Eindrücke seiner ersten Jugenderziehung, das Beispiel der Mutter, Babeli's und des Großvaters in Höngg zu nachhaltig, doch war er zu sehr Gefühlsmensch, als daß jener Einfluß des ganzen damaligen Zeitgeistes sein Herz vollständig hätte erkalten und gegen das Christenthum feindselig stimmen können. Wenn er auch gleich Basedow sich vereinzelt gegen die Trinitätslehre äußerte, so hat er sich doch niemals so weit verirrt, daß er polemisch oder mit Spott gegen das Christenthum aufgetreten wäre. So viel ist allerdings außer Zweifel, daß er sich selbst nicht auf dem christlich-gläubigen Standpunkte befand, daß er in einer natürlichen Religion, im Glauben an ein höchstes Wesen zwar unbestimmt schwärmte, daß ihm aber die Erlösung der Menschheit durch Christus fremd blieb. Er erblickte im Gottessohne nur den weisen Lehrer und Menschenfreund. Aber eben so wohl steht fest, daß Pestalozzi in sich selbst durch seine religiösen Ansichten keineswegs befriediget wurde, daß er vielmehr eine Leere fühlte, die ihn antrieb, nach einer tieferen Auffassung des Christenthums im Glauben zu ringen. Namentlich tritt uns dieses glaubensbedürftige Ringen und Streben in seinen letzten zwanzig Lebensjahren unverkennbar entgegen. Wenn

Basedow, Rousseau u. A. mit ihrem Unglauben prahlten und ihn überall zur Schau trugen, so empfand dagegen Pestalozzi mit diesem Unglauben zugleich einen Mangel, dem er abzuhelfen, eine Lücke in seinem Gemüthsleben, die er auszufüllen wünschte. Pestalozzi war außerchristlich, nicht aber widerchristlich. Ueber die Ursachen dieses Standpunktes spricht er sich selbst in einem vertraulichen Briefe von 1793 also aus: „Ich ging, schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derselben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters; ich ließ das Wesentlichste der Religion in meinem Innersten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden. Ich verachtete die Papierwissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und den Menschen eben so wie die Winkelexperimente, mit denen Lavater der armen Papierwissenschaft über diesen Gegenstand zu Hülfe kommen wollte. Aber ich verlor wahrlich die wesentliche Kraft, die die wahre Gottesverehrung dem stillen Edlen ertheilt, indem ich sorglos für mich selbst die Schale dieses guten Kerns nirgens des Aufhebens würdig, und den Kern nirgens nur Labsal und Befriedigung sichernd um mich fand. In dem unsäglichen Elend, das über mich verhängt war, verschwand die Kraft der wenigen isolirten Gefühle meiner jüngeren Jahre. Meine Wahrheit ist an den Koth der Erde gebunden und also tief unter dem Engelgang, zu welchem Glaube und Liebe die Menschheit zu erheben mag. Ich bin ungläubig, nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte, sondern weil die Summe meiner Lebenseindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben hat. Von meinen Schicksalen also geführt, halte ich das Christenthum für nichts Anderes, als für die reinste und edelste Modification der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch, und diese Lehre für das große Geheimniß und das einzige mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer nahen Veredlung näher zu bringen, oder, um mich deutlicher auszudrücken, durch innere Entwickelung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft der Vernunft über die Sinne zu gelangen. Das, glaube ich, sei das Wesen des Christenthums; aber ich glaube nicht, daß viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden . . . . So stehe ich ferne von der Vollendung meiner selbst und kenne die Höhen nicht, von denen mir ahndet, daß die vollendete Menschheit zu ihnen hinanzuklimmen vermag." — Aus diesem unmittelbaren Ergusse der Vertraulichkeit entnehmen wir deutlich genug, daß Pestalozzi das rechte Verständniß des Christenthums fehlte, weil er einerseits durch den Unglauben seiner Zeit, anderntheils durch den todten Formalismus mancher Maulchristen irre geführt worden war, daß er aber auch lebhaft genug, in sich selbst eine Leere und einen Mangel fühlte, welche durch die abstracte und kalte Auffassung

der Religion nicht getilgt werden konnten. Darum schloß er sich denn auch oft mit aller Wärme des Herzens an die Natur an und wollte in ihr Den erfassen und lieben, für dessen unmittelbare Offenbarung ihm der Sinn fehlte.

Hätte er eine specifisch christlich einwirkende Umgebung gehabt, hätte er sich zu eingehenderen Studien des Christenthums und der Menschheit in ihrer Entwickelung verstehen können und wäre er nicht zu sehr von der Außenwelt hin und her gezerrt worden, so möchte sein liebevolles Herz, sein reiner Kindessinn noch auf bessere Wege gekommen sein. Daß er nach solchen öfters in geweihten Stunden rang, davon geben manche Stellen aus seinen Schriften, besonders aber aus seinen Reden, einen sprechenden Beweis. Im Jahre 1802 sagt er: „Ich erkenne in dem großen Erlöser Jesus Christus den einzigen hohen Priester, den uns Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten gelehrt hat.“ In seiner Neujahrsrede vom Jahre 1809 lesen wir: „Nur in der Anbetung unseres Erlösers wird der Zweck unserer Vereinigung erreicht, nur in seiner Nachfolge wird der Geist unserer Methode ein reiner, ein erhabener Geist.“ — Am Weihnachtsfeste 1810 spricht er: „Brüder, sind wir fähig, das Weihnachtsfest im Geiste wahrer Christen zu feiern; so sind wir auch fähig, unser Werk zu vollenden. Wohl sagt Jesus: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so sprechet ihr zu diesem Berge: Hebe dich, und er hebt sich. Freunde, Brüder, die Feier unserer Weihnacht sei ein Gebet zu Gott um den Sinn Jesu Christi und um die Kraft seines Geistes, daß sich unser Haus zur Gemeinschaft der Liebe erhebe und unser Werk sich durch dieselbe vollende.“ Am Neujahr 1811 ruft er aus: „Herr, ich glaube, komm zu Hülfe meinem Unglauben, und in seinem Berichte an's Publikum vom Jahre 1820 lesen wir noch: „Die biblische Geschichte und besonders das Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi genau zu kennen, und dann die erhabensten Stellen der Bibel in kindlich gläubigem Sinne sich einzuüben, halte ich dafür, sei der Anfang und das Wesen, was in Rücksicht auf den Religionsunterricht noth thut, und dann vorzüglich eine väterliche Sorgfalt, den Kindern den Werth des Gebetes im Glauben tief fühlbar zu machen.“ —

An diesen Stellen, die wir leicht noch vermehren könnten, möge es genug sein, um unsern Lesern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Pestalozzi nicht widerchristlich war. Je mehr wir aber erkennen und bedauern, was ihm fehlte, desto mehr müssen wir auch zu der Anerkennung geneigt sein, daß wohl selten Jemand mit seinem vagen religiösen Standpunkte eine reinere und größere Menschenliebe, ein uneigennützigeres Streben für's Wohl der Armen und für die Bildung der Jugend verbunden hat. Einer seiner edelsten Schüler hat Recht, wenn er sagt, daß sein Ringen nach Schätze

des Glaubens groß und ehrwürdig erscheine. „Verbinden wir damit, sagt dieser Schüler weiter, verbinden wir damit das Erhabene, praktisch Christliche, was uns in der Stärke, Treue und Reinheit der sich selbst vergessenden, für Andere sich aufopfernden Liebe Pestalozzi's durch sein ganzes Leben neben dem demüthigen Gefühle seiner Schwäche und Sündhaftigkeit, neben seiner Gottesfurcht, Frömmigkeit und Hingebung in Gottes Willen unter allen Drangsalen in so herrlichem Lichte entgegenstrahlt, und bleiben wir eingedenk, daß er Christo ähnlich mit seiner Liebe die Armen und Elenden, die Vergessenen und Gedrückten umfaßte, so werden wir bekennen müssen, daß Der, welcher fort und fort in den Herzen der Christen als episcopus in partibus infidelium herrscht und die Starken zum Raube hat, auch in der Seele dieses Starken mit seiner erlösenden Macht und Liebe geblieben ist, wie sehr und oft auch der Glaube in ihm wankte." — Aber bei aller Milde des Urtheils dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß Pestalozzi's ganzes Leben unter dieser Stellung zum Christenthume gelitten hat, und daß alle seine Fehler in der erziehlichen Thätigkeit nur daraus entsprungen sind.

Gleich Rousseau, Basedow und Rochow spricht er nur von einem reinen Herzen der Kinder, von einer angebornen Unschuld der Neigungen und von dem durch die Außenwelt herantretenden Verderben. „Das Kind, sagt er selbst, kommt voll Reinheit und Unschuld in eine Welt, die für die Unschuld seines Sinnengenusses und für die Reinheit der Gefühle seiner inneren Natur gleich verdorben ist." — Auf diesem Irrthume, welcher dem kirchlichen Christenthume und auch der wirklichen Erfahrung schnurgerade widerspricht, ruht das ganze Gebäude Pestalozzi'scher Erziehung, und es ruhet darum weniger fest, als die Theorien des Pythagoras und Sokrates. Diese letzteren ahneten schon, daß alle Erziehung der Menschen in deren Befreiung von einer durch die Sünde verkehrten Natürlichkeit bestehe. Unter jener Voraussetzung konnte Pestalozzi sich auch nicht zum Glauben an die Erlösung durch den Opfertod Christi emporschwingen, und für die hülfreichen Heils- und Gnadenmittel der Kirche blieb ihm der Sinn verschlossen. Damit hing es nothwendig zusammen, daß in seinen Erziehungsanstalten die religiösen Uebungen allmählig ganz in den Hintergrund traten, daß man die Mitwirkung der kirchlichen Gemeinschaft verschmähte und Alles von Außen und von äußerlichen Kunstmitteln, Nichts aber von der göttlichen Gnade erwartete. Darum fehlten denn auch bei allem Handeln und Streben der Zöglinge gar bald die höheren Motive, es fehlte der tiefere Zug des Herzens und Lebens, und an deren Stelle traten Menschenfurcht, Ehrgeiz und ein äußerliches Schicklichkeitsgefühl.

Es ist ein großes Verdienst Pestalozzi's, daß er die Erziehung mit und in der Wohnstube begonnen wissen will, und daß er dieselbe wesentlich auch in die Hände der Mütter legt. Kein Pädagog der neueren Zeit hat dies herzlicher und inniger gethan. Aber auch das Heiligthum der Wohnstube und des engeren Familienkreises wird doch nur schwach von dem Feuer eines gläubig frommen Mutterherzens durchwärmt, und der christliche Erzieher möchte immer in dem Bilde der Gertrud, jener Mustermutter, viele der Züge vermissen, welche eine Monika*), Nonna und Anthusa auszeichnen. Und wo soll eine solche Mustermutter, wo sollen überhaupt Mütter die Stärke, die Ausdauer und die rechte Liebe hernehmen, wenn nicht aus jener unerschöpflichen Quelle, die uns Der geöffnet hat, welcher sprach: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wie und wodurch will Pestalozzi jene Mutterideale bilden und heranziehen, wenn nicht durch die Kraft und Fülle des Christenthums?

Sehen wir von diesem Mangel im Leben und Wirken Pestalozzi's, den er selbst genugsam büßen mußte, ab, und wenden wir uns der Eigenthümlichkeit seiner Ansichten und Methode zu, so müssen wir ihm nichts desto weniger große Verdienste zuschreiben. Mit gewaltiger Kraft und Eindringlichkeit hat er darauf hingewiesen, daß dem gesunkenen Volke nur durch die Erziehung aufgeholfen werden könne, und mit derselben Kraft zog er das häusliche Leben oder die Wohnstube in den Dienst dieser Aufgabe. Indem er das letztere that, berechtigte er zu der Erwartung, daß seine Methode einfach und einheitlich sein werde, denn nur für eine solche können die Wohnstube und das häusliche Leben zugänglich sein. Man mußte erwarten, daß seine Erziehungslehre keine Kunsttheorie, sondern allgemein verständlich sei, wie die Volkspoesie. Diese Erwartungen hat Pestalozzi auch in dem ersten Stadium seiner Thätigkeit, insbesondere in Stanz, vielfach befriediget. Hier trat er selbst ein, trat ein mit all' seiner Liebe und Kraft. Hier war er Vater und Mutter, und was ihm an objectiver Klarheit der Grundsätze fehlte, ersetzte er reichlich durch seine Persönlichkeit. Hier trug er wirklich die Wohnstube mit ihrer Liebe und Einfachheit in die Schulstube hinein und suchte Kunst und Natur auf dem Boden mütterlicher Fürsorge zu vereinigen. Er schließt sich hiebei in sofern treu an die Natur an, als diese den Menschen in seiner Individualität beläßt, ihn von Innen heraus bildet und allmählig fortschreitend eins an's andere reiht. Das schöne Bild vom Keime, der sich zum Baume entwickelt, haben wir schon früher bewundert. Die Anfänge alles Erkennens bot ihm die Anschauung der

*) Man vergleiche die Ansichten des M. Vegius Seite 195.

Natur, aber diese äußere Anschauung sollte zugleich zu einer inneren werden, über welche das Kind frei gebieten könne. Wie alles Leben sich mit seiner Kraft in den einzelnen Wesen auch individuell ausprägt, so wollte Pestalozzi durch seine Methode und Erziehungsweise nicht uniformiren, sondern nur die freie Entwickelung des Einzelnen je nach seiner inwohnenden eigenthümlichen Kraft fördern. „Der echte Lehrer der Methode, sagt er selbst, voll Demuth die Schwäche und Beschränkung seiner eigenen Persönlichkeit fühlend, wagt es nicht, gewaltsam in den Entwickelungsgang des Zöglings einzugreifen, seine Richtung willkürlich zu bestimmen, die eigenen Meinungen und Zwecke ihm aufzudringen; er hütet sich, Etwas ausrotten zu wollen, damit er nicht den Weizen mit dem Unkraute ausrotte."

Im ferneren Verlaufe seiner Wirksamkeit, und namentlich als er in Niederer und Krüsi praktische Gehülfen fand, baute sich die Methode noch ausschließlicher auf die Anschauung, welche er keineswegs allein auf die Vermittlung des Gesichtssinnes, sondern auf das ganze Gebiet sinnlicher Wahrnehmungen ausgedehnt wissen wollte und in deren Kreis er alles Empfundene und Erlebte zog. Statt der planlosen, ermüdenden und zerstreuenden Bilderschau Basedow's wollte Pestalozzi Anschauung der Wirklichkeit und des vollen Lebens, zugleich aber auch eine Anschauung, die planmäßig und stetig fortschreitet. — Maulbraucherei ohne wahres Verständniß, Begriffe ohne anschauliche Unterlage waren Pestalozzi ein Gräuel, er forderte wiederholt und mit größter Dringlichkeit, daß alle dunkelen Anschauungen zu bestimmten, die bestimmten Anschauungen zu klaren Vorstellungen und diese endlich zu deutlichen Begriffen erhoben würden*). Er dehnte diese Forderung auch auf das religiös-sittliche Gebiet aus und schärfte namentlich den Eltern und Erziehern ein, daß alles Gerede von Liebe, Tugend, Fleiß u. s. w. eitel bleibe, wenn nicht jene Anschauung hinzukomme, welche das Leben der Eltern und Erzieher, deren eigene Liebe und

*) Die Welt, sagt P., liegt uns als ein in einander fließendes Meer verwirrter Anschauungen vor Augen; die Sache des Unterrichtes und der Kunst ist es, wenn durch sie unsere, an der Hand der bloßen Natur für uns nicht rasch genug fortrückende Ausbildung wahrhaft und ohne Nachtheil beschleunigt werden soll; daß sie die Verwirrung, welche in dieser Anschauung liegt, aufhebe, die Gegenstände unter sich sondere, die ähnlichen und zusammengehörigen in ihrer Vorstellung wieder vereinige, sie alle uns dadurch klar mache, und nach vollendeter Klarheit derselben in uns zu deutlichen Begriffen erhebe. Und dieses thut sie, indem sie uns die in einander fließenden, verwirrten Anschauungen einzeln vergegenwärtiget, dann uns diese vereinzelten Anschauungen in verschiedenen wandelbaren Zuständen vor Augen stellt und endlich dieselben mit dem ganzen Kreise unseres übrigen Wissens in Verbindung bringt.

Tugend, deren eigener aufopfernder Fleiß bieten müssen. Freilich ist Pestalozzi in dieser Hinsicht mit Recht eingewendet worden, daß es auch Anschauungen des Geistes gibt, durch die dem geistigen Auge ein Gegenstand ebenso klar, bestimmt und unmittelbar gegenüber tritt, und in dem Geiste ebenso bestimmte Eindrücke zurückläßt, wie eine durch das Auge und Ohr vermittelte Anschauung. Immerhin aber steht fest, daß Pestalozzi durch die Hinweisung auf die Nothwendigkeit einer geordneten, planmäßigen Anschauung als Bedingung der Erkenntniß, unendlich gewirkt und den Unterricht aus dem Mechanismus heraus gehoben hat. Indem Pestalozzi seinen Unterricht auf die Anschauung stützte, wurde er immer und immer wieder auf die Natur und das Leben hingeführt und fand daher auch, daß die Zahl, die Form und die Sprache die allgemeinsten und wesentlichsten Bildungsmittel darstellen. Ein Feind aller unnützen Ausdehnung und Breite des Unterrichts und alles haltlosen Geschwätzes, was er scherzweise Lixlari-Wesen zu nennen pflegte, wollte er diese Dreiheit als Fundament aller Elementarbildung angesehen wissen, und Krüsi, Tobler und Schmid wandten all' ihr Nachdenken darauf, diese Grundfächer methodisch zu bearbeiten. Krüsi bearbeitete nach Pestalozzi's Ideen den Sprachunterricht, und fassen wir das Ganze, was namentlich in Burgdorf für diese schwierige Disciplin gethan wurde, zusammen, so ist es nach Krüsi's eigener Darstellung folgendes: 1. Denk- und Redeübungen über Gegenstände, deren erster der Mensch*) selbst ist, von welchem aus das Kind stufenweise zur Beachtung und Erkennung alles dessen gelangen soll, was der himmlische Vater ihm in den Erzeugnissen seiner Schöpfungen vor Augen stellt, daß es sehe, wie es sie nenne, d. h. daß es schaue, beobachte, erkenne und erfahre, welche Eigenschaften und Kräfte ihnen inwohnen, und wie das Einzelwesen mit anderen Einzelwesen in mannigfaltigen Verhältnissen, mit dem Ganzen aber in einem vom Schöpfer selbst geordneten Zusammenhange stehe.

Diesen Anschauungsunterricht über Gegenstände, welche das Leben selbst in Natur und Kunst mit dem Kinde in nahe, von Tag zu Tag in erweiternde Berührung bringt, und dadurch deren Betrachtung, Beobachtung und Erkenntniß möglich macht, wollte Pestalozzi den Müttern zuweisen, weil keine andere Person Lehre und Liebe in so hohem Grade zu vereinigen im Stande ist. Von dieser Vereinigung mit dem Erwachen des kindlichen Geistes erwar-

---

*) Dies war ein Mißgriff, denn das Kind wendet sich naturgemäß nicht mit seiner Betrachtung dem eigenen Körper, sondern der Natur zu. Die objective Anschauung des Leibes, welche Pestalozzi in seinem Buche der Mütter vom Kinde forderte, stieß gerade die Mütter auch am meisten zurück, denn diese fühlten das Unnatürliche darin sofort heraus.

tete Pestalozzi mit Recht Großes für die Erziehung des Menschengeschlechtes. Die Mütter zu diesem wichtigen Geschäfte zu befähigen, war die hohe Bestimmung des „Buches der Mütter". Daß der Unterricht mit dem ersten Lebenstage beginnen soll, daß die mütterliche Pflege auch ohne Worte belehrend und bildend sei, daß aber die sinnige Beifügung des belehrenden und bildenden Wortes den Werth der Pflege unendlich erhöhe, und der späteren Schulbildung die beste Grundlage bereite, — wer dachte daran? Wurde ja fast allgemein die Kenntniß der Buchstaben als das Einzige angesehen, was die Kinder zum Behufe des Schulunterrichtes aus dem Hause bringen können. Ob auch das Buch der Mütter früher und mehr in die Schulen als in die Haushaltungen gedrungen ist, so haben doch seit Pestalozzi's Wirken im Gebiete der Menschenbildung Millionen Väter und Mütter ihre von Gott ihnen zugetheilte Aufgabe in höherem Lichte erfassen gelernt.

2) Denk- und Redeübungen über das wesentliche Thun des Menschen und der ganzen Natur, in so fern es dem thätigen, auf seine Umgebungen einwirkenden und Einwirkung anderer Gegenstände erfahrenden Kinde zum Bewußtsein kommt. In das Gebiet dieser Denk- und Redeübungen fallen:

a) Wahrnehmungen der Sinne;
b) menschliche Berufsthätigkeiten;
c) allgemeines, körperliches Thun des Menschen und seiner Mitgeschöpfe;
d) die Thätigkeiten des menschlichen Geistes und Gemüthes, insofern dieselben durch Unterricht und Leben der aufblühenden Jugend zur Anschauung und Erkenntniß gelangen.

Nach gehöriger Vorbereitung des Kindes durch sinnige Mütter und denkende Väter wollte Pestalozzi die Denk- und Redeübungen auf dieser Stufe der Schule zuweisen, indem er selbst hiefür Uebungen ausarbeitete, denen er den Titel: „der natürliche Schulmeister" zu geben gedachte. In dem Thun und Leiden der Gegenstände treten Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck mit entschiedener Klarheit vor das geistige Auge und bieten nicht nur eine unerschöpfliche Quelle von Einsicht und Erkenntniß, sondern auch von Lehre und Warnung dar. Wirklich leitete Pestalozzi selbst wichtige Wahrheiten und Lehren aus den als Sprach- und Denkübung behandelten Thätigkeiten her, die ich (Krüsi) aus besagtem Manuscript und mehreren seiner übrigen Schriften sammelte und unter dem Titel: „Pestalozzi's Vaterlehren" herausgab.

3) Die Bildung von Wörterfamilien. Wenn durch das „Buch der Mütter" und „den natürlichen Schulmeister" die Sprachkraft und vermittelst derselben die Denkkraft des Kindes gehörig entwickelt und gebildet ist, so tritt es auf die Stufe, wo ihm auch

der innere Zusammenhang der Wörter und Ausdrücke, die es in seiner Rede gebraucht, zu klarem Bewußtsein gelangen soll. Bei der Bildung von Wörterfamilien lernt der Schüler Wörter von anderen ableiten und abgeleitete auf Stamm und Wurzel zurückführen. Es giebt keine Uebung, welche so natürlich darauf leitet, jedem Worte, ich möchte sagen, in die Seele zu sehen, was doch gewiß unendlich mehr werth ist, als seinen Leib — Laut, Zeichen, Beugung und Fügung kennen zu lernen. Wie die Menschen zu Familien und Völkern sich vereinigen, so auch die Wörter. Wie bei den Menschenfamilien sind auch bei den Wörterfamilien die Glieder derselben ungleich wirksam, edel, wichtig. Während die Einen bloß im Gebiete des Körperlichen sich bewegen, erheben Andere sich zum Geistigen, Sittlichen und Religiösen hinauf, immer jedoch ihren Ursprung offenbarend und mit den übrigen Gliedern der Familien in stetem Zusammenhange bleibend. Von dem einzigen Worte „sehen" stammen eine Menge Wörter ab, oder es ist so mit anderen Wörtern verbunden, daß dasselbe immer das Grundwort, die anderen aber Bestimmungswörter bilden. Man erstaunt über die Mannigfaltigkeit der Begriffe, Richtungen und Beziehungen, die in dieser und mancher anderen Wörterfamilie vorkommen. Bei mancher Familie bezeichnet das Stammwort ein körperliches Thun, das aber Geistiges und Gemüthliches vorzubilden und zu begründen geeignet ist. Man denke nur in der bezeichneten Familie an die Wörter: Ansicht, Einsicht, Umsicht, Vorsicht, Zuversicht, Vorsehung 2c. Werden auch in der Volksschule nur wenige Wörterfamilien ausführlich und gründlich behandelt, so gewinnt der Schüler einen Thatbeweis, wie sich das unübersehbare Heer von Anschauungen und Begriffen auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Grundanschauungen und Grundbegriffen zurückführen läßt." —

Betrachten wir diese Ansichten näher, so finden wir, daß hier vorerst von Formen und Regeln abstrahirt wird, und daß Pestalozzi vielmehr die Schüler nur zum Denken und klaren Ausdrucke des Gedachten bringen wollte. Man nahm Denk- und Sprachübungen, von der Anschauung ausgehend, schweifte später dabei in's Gebiet des Sittlichen und wollte Sprachvermögen und sittliches Gefühl zugleich bilden. Diese letztere Ansicht hat der schon erwähnte Pater Girard späterhin auf die Spitze gestellt, so daß sein Unterricht in der Muttersprache in Wahrheit sich vollkommen zum Religionsunterrichte umgestaltet. Man sehe sein von K. R. Papst übersetztes Werk: Ueber den regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache für Schule und Haus, Biel 1846. — Auch Herr v. Türk verarbeitete die gegebenen Winke in seiner Schrift: Die sinnlichen Wahrnehmungen (1811). Bei aufmerksamer Durchsicht dieses leider der

Vergessenheit anheim gefallenen guten Buches bedauert man nur, daß es zuweilen die kindliche Sphäre durch allzu feine Anschauungen überschreitet, welche dem wirklichen Leben zu wenig angehören. Die Wörterfamilie hat besonders der Oberprediger Lange zu Burg, auch ein Schüler Pestalozzi's, in seiner 1826 bei Cotta erschienenen Sprech- und Sprachschule behandelt. Pestalozzi selbst kam in der eigentlichen Praxis des Sprachunterrichtes freilich mit seinem Principe der Anschauung oft in Widerspruch. Mehr als Krüsi glaubte er durch die Aufstellung des Wortes, durch bloßes Nachsprechen-Lassen auch die Anschauung und Erkenntniß gegeben zu haben und führte damit zu der irrigen Ansicht, daß derjenige schon seine Kenntnisse über einen Gegenstand erweitert habe, der seine Benennung weiß. Mit der Beschränkung auf Form und Zahl wurden außerdem die Eigenschaften der Dinge weit nicht erschöpft, es fehlten z. B. Farbe und Schwere. Ehe wir übrigens von diesem wichtigen Zweige der Thätigkeit Pestalozzi's scheiden, darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß dessen begriffsmäßige Auffassung der Sprache und die praktische, wesentlich auf bewußtes Sprechen hinzielende Methode des Unterrichtes vielfach an Rochow's Wirksamkeit auf dem Gebiete der Verstandesübungen erinnert und sich hievon nur dadurch unterscheidet, daß Rochow entwickeln (katechisiren) wollte, wo Pestalozzi seinen Schülern nur die volle, lebendige Sprache als Anschauung vorführte und das Uebrige oft zu gewagt dem eigenen Nachdenken überließ. (Vergl. Seite 141.) —

Bedeutender noch waren die Leistungen auf dem Gebiete der Form und Zahl. Im Rechnen ging Pestalozzi von der Einheit aus, brachte das Zehnersystem zur Anschauung und zum Bewußtsein, und ließ die Schüler selbstthätig suchen und finden. Die frühere Methode fing mit dem Zifferrechnen an, brachte dem Schüler die altbekannten Regeln über die vier Species mechanisch bei, das Einmaleins wurde unauslöschlich dem Gedächtnisse eingeprägt, und man begnügte sich, durch vielfache Uebung fertige Rechner zu bilden, auch wohl durch mitgetheilte Vortheile und Abkürzungen die Sache zu erleichtern. Allein es fehlte an der Anschauung des Wesens und Werdens der Zahl, am Bewußtsein des Wie und Warum. Dagegen erhob sich nun Pestalozzi und suchte den Begriff der Zahl aus sinnlichen, anschaubaren Gegenständen zu entwickeln; er ließ die Zahl vor den Augen des Kindes entstehen und führte es an der Hand der Anschauung stufenweise weiter, so daß es die Resultate als etwas natürliches erkennt. Das Zifferrechnen kam nach dem Anschauungsrechnen als ein sich von selbst ergebendes Mittel, um das Angeschaute bildlich zu fixiren und leichter festzuhalten. — Alle Fortschritte in der Methode dieses Gegenstandes wurzeln bis auf die neueste Zeit nur in Pestalozzi's Schule, und

es dürfte schwer sein, je darüber hinauszukommen. Krüsi und Tobler, vor Allem aber Schmid, bearbeiteten die Zahlen- und Formenlehre in einer so glücklichen, oft nur zu lückenlosen Weise, und unterrichteten darin mit solchen Erfolgen, daß jeder Fremde staunte. „Mir selbst, erzählt Blochmann, als ich das erste Mal in Schmid's Klasse kam und die Leichtigkeit und Sicherheit sah, mit welcher seine Schüler sehr schwierige Bruchrechnungen und selbst algebraische Aufgaben, ohne daß sie an die Tafel geschrieben wurden, im Kopfe lösten, oder verwickelte trigonometrische Sätze entwickelten, erschien es wie ein Wunder, solche Kraft der combinirenden Intuition bei Knaben von 15 Jahren zu finden." — Die Benutzung der Formen- und Größenlehre, mit welcher Ramsauer auch das Zeichnen verband, zu einem Hauptbildungsmittel beim Elementarunterrichte, ist ein Werk der Pestalozzi'schen Schule. Aber die bedeutenden Leistungen auf einem Gebiete, welches sich mehr als jedes andere dem methodischen Ausbau anbequemte und seiner ganzen Natur nach eine objective Gliederung begünstigte, verleiteten auch Pestalozzi und dessen Schüler zu einer so großen Ueberschätzung dieses Bildungsmittels, daß später alle anderen, namentlich solche, welche die gemüthliche Seite des kindlichen Geistes angingen, in den Schatten gestellt wurden. Die betreffenden Lehrgänge mußten mit der größten Umständlichkeit, in der lückenlosesten Breite ausgearbeitet, kein leichteres Mittelglied übersprungen werden, und Pestalozzi ging darin so weit, daß er glaubte, mit solchen Lehrgängen allein schon tüchtige Lehrer bilden zu können. Der übergroße Werth, welchen er der lückenlosen Gliederung des Stoffes, der objectiven Methode beilegte, verleitete ihn, die Persönlichkeit des Lehrers, die subjective Methode, zu vergessen. „Ich strebe nach einer Unterrichtsweise, sagt er selbst, in welcher die Fundamente alles Wissens und Könnens also vereiniget liegen, daß ein Schulmeister eigentlich nur die Methode ihres Gebrauches lernen dürfte, um sich selbst und die Kinder am Faden derselben zu allen Zwecken zu erheben, die durch den Unterricht erzielt werden sollen." — Mit dieser Auffassung und Ueberschätzung der Methode hat Pestalozzi, ohne es zu wollen, wesentlich dazu beigetragen, daß der Erziehungszweck, daß die Persönlichkeit des Lehrers mit ihrem Einflusse in den Hintergrund traten, daß dagegen die Methode das Feldgeschrei aller Lehrer wurde, und daß sich die besten Kräfte nur dem objectiven Ausbau des Unterrichtsstoffes zuwandten. Die Vergötterung der Methode, welche Decennien lang die Schulwelt beherrschte und erst jetzt dem historischen Interesse zu weichen beginnt, schreibt sich mit allen ihren Ausgeburten aus jener Zeit her. „Unsere pädagogischen Blätter und Zeitschriften, ruft Blochmann aus, sind auf dem feuchten Schlamme dieser Methodenfluth wie Pilze emporgewachsen, auf

welchen die giftigen Insecten einer bald lobhudelnden, bald begeifernden Kritik in Masse sitzen. Kaum hat ein junger Schulmann mit seinen Jungen dreimal einen Lehrgang im Rechnen oder in der deutschen Sprache durchgemacht, so empfindet er den mächtigen Kitzel des Autorruhmes und flickt aus zweihundert und neun und neunzig methodischen Elementarbüchern das dreihundertste zusammen und wehe dem Schulinspector, wehe dem Pastor, der in ihm den Schriftsteller respectvoll anzuerkennen unterließe. Kann es noch befremden, wenn solche methodisch routinirte Herren, besonders wenn sie sich etwas Gabe der Rede angeschwatzt haben, mit Keckheit überall das Wort ergreifen, sich gerne an die Spitze literarischer und politischer Raisonneurs stellen und die Stände mit Petitionen um Gleichstellung mit den Geistlichen bestürmen? Es liegt am Tage, daß der Dünkel und die Anmaßlichkeit so vieler Lehrer unserer Zeit aus der Ueberschätzung der Verstandeskultur, diese aus der falschen, einseitigen Richtung der Elementarmethode, diese aber wiederum aus den verkehrten Ansichten einer Zeitkultur entspringt, in der das Wissen mit dem Sein identifizirt und der Werth des Menschen fast ausschließend nach dem Maße seines Verstandes und seiner Kenntnisse geschätzt wird." —

Solche Aeußerungen sind hart und wir möchten sie nicht ganz zu den uns'rigen machen; aber so viel steht fest, daß die Lehrer mit diesem überwiegenden Hange zur Methode ihre eigene religiös-sittliche Bildung oft vergaßen, ja sogar unterließen, an ihrer nothwendigen wissenschaftlichen Fortbildung zu arbeiten. Ohne sich des Stoffes bemächtiget zu haben, trieben sie methodische Spielereien und glaubten Großes zu thun, wenn sie in Kleinigkeiten von ihren Meistern abwichen. Ob der Methode vergaß man das ungleich schwerere, das Einsetzen der eigenen Persönlichkeit mit ihrem Beispiele, ihrer Liebe, ihrem heiligen Eifer und ihrer noch heiligeren Geduld. Keineswegs aber dürfen wir solche Abirrungen ausschließlich in Pestalozzi's Schuldbuch schreiben, denn er war es gerade, der, wie Keiner, seine ganze Persönlichkeit einsetzte. Es darf ferner nicht unerwähnt bleiben, daß er im späteren Verlaufe seiner Thätigkeit das Verderbliche der einseitigen Verstandeskultur anerkannte und dieser Richtung durch Aufnahme des Zeichnens und des Gesanges unter die wesentlichen Bildungselemente entgegen arbeitete. Ramsauer und Buß erhoben nach Pestalozzi's Ideen den Zeichenunterricht über das gewöhnliche Copiren hinaus und gestalteten ihn zu einer Schule des Geschmacks und der schöpferischen Phantasie; mehr aber noch geschah unter des Meisters Einflusse durch Hans Georg Nägeli für den Gesang. Pestalozzi hat in diesem Manne einen vortrefflichen Stellvertreter in dem Fache gefunden, das einen Grundbestandtheil der gemüthlichen und ästhetischen Bildung

ausmacht, in welchem ihm selbst aber jede Kenntniß und Fertigkeit, ja gewissermassen Sinn und Anlage abging. Vor Nägeli waren die musikalisch zweckmäßigen Gesangmethoden nicht pädagogisch, die pädagogisch zweckmäßigen nicht musikalisch; ihm blieb es vorbehalten, diesen Zwiespalt zu lösen. Nägeli's Methode weis't, wie keine vor ihr, die Grundlage der Musik in der Natur und im Menschengeiste nach. Die in den ursprünglichen Anlagen des Kindes gegebenen Elemente des Gesanges werden dadurch in ihrer Reinheit und Vollständigkeit erfaßt und zur Anschauung gebracht, die Gesetze der fortschreitenden und stufenweisen Entfaltung physisch und psychologisch dargethan und ihr Verhältniß zu den übrigen Elementen der Menschenbildung erklärt, der Gesang selbst aber wieder mit dem Volksleben in Verbindung gesetzt und vom heiteren Kinderliede bis zu Gesangchören der Erwachsenen in fortschreitender Entwickelung geführt. In dieser Hinsicht hat Pestalozzi's Schule Großes gewirkt und Rochow's schwache Leistungen unendlich übertroffen, immer aber ist es zu beklagen, daß sie nicht noch ein höheres Bildungsmittel erkannte und anwandte, um den Vorwurf der einseitigen Verstandesbildung zu entkräften. Die Schüler und Nachahmer des Meisters haschten nur zu oft lediglich nach Mitteln zur formellen Verstandesbildung und wollten die Volksschule nur als Unterrichtsanstalt gelten lassen. —

Unter diesen Umständen konnten Pestalozzi's Bestrebungen nicht mithelfen, die Spannung zwischen dem positiven Christenthume und der auf's Materielle gerichteten Wissenschaft, zwischen Glauben und Erkennen, zwischen der Bildung für's irdische Leben und des Jenseits auszugleichen. Wohl fühlte er den Egoismus seines Zeitalters und wollte den Einzelnen unbeschadet seiner Individualität für die Gesammtheit erziehen; aber das einzige Mittel hiezu erkannte und würdigte er eben so wenig, als die Geschichte der Menschheit, welche ihm auch als Bildungselement wenig galt.

Mag Pestalozzi indessen auch vielfach gefehlt und geirrt haben, so viel steht unzweifelhaft fest, daß kein Pädagog der neueren Zeit ihm an tiefgreifendem Einflusse gleich kommt. Sein Hauptverdienst bestand in der Anregung, die er nach allen Seiten hin gab und in dem geistigen Leben, welches er dem Schulwesen einhauchte. Eine große Schaar der tüchtigsten Männer pilgerte damals in die Schweiz, lernte von Pestalozzi, kehrte von ihm mit erwärmten Herzen zurück in ihr Vaterland, um dort tüchtige Lehrer oder Erzieher zu werden und wieder Andere zu begeistern. — Katholiken und Protestanten haben von ihm gelernt, ihn trotz mancher Schwächen und Verirrungen geliebt und geachtet. Unter ersteren nennen wir nur Demeter, Gehrig, Dewora, Graser, Overberg, Hergenröther, Vierthaler und Rottels. Preußen verdankt der Pestalozzi'schen

Schule eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Pädagogen, unter denen sich mehrere Seminar-Directoren und Schulräthe befanden. Preußen war es auch, welches entschieden die meisten lernbegierigen und talentvollen Eleven nach Jfferten sandte. Bezeichnend ist in dieser Beziehung der Brief, welchen der preußische Geheime Ministerialrath Dr. Süvern im Namen der Behörde an diese Zöglinge sandte. Es heißt darin unter Anderem: „Der Zweck der Behörde bei ihrer Sendung sei nicht sowohl gewesen, daß sie das Mechanische der Methode dort erlernen; auch nicht bloß, daß sie der Geschicklichkeit zum Unterricht halber in den Geist und den Kern der Anstalt eindringen, sondern daß sie sich erwärmen sollten an dem heiligen Feuer, das in dem Busen glühe des Mannes der Kraft und der Liebe, dessen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben sei, was er eigentlich wollte, was die eigentliche Jdee seines Lebens war, und wovon die Methode nur als schwacher Ausfluß und als Niederschlag erscheine. Unbefangen sollen sie sich hingeben dem freien pädagogischen Leben und Wirken, das dort herrsche, wie nirgendwo, das täglich neue, interressante Erscheinungen treibe, täglich zu den bedeutendsten Versuchen Gelegenheit gebe. Jeder noch schlummernde Funke des Geistes und des Gemüthes soll sich dort in ihnen entzünden, daß sie die pädagogische Weihe erhalten. Sie sollen mit kindlichem, hingebendem, rein aufnehmendem Sinn sich an den einfachen Pfad der Wahrheit und der Natur und der Beobachtung halten und werden wie die Kinder, wenn das göttliche Reich der Kinderwelt ihnen aufgehen soll. Sie sollen nicht vergessen, daß gerade das Elementarische in allen Wissenschaften nicht das Leichteste sei, daß die tiefste Kenntniß der Sache zu einer gründlichen Bearbeitung derselben für den Elementarunterricht erfordert werde, daß die gewöhnlichen Elementarbücher in allen Fächern eben darum keine Elementarbücher seien, weil sie aus der oberflächlichen Kenntniß geschöpft worden und meinen, die Wissenschaften populär und seicht zu behandeln, sei eines der ersten Erfordernisse für sie. Das sei mit das Characteristische der Pestalozzi'schen Methode, daß sie eben so fruchtbar für die wissenschaftliche und industriöse, als gedeihlich für die humane Bildung sei, und den Trieb des Wissens nicht mit loser Speise verwöhne, sondern durch die kräftigste Nahrung stärke. Jeder Leitfaden müsse die Prüfung sowohl des Mannes von Fach, als des gründlichen Pädagogen aushalten und nicht der Ausflucht bedürfen: Die Herren am Schreibtische können sie nicht beurtheilen." —

Im Jahre 1846 erwachte Pestalozzi's Andenken noch einmal mächtig in allen deutschen Gauen. Sein hundertjähriges Jubiläum wurde überall, sowohl im protestantischen Norden, als im katholischen Theile Deutschlands, mit hohem Enthusiasmus gefeiert, und

groß war die Anzahl der Flugschriften, welche bei dieser Gelegenheit dem Andenken des Verewigten gewidmet wurden. Wie der Gefeierte aber selbst während seines Lebens in religiöser Hinsicht bald mehr einer rationalistischen, bald mehr einer gläubigen Auffassung des Christenthumes huldigte, so hatte auch die Jubelfeier an verschiedenen Orten einen verschiedenen Character, wie denn auch noch heute die Pestalozzi'sche Schule sich in diesem Punkte theilt. Die conservativ-gläubige Partei aller Confessionen ging vom positiven Christenthume aus, sah in diesem den Mittelpunkt und das Ziel aller Bildung und schrieb allem Unterrichte folgerecht nur in so ferne Bedeutung und Werth zu, als er mit diesem Mittelpunkte im rechten Lebensverhältnisse blieb. Sie achtete und pries Pestalozzi's Verdienste, aber sie vergötterte ihn nicht; sie rühmte sich seiner Hinterlassenschaft ohne das Gute zu verachten, was frühere Zeiten geboren. Sie hielt mit Pestalozzi fest, daß die sittliche Fortbildung unseres Geschlechtes stets höher stehe, als die materielle, und daß letztere nur im Bunde mit der ersteren ein wirklicher Segen sei. Die gläubige Schule schlug endlich die Berufsliebe Pestalozzi's, seine Hingabe an die Armen im Volke und sein persönliches Beispiel der Aufopferung höher an, als seine Methode und benutzte das Jubelfest, um die selbstsüchtige Zeit auf das hinzuweisen, worin Pestalozzi ein Krösus unter Bettlern war.

Anders verhielt es sich mit den rationalistischen Anhängern des Meisters, anders mit allen jenen, welche die Gelegenheit des Festes nur benutzten, um ihre der Kirche und der historischen Ueberlieferung feindseligen Gesinnungen unter Pestalozzi's Firma an den Mann zu bringen. Sie hielten sich zunächst an seine Aufklärung. Ihnen hatte er keine Religion aus Religion; sie hoben vor Allem hervor, daß er mit Rousseau von einer angebornen sündhaften Neigung des Kindes nichts wissen wollte und stets nur von einer reinen Kindesnatur redet. Diese Schule zog aus solchen Ansichten Consequenzen, welche Niemand fremder waren, als dem Meister; sie heftete sich vor Allem an seine Methode und an das Princip der Anschauung, um mit diesem das Wissen über den Glauben zu setzen und letztern wegzuspotten. Die Demuth Pestalozzi's, sein Ringen und Streben wurden übersehen, und dafür die Zeit der Jubelfeier als der unübertreffliche Höhenpunkt alles pädagogischen Lebens, die Methode als höchstes Ziel und als Gipfel aller Lehrerthätigkeit gepriesen, jeder Jünger aber als ein Vollendeter bezeichnet.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die Pestalozzi-Feier daher die verschiedensten Beurtheiler fand, hier gepriesen und dort getadelt wurde. Selbst gemäßigte Geister der einen und der anderen Schule wurden bedenklich und sahen in all' den unendlichen Reden, Liedern und Toasten nur maßlosen Hochmuth und eitle Selbstver-

götterung. Ja man darf wohl behaupten, daß durch die Jubelfeier Manche bewogen sein mögen, über Pestalozzi ohne vorhergegangene eigene Prüfung schlechthin abzuurtheilen.

Aber dem sei nun, wie ihm wolle, wir dürfen Pestalozzi für solche Ausartungen nicht verantwortlich machen. Hat doch die entschiedene Mehrzahl jener, die wirklich zu des Meisters Füßen gesessen haben, so z. B. Ramsauer, Blochmann, v. Raumer, Kawerau u. A., sich dem Christenthume freundlich zugewandt und in Christus, als dem Erlöser der Menschheit, ihr Heil aufrichtig gesucht. — Pestalozzi hat seiner Zeit das Beste gegeben, was der Mensch nur bieten kann, ein liebevolles, glaubensbedürftiges Herz! Und darum merken wir es wohl; jene allgemeine Theilnahme, welche seinem Erscheinen und seiner Thätigkeit entgegen kam, war weniger etwas Vorgefundenes, als etwas Hervorgerufenes, nicht bloß durch historische Ereignisse sondern auch durch die Begeisterung des Mannes selbst, des Mannes, dessen glühendes Lieben und Streben durch Hindernisse nur noch mehr angefacht wurde. Denn das ist das Geheimnißvolle und Eigenthümliche der völligen Hingebung und wahren Begeisterung, daß sie mit Zauberkraft ansteckt, den Schwachen fortreißt, dem Klugen das Herz in den Kopf setzt, den Trägen aufrüttelt und den Edlen schnell für's wahrhaft Gute gewinnt. Sie ist der halbe Sieg; durch sie wurde auch die Wirksamkeit aller jener Männer unwiderstehlich, welche einst die Leuchte des Evangeliums in die Nacht des Heidenthums trugen.

So viel ist gewiß, daß der Gegenwart und dem heutigen Lehrerstande weniger Pestalozzi's Methode, als Pestalozzi's Liebe und Selbstentäußerung Noth thut! —

Zu den wärmsten Anhängern Pestalozzi's gehört außer seinen vielen Schülern noch der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, geboren 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz. Er studirte anfänglich zu Jena Theologie, konnte aber wegen seiner religiösen Denkweise keine Predigerstelle in Sachsen erhalten. Nachdem er an verschiedenen Orten privatisirt hatte, erhielt er endlich im Jahre 1794 eine Professur zu Jena, welche er jedoch 1798 schon wieder aufgeben mußte, da er sich mit der Weimarischen Regierung überwarf. Fichte ging nun nach Berlin, wirkte hier eifrig für die Gründung der Hochschule und hielt im Winter von 1807 bis 1808, trotz der Anwesenheit der Franzosen, seine „Reden an die deutsche Nation“, welche noch im selben Jahre (1808) auch im Drucke erschienen. Sein philosophisches System ist pantheistisch und läßt dem persönlichen Gotte keinen Platz mehr; wie bei Kant geht seine Religion ganz in der Moral und in einem freudigen Recht=

thun auf, dessen Hauptgrundsatz heißt: Handle nach deinem Gewissen! Fichte starb im Jahre 1814 mitten im Wirken für eine Wieder-geburt Deutschlands nach seinem Sinne.

Die erwähnten Reden Fichte's an die deutsche Nation gingen zunächst aus der traurigen Lage Deutschlands und aus dem Ge-fühle der Schmach hervor, welches der Druck fremder Tyrannei da-mals in allen Patrioten erregen mußte. Diese Reden sollten die bekümmerten, tief gebeugten Deutschen wieder aufrichten, ihnen Muth einflößen und sie mit der Hoffnung trösten, daß sie unge-achtet ihres harten Schicksales immer noch ein großes, achtungge-bietendes Volk bleiben und wieder größer und mächtiger werden könnten. Wie einst Klitomachus nach der Zerstörung seiner Vaterstadt Karthago durch die Römer eine Trostschrift an seine gewesenen Mitbürger richtete, so auch Fichte mit seinen Reden. Aber seine Trostgründe sind weder vor dem Richterstuhle des prü-fenden Verstandes, noch bei einem religiösen Gemüthe stichhaltig. Um uns Deutschen wieder Muth und trostreiches Selbstgefühl ein-zureden, weist er uns auf unsere Sprache, als auf eine Ursprache mit der Versicherung hin, daß wir, so lange wir sie gebrauchten und vervollkommneten, auch den ersten Rang unter den Völkern ein-nehmen würden. Er regt den Nationalstolz an und gründet diesen wieder vornehmlich auf die Sprache. Ihr Vorzug soll wesentlich darin bestehen, daß sie als Ursprache lebendiger, eingreifender in's Leben sei, als die abgeleiteten. Er sagt, „nur dem Volke, das eine Ursprache rede, sei es mit der Geistesbildung auch rechter Ernst, den Völkern, die abgeleitete Sprachen hätten, sei sie nur ein ge-nialisches Spiel, mit dem sie weiter nichts wollten!" Wenn bei solchen Trostgründen die Erfahrung, die Geschichte und vernünftiges Nachdenken Zweifel über Zweifel erheben, so wird ein anderer noch mehr befremden. Fichte will nämlich eine wesentliche Quelle und Stütze des Nationalstolzes in der Reformation gefunden haben. Die Deutschen sollen darauf stolz sein, daß der Urheber der Re-formation ein Deutscher war; sie sollen auch stolz darauf sein, daß die Deutschen jener Zeit bei der Einführung der Reformation so viel Ernst, so viel festen, reinen Willen, so viel Standhaftigkeit bewiesen, und daß sie durch ihr Benehmen darthaten, wie sehr ihnen die Sache, die den Gegenstand der Reformation ausmachte, wie sehr ihnen die Religion am Herzen lag. — Wir brauchen wohl unsere Bedenken über diese Behauptung, mit welcher der Professor die Hälfte Deutschlands vom Troste und Nationalgefühle frischweg ausschließt, hier nicht weiter zu äußern und gehen daher sofort zu dem Theile seiner Reden über, welcher es nöthig machte, ihm eine kleine Stelle in diesen Lebensbildern einzuräumen.

Zur Stärkung des Nationalgefühls, zur Hebung des gesammten

Volkes empfiehlt Fichte eine neue „National-Erziehung", welche sich an den von Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausführung befindlichen Unterrichtsgang anschließen soll. „An ihm" (Pestalozzi), sagt der Philosoph, „an ihm hätte ich eben so gut wie an Luther, oder falls es noch andere diesem Gleichende gegeben hat, an irgend einem anderen, die Grundzüge des deutschen Gemüthes darlegen, und den erfreuenden Beweis führen können, daß dieses Gemüth in seiner ganzen, wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte. Auch er hat ein mühevolles Leben hindurch im Kampfe mit allen möglichen Hindernissen, von innen mit eigener, hartnäckiger Unklarheit und Unbeholfenheit, und selbst höchst spärlich ausgestattet mit den gewöhnlichsten Hülfsmitteln der gelehrten Erziehung, äußerlich mit anhaltender Verkennung, gerungen nach einem bloß geahndeten, ihm selbst durchaus unbewußten Ziele, aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren, allmächtigen und deutschen Trieb, die Liebe zu dem armen, verwahrloseten Volke. Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande, auf, gibt, statt der gesuchten Volkserziehung, National-Erziehung, und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines damaligen Elendes emporzuhelfen."

Die neue Nationalerziehung Fichte's fordert nun ein großes, öffentliches Erziehungsinstitut, in welchem die Zöglinge in die Welt der Anschauungen hineingeführt werden sollen. Der Staat soll selbst der öffentliche Erzieher sein, das Institut soll vom Staate angeordnet, nach dessen Vorschriften verwaltet werden und unter dessen beständiger Aufsicht stehen. —

Was nun die erstere Forderung anlangt, so werden wir festhalten müssen, daß Erziehung und Unterricht zwar vielfach sich unterstützen und freundlich ergänzen, daß jedoch die erstere wesentlich den Character des Zöglings, insbesondere dessen religiös-sittlichen Character, in's Auge faßt. Wenn nun auch der Unterricht immerhin öffentlich ist, und in dieser Hinsicht sogar unleugbare Vortheile vor dem Privatunterrichte haben wird, so kann die Erziehung dagegen am besten nur in engeren Kreisen, insbesondere nur im häuslichen Kreise recht gedeihen. Einfach deshalb, weil das Hauptmittel für alle Erziehung die Gewöhnung bleibt, eine solche aber nur da rechten Eindruck macht, wo stets und ständig das Beispiel von Personen vorwaltet, an welche Liebe, Achtung und tägliches Bedürfniß den Zögling ketten.

Man könnte hier einwenden, daß es ja auch schlechte, unverständige oder träge Eltern gibt, unter deren Augen die Kinder nicht

gedeihen können. Abgesehen davon, daß es auch in den öffentlichen Erziehungsanstalten solche Lehrer geben dürfte, die ihrer hohen Aufgabe wenig oder gar nicht gewachsen sind, so werden Eltern, wenn sie nur nicht ganz verdorben und verkommen, immer noch nützlich und nachhaltig für's Gute wirken können. Wird der natürliche Verstand und das richtige Gefühl für Recht und Unrecht nicht durch besondere Umstände allzu früh abgestumpft, so gewahren die Kinder, wie einzelne Fehler ihrer Eltern diese in der Achtung Anderer herabsetzen, wie ihnen diese Fehler tausenderlei Noth und Verlegenheiten bereiten, und sie werden hierin gerade einen Antrieb finden, sich vor solchen Fehlern inskünftige zu hüten. Daraus erklärt sich auch die nicht seltene Thatsache, daß oft ganz verkommene und schlechte Eltern wohlgeartete Kinder haben. Sollte aber die moralische Verderbtheit einzelner Eltern wirklich einen hohen und bedenklichen Grad erreicht haben, dann würde ich deren Kinder immer lieber in christlichen Familien, als in einem National-Institute Fichte's unterbringen. Ein solches müßte immer an Einseitigkeit leiden, weil es gegenüber dem mannigfaltigen und reichen Familienleben nur zwei erziehliche Verhältnisse aufzuweisen hat, nämlich das Verhältniß der Zöglinge unter sich und zu dem Vorgesetzten. Man wähne nicht, durch Theorien und Worte den Mangel an thatsächlich reichem Leben zu ersetzen. Wollte doch auch Pestalozzi, welchem Fichte sonst so warm anhängt, die Erziehung den Müttern, mithin dem Famlienleben zuweisen.

Ein Hauptvorzug, welchen die National-Institute weiter haben würden, soll darin bestehen, daß sie die Zöglinge in die unmittelbare Anschauung einführen. Fichte hat nach eigenem Geständnisse diesen Ausdruck von Pestalozzi entlehnt; aber er vertauscht ihn doch mit einem anderen selbsterfundenen, nach seiner Meinung gleichbedeutenden, indem er sagt: die Geistesthätigkeit des Zöglings soll zum Entwerfen von Bildern angeregt werden, und nur an diesem freien Bilden soll er Alles lernen, was er lernt.

Wir wissen, was Pestalozzi unter Anschauung versteht, und daß er damit wesentlich die Wahrnehmung durch die Sinne meint; allein was unser Philosoph mit dem Entwerfen von Bildern, mit dem freien Bilden sagen will, ist nicht so leicht zu begreifen. Man kann unter dieser Bilder entwerfenden Geistesthätigkeit, unter diesem freien Bilden doch am Ende nur die Einbildungskraft verstehen; aber Jedermann weiß alsbald, daß Einbildungskraft und Anschauung zweierlei sind. Dieses freie Bilderentwerfen dürfte nach Allem, was Fichte darüber zu sagen beliebte, nichts anderes sein, als ein Arbeiten der Einbildungskraft im Reiche der Möglichkeiten, gleichviel, ob die betreffenden Schöpfungen und Zusammenstellungen mit

der wirklichen Welt übereinstimmen oder nicht. Eine solche Thätigkeit dürfte überreizen, anstatt zu bilden, die Jugend allzufrüh überspannen und zu Idealen führen, welche der späteren praktischen Brauchbarkeit entgegen wirkten.

Unser Philosoph will endlich seine Erziehungspläne durch den Staat ausgeführt, mithin auch sein projectirtes National-Institut in dessen Hände gelegt wissen. Privaterziehung soll gar nicht mehr geduldet werden. Der Staat soll, um die eigenen Worte zu gebrauchen, die von ihm zu übernehmende Erziehung allgemein machen über die ganze Oberfläche seines Gebietes, für jeden Bürger, der nach Einführung dieses allgemeinen Erziehungsplanes geboren wird, ohne alle Ausnahme. Der Staat, sagt er weiterhin, als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und als der, Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, habe das vollkommene Recht, die letztern zu ihrem Heile zu zwingen! —

Wahrlich, man staunt ob solcher Behauptungen. Allerdings setzt unser Philosoph einen vollkommenen Staat voraus, aber wir möchten wissen, wo dieser unter der Sonne zu finden, und ob nicht der theoretisch vollkommenste Staat praktisch in die Hände unvollkommener Menschen gegeben ist. Er vergißt, daß selbst die weisesten und besten Menschen irren können und geirrt haben und daß es unendlich schwer ist, aus der Menge diese Weisesten herauszufinden. Er sieht nicht ein, daß mit dieser Allmacht des Staates in Erziehungsangelegenheiten dem Despotismus, der Eigensucht und der Unterdrückung aller Individualität Thür und Thor angelweit geöffnet würden. Unsere Leser werden aus der Stellung, welche Fichte dem Staate einräumt, schon errathen haben, daß er die Kirche vollständig abgethan wissen will, selbst jene Kirche, welche sich durch die Reformation herausgebildet hat. Er läßt uns darüber auch nicht den geringsten Zweifel. „Sollen wir für die Zukunft, sagt er ausdrücklich, und sollen wir von Stund an für unsere Angelegenheit vom Staate eine bessere Hoffnung fassen können, so wäre nöthig, daß derselbe den Grundbegriff vom Zwecke der Erziehung, den er bisher gehabt zu haben scheint, mit einem ganz anderen vertauschte; daß er einsehe, er habe mit seiner bisherigen Ablehnung der Sorge für die ewige Seligkeit seiner Mitbürger vollkommen recht, indem es für diese Seligkeit gar keiner besonderen Bildung bedürfe, und eine solche Pflanzschule für den Himmel, wie die Kirche, deren Gewalt (durch die Reformation) zuletzt ihm übertragen worden, gar nicht stattfinde, aller tüchtigen Bildung nur im Wege stehe und des Dienstes entlassen werden müsse; daß es dagegen gar sehr bedürfe der Bildung für das Leben auf der Erde, und daß aus der gründlichen Erziehung für dieses sich die für den

Himmel als eine leichte Zugabe von selbst ergebe." Der Staat soll also Alles sein, die ganze Bildung des Menschen ausschließlich vermitteln, und unserem Philosophen scheint es gar nicht einzufallen, daß der Staat ausarten könne, wie nach seiner Ansicht die Kirche. Das Evangelium der Bildung für die Erde ist zwar kein Evangelium der Menschwerdung Christi, wohl aber die Botschaft von der Fleischwerdung des Geistes, deshalb auch leichter faßlich als jenes, welches Demuth und Entsagung verlangt.

Die Last, welche Fichte jedoch in seiner unendlichen Vorliebe für Nationalerziehung dem Staate auferlegen möchte, dürfte selbst diesem bald zu groß werden. Hören wir ihn weiter! „Soll es jemals, sagt er, zu einer Nationalerziehung kommen, so muß der armselige Wunsch, daß die Erziehung doch ja recht bald vollendet sein und das Kind wieder hinter die Arbeit gestellt werden möge, gar nicht mehr zu Odem kommen, sondern sogleich an der Schwelle der Berathung über diesen Gegenstand abgelegt werden. Unbedingt und auf jede Gefahr hin muß der Zögling in der Erziehung so lange bleiben, bis sie vollendet ist und vollendet sein kann; jene halbe Erziehung ist um nichts besser, denn gar keine, sie läßt es eben beim Alten, und wenn man dies will, so erspare man sich lieber auch das Halbe und erkläre gleich von vorn herein geradezu, daß man nicht wolle, daß der Menschheit geholfen werde. So lange die Nationalerziehung dauert, kann Lesen und Schreiben zu nichts nützen, wohl aber kann es sehr schädlich werden, indem es von der unmittelbaren Anschauung zum bloßen Zeichen, und von der Aufmerksamkeit, die da weiß, daß sie nichts fasse, wenn sie es nicht jetzt und zur Stelle faßt, zur Zerstreutheit, die sich ihres Niederschreibens tröstet, und irgend einmal vom Papier lernen will, was sie wahrscheinlich nie lernen wird, und überhaupt zu der den Umgang mit Buchstaben so oft begleitenden Träumerei leichtlich verleiten könnte, so wie es dieses auch bisher gethan hat. Erst am völligen Schlusse der Erziehung und als das letzte Geschenk derselben mit auf den Weg, könnten diese Künste mitgetheilt und der Zögling geleitet werden, durch Zergliederung der Sprache, die er schon längst vollkommen besitzt, die Buchstaben zu erfinden und zu gebrauchen, welches ihm bei der übrigen Bildung, die er schon erlangt hat, ein Spiel sein würde." —

Was soll man zu einer solchen Philosophie sagen? Welche Luftgebäude und haltlose Redensarten! — Der Zögling soll erzogen, aber ja nicht an die Arbeit gestellt werden. Als ob dieser Arbeit nicht auch eine erziehliche Kraft inne wohnte! Der Zögling soll so lange in der Erziehung bleiben, bis sie vollendet ist. Aber kann sie je beim Menschen vollendet werden, und wenn sie es könnte, wann tritt dieser Zeitpunkt ein? Wer soll darüber richten?

Und wenn sich dieser Zeitpunkt, wenn sich die Bedingungen einer vollendeten Erziehung genau bestimmen ließen, würden die letzteren von allen Zöglingen erfüllt werden können? Und was würden unsere Lehrer, was die Eltern der Kinder dazu sagen, daß Lesen und Schreiben erst am Schlusse der vollendeten Erziehung als letztes Geschenk auftreten sollen? Würden und können sie die haltlose Meinung theilen, daß diese Fertigkeiten vor vollendeter Erziehung zu gar nichts taugen, sich nicht geistbildend lehren und üben lassen. Es scheint fast, als wenn nach unseres Philosophen Erziehungsplane eigentlich gar kein Unterricht mehr stattfinden solle. „Der Schüler verschafft sich vielmehr alle Erkenntnisse selbst durch die freie Thätigkeit seines Geistes, durch das Vermögen, Bilder hervorzubringen, Bilder, die keineswegs Nachbilder der Wirklichkeit, sondern Vorbilder; — diese unmittelbare Selbstthätigkeit soll die Grundlage aller Erkenntniß werden.“ Auch diese Behauptungen Fichte's sind schöne Phrasen, mit denen kaum noch unreife Jünglinge erwärmt werden dürften. Höchstens möchten sie allen denen willkommen sein, welche jede Anstrengung fürchten und das Lernen zum Spiele machen wollen. Das kann und wird es aber niemals werden, niemals wird es eine Wissenschaft geben, welche nicht ernstes Streben fordert und nicht Schwierigkeiten aller Art bietet. Der Kaufmann, der Staatsbeamte, der Seefahrer, der Künstler können nicht der Mühe überhoben werden, die ihnen nöthigen, so mannigfaltigen Kenntnisse in der Sinnenwelt mit receptiver Hingabe zu erlernen, und selbst das sogenannte Genie wird ohne einen großen Vorrath in der Sinnenwelt gesammelter Kenntnisse, ohne andauerndes Nachdenken darüber, ohne unermüdete Anstrengung niemals Großes leisten. Erklärt doch Büffon mit Recht das Genie durch eine Anlage zur Geduld (l'aptitude à la patience).

Die Meinung, daß dem Genie Alles zufliege, ist ein Irrwahn! Auch Fichte gehört zu denen, welche mit Rousseau und Andern behaupten, in der Wurzel des Menschen sei ein reines Wohlgefallen am Guten, und dieses Wohlgefallen könne so sehr entwickelt werden, daß es dem Menschen unmöglich werde, das für Gut anerkannte zu lassen, das für Böse erkannte zu thun. Er will, daß der Mensch im ruhigen Glauben an sein Geschlecht erhalten werde. Die Erkenntniß der Tücke (des Menschen) soll vorbehalten bleiben der eigenen Erfahrung des gereiften und befestigten Alters. Wir mögen diese oft gehörte Behauptung philantropischer und theoretischer Pädagogen nicht abermals widerlegen und wollen nur darauf aufmerksam machen, daß wir nicht begreifen, wie der Mensch der Tücke fähig sein könne, wenn in seiner Wurzel ein reines Wohlgefallen am Guten ist. Mit letzterm kann wohl der Mensch aus Irrthum oder Schwäche das Böse thun, nicht aber Tücke üben, d. h. ab=

sichtlich schlecht handeln. Eine wahre Abscheulichkeit wäre es endlich, dem jungen Menschen das Vorhandensein der Tücke zu verschweigen und die Bekanntschaft mit derselben dem späteren Alter und der eigenen Erfahrung vorzubehalten, also den eigenen Schaden zum Lehrmeister zu machen. Es wäre sehr zu fürchten, daß die ersten herben Erlebnisse, die ersten Täuschungen so niederschlagend wirkten, daß sie den Betrogenen zum Menschenfeinde machten. Aber würde überhaupt möglich sein, dem Zöglinge solche bittere Erfahrungen bis zum späteren Alter vorzuenthalten, würde selbst ein Fichte'sches Nationalinstitut die Tücke bis zu einem beliebigen Augenblicke fern halten können? — Gewiß verneint ein jeder Leser diese Frage und ist mit uns überzeugt, daß sich in diesem, wie in so vielen Fällen das Leben stärker zeigt als hohle Theorien und schöne Worte.

Ich glaube, daß diese Bemerkungen hinreichen, unseren Lesern einen Begriff von einem Werke und einer Philosophie zu verschaffen, welche damals alle Welt entzündeten und zum lebhaftesten Beifall anregten. Sie werden hinreichen, wieder zu zeigen, wie weit sich die Philosophie versteigt und verirrt, wenn sie sich von aller Offenbarung und Erfahrung lossagt, wie sie alsdann mit ihren Geburten einem Baume gleicht, den man ohne Wurzeln eingepflanzt hat, und dessen Krone der Sonnengluth und dem Sturme nicht widerstehen kann, sollte sie auch mit den buntesten Bändern und Kränzen behangen sein.

Der ungemeine Beifall, welchen die Reden an die deutsche Nation fanden, hatte seinen Grund wesentlich in den damaligen Zeitverhältnissen und in dem Drucke, welcher auf allen Gemüthern lastete. In solchen Zeiten und Stimmungen ist man wenig zu nüchterner Prüfung geneigt und faßt um so bereitwilliger nach Trostgründen, wenn solche in blendender Sprache verkündiget werden. Zudem ist es eine bekannte Thatsache, daß in Zeiten großer Demüthigung und Niedergeschlagenheit sich die Blicke hoffnungsvoll der Jugend, als der lebenden Zukunft zuwenden und von dieser erwarten, was man selbst zu erreichen zweifelt. Auch ist keineswegs zu leugnen, daß in Fichte's Reden viel Edles, Schönes und Belehrendes vorkommt, und daß neben glänzenden Irrthümern sich auch manche beherzigenswerthe Wahrheit findet. Hiezu rechnen wir z. B. was er über das Auswendiglernen, so wie über die falsche Anwendung der sokratischen Methode sagt. Nicht minder möchten wir ihm beistimmen, wenn er als ein Hauptresultat seiner Reden die Forderung hinstellt, daß das Nächste, was die Deutschen zu thun haben, das ist, daß sie sich Character anschaffen!

Praktische Früchte haben die Reden Fichte's nicht erzielt; am wenigsten dachte man an die Verwirklichung seiner Ideen über

Gründung von Nationalinstituten. Der einzige wirkliche Erfolg, welchen sie gehabt haben, besteht in der größeren Aufmerksamkeit auf das Erziehungswesen, welche sich zunächst darin kund gab, daß in den Jahren 1809 bis 1812 von der preußischen Regierung eine große Anzahl Eleven in das Pestalozzi'sche Institut gesandt und dort mehrere Jahre aus Staatsmitteln unterhalten wurden. Nicht minder bedeutend war die Zahl jener, welche auf eigene Kosten oder mit der Unterstützung von Privaten nach der Schweiz wanderten, um den Mann und dessen Wirksamkeit genauer kennen zu lernen, welchen Fichte's Reden so warm gepriesen hatten. Daß aus der Zahl dieser Eleven späterhin Preußen viele tüchtige Schulmänner und namentlich manche ausgezeichnete Schulräthe und Seminar-Direktoren erhielt, ist schon in Pestalozzi's Lebensbilde erwähnt worden. —

Wir können diese Skizze nicht besser schließen, als mit den Worten des verdienten Pädagogen H. Chr. **Schwarz**: „Fichte hat den Ruhm eines der tiefsten Denker und redlichsten Lehrer, aber er theilte das zu sehr mit dem Geiste seiner Zeit, daß er das **Eine, was Noth ist, übersah**." —

Anhang.

Pestalozzi's Leben und Wirken in Stanz.

„Freund! ich erwache abermals aus meinem Traum, sehe abermals mein Werk zernichtet, und meine schwindende Kraft unnütz verschwendet."

„Aber so schwach, so unglücklich mein Versuch war, so wird es jedem menschenfreundlichen Herzen wohlthun, einige Augenblicke ob demselben zu verweilen, und die Gründe zu überlegen, die mich überzeugen, daß eine glückliche Nachwelt den Faden meiner Wünsche sicher da wieder anknüpfen wird, wo ich ihn lassen mußte."

„Ich sah die ganze Revolution von ihrem Ursprung an für eine einfache Folge der verwahrlos'ten Menschennatur an, und achtete ihr Verderben für eine unausweichliche Nothwendigkeit, um die verwilderten Menschen zur Besonnenheit über ihre wesentlichsten Angelegenheiten zurückzulenken."

„Ohne Glauben an das Aeußere der politischen Form, die sich die Masse solcher Menschen selber würde geben können, hielt ich einige durch sie zur Tagesordnung gebrachte Begriffe und rege gemachte Interessen für schicklich, hie und da etwas für die Menschheit wahrhaft Gutes anzuknüpfen."

„Also brachte ich auch meine alten Volkserziehungswünsche, so viel ich konnte, in Umlauf, und legte sie vorzüglich mit dem ganzen Umfang, in dem ich sie denke, in den Schooß Legrand's (damals einer der Directoren der Schweiz). Er nahm nicht nur Interesse dafür, sondern urtheilte mit mir, die Republik bedürfe der Umschaffung des Erziehungswesens unausweichlich, und war mit mir einig: die größtmöglichste Wirkung der Volksbildung könnte durch die vollendete Erziehung einer merklichen Anzahl Individuen aus den ärmsten Kindern im Lande erzielt werden, wenn diese Kinder durch ihre Erziehung nicht aus ihrem Kreise gehoben, sondern durch dieselbe vielmehr fester an denselben angeknüpft würden."

„Ich beschränkte meine Wünsche auf diesen Gesichtspunkt. Legrand begünstigte ihn auf alle Weise. Er fand ihn so wichtig, daß er einmal zu mir sagte: wenn ich auch von meinem Posten abtrete, so geschieht es nicht eher, bis Du Deine Laufbahn angetreten."

„Da ich meinen Plan von der öffentlichen Erziehung der Armen im dritten und vierten Theil von Lienhard und Gertrud umständlich dargelegt, so wiederhole ich seinen Inhalt nicht. Ich legte ihn mit dem ganzen Enthusiasmus sich nähernder Hoffnungen dem Minister Stapfer vor. Er begünstigte ihn mit der Wärme eines edlen, die Bedürfnisse der Volksbildung aus den wesentlichsten und höchsten Gesichtspunkten umfassenden Mannes. Eben dies that auch der Minister des Innern, Rengger."

„Meine Absicht war, zu meinem Zweck im Zürichgebiet oder Aargau ein Local zu wählen, das durch Vereinigung der Localvortheile, der Industrie, der Landcultur und der äußern Erziehungsmittel mir den Weg sowohl zur Ausdehnung meiner Anstalt, als zur Vollendung ihrer inneren Zwecke erleichterte. Aber das Unglück von Unterwalden (im September 1798) ent-

schied über das Local, das ich wählen mußte. Die Regierung sah es als dringend an, diesem District wieder aufzuhelfen, und bat mich, für einmal den Versuch meiner Unternehmung an einem Ort zu machen, dem wahrlich Alles mangelte, was den glücklichen Erfolg derselben auf einige Weise befördern konnte."

„Ich ging gern. Ich hoffte in der Unschuld des Landes einen Ersatz seiner Mängel, und in seinem Elend ein Fundament seiner Dankbarkeit zu finden. Mein Eifer, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen."

„Die Regierung wies mir zwar das neue Gebäude der Ursulinerinnen in Stanz zur Wohnung an; allein dieses war, als ich schon ankam, theils noch nicht vollendet, theils zu dem Zweck eines Waisenhauses für eine beträchtliche Anzahl Kinder keineswegs eingerichtet. Es mußte daher vor Allem in brauchbaren Stand gestellt werden. Dazu ließ die Regierung die nöthigen Anstalten treffen, und Rengger betrieb die Angelegenheiten mit Aufwand, Kraft und Thätigkeit. Ueberhaupt ließ es mir die Regierung an Geld zu den nöthigen Einrichtungen der Sache nicht fehlen."

„Bei allem Willen und aller Unterstützung jedoch forderten diese Vorbereitungsanstalten wenigstens Zeit. Aber diese fand sich bei der Nothwendigkeit, die Menge theils verwahrlos'ter, theils durch die vorhergehenden blutigen Ereignisse verwais'ter Kinder schnell zu versorgen, am wenigsten."

„Außer dem nöthigen Gelde mangelte es übrigens an Allem, und die Kinder drängten sich herzu, ehe weder Küche, noch Zimmer, noch Betten für sie in Ordnung sein konnten. Das verwirrte den Anfang der Sache unglaublich. Ich war in den ersten Wochen in einem Zimmer eingeschlossen, das keine 24 Schuh im Gevierte hatte. Der Dunstkreis war ungesund, schlechtes Wetter schlug noch dazu, und der Mauerstaub, der alle Gänge füllte, vollendete das Unbehagliche des Anfangs."

„Ich mußte im Anfang die armen Kinder, wegen Mangel an Betten, des Nachts zum Theil heimschicken. Diese alle kamen denn am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Die meisten dieser Kinder waren, da sie eintraten, in dem Zustande, den die äußerste Zurücksetzung der Menschennatur allgemein zu seiner nothwendigen Folge haben muß. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, daß sie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Köpfen, viele mit Zudeln (Lumpen), die mit Ungeziefer beladen waren, viele hager, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinzend mit Augen voll Angst, und Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens und der Sorge, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, des Heuchelns und aller Falschheit gewöhnt; andere vom Elend erdrückt, duldsam, aber mißtrauisch, lieblos und furchtsam. Zwischen hinein kamen einige Zärtlinge, die zum Theil ehemals in einem gemächlichen Zustande lebten; diese waren voll Ansprüche, hielten zusammen, warfen auf die Bettel- und Hausarmen-Kinder Verachtung, fanden sich in dieser neuen Gleichheit nicht wohl, und die Besorgung der Armen, wie sie war, war mit ihren alten Genießungen nicht übereinstimmend, folglich ihren Wünschen nicht entsprechend. Träge Unthätigkeit, Mangel an Uebung der Geistes-Anlagen, und wesentlicher körperlicher Fertigkeiten waren allgemein. Unter zehn Kindern konnte kaum eins das ABC. Von anderem Schulunterricht oder wesentlichen Bildungsmitteln der Erziehung war noch weniger die Rede."

„Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indessen gerade das, was mich am wenigsten beunruhigte. Den Kräften der menschlichen Natur, die Gott auch in die ärmsten und vernachläßigtsten Kinder legte, vertrauend, hatten mich nicht nur frühere Erfahrungen belehrt, daß diese Natur mitten im Schlamm der Rohheit, der Verwilderung und

der Zerrüttung die herrlichsten Anlagen und Fähigkeiten entfaltet, sondern ich sah auch bei meinen Kindern mitten in ihrer Rohheit diese lebendige Naturkraft allenthalben hervorbrechen. Ich wußte, wie sehr die Noth und die Bedürfnisse des Lebens selbst dazu beitragen, die wesentlichsten Verhältnisse der Dinge dem Menschen anschaulich zu machen, gesunden Sinn und Mutterwitz zu entwickeln, und Kräfte anzuregen, die zwar in dieser Tiefe des Daseins mit Unrath bedeckt zu sein scheinen, die aber, vom Schlamme dieser Umgebungen gereinigt, in hellem Glanze strahlen. Das wollte ich thun. Aus diesem Schlamm wollte ich sie herausheben, und in einfache, aber reine häusliche Umgebungen und Verhältnisse versetzen. Ich war gewiß, es brauchte nur dieses, und sie würden als höherer Sinn und höhere Thatkraft erscheinen, und sich als Tüchtigkeit zu Allem erproben, was nur immer den Geist befriedigen, und das Herz in seiner innersten Neigung aussprechen kann."

„Ich sah also meine Wünsche erfüllt, und war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell ändern, als die Frühlingssonne den erstarrten Boden des Winters."

„Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmolz, kannte man meine Kinder nicht mehr."

„Aber ich will mir nicht voreilen. Freund, ich will Dich den Wachsthum meiner Pflanze zuschauen machen, wie ich oft am Abend meinem Kürbis zuschaute, der schnell an meinem Gebäude aufschoß, und Dir auch den Wurm nicht verschweigen, der oft an den Blättern dieses Kürbis und nicht selten auch an seinem Herzen nagte."

„Außer einer Haushälterin allein, ohne Gehülfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre häusliche Besorgung, trat ich unter sie und eröffnete meine Anstalt. Ich wollte es allein, und ich mußte es schlechterdings, wenn mein Zweck erreicht werden sollte. Auf Gottes Erdboden zeigte sich Niemand, der in meine Gesichtspunkte für den Unterricht und die Führung der Kinder hätte eintreten wollen. Auch kannte ich damals beinahe Niemanden, der es auch nur hätte können. Je gelehrter und gebildeter die meisten Menschen waren, mit denen eine Verbindung möglich gewesen, desto weniger verstanden sie mich, und desto unfähiger zeigten sie sich, die Anfangspunkte auch nur theoretisch festzuhalten, auf die ich zurückzugehen suchte. Der ganze Gang ihrer Ansichten über die Einrichtungen, über die Bedürfnisse der Unternehmung u. s. w. war meinen Ansichten durchaus fremd. Am meisten aber widerstrebte ihnen der Gedanke und die Möglichkeit seiner Ausführung, keine künstlichen Hülfsmittel, sondern bloß die die Kinder umgebende Natur, die täglichen Bedürfnisse, und die immer rege Thätigkeit derselben selbst als Bildungsmittel zu benutzen. Und doch war es eben dieser Gedanke, auf den ich die ganze Ausführung meines Unternehmens gründete. Er war auch der Mittelpunkt, an den sich eine Menge anderer Gesichtspunkte anreihte, und gleichsam daraus entwickelte." —

„Gebildete Schulleute konnten mir also nicht helfen. Mit rohen und ungebildeten war natürlich noch weniger auszurichten. Ich hatte keinen bestimmten und sichern Faden, den ich einem Gehülfen hätte an die Hand geben, und eben so wenig eine Thatsache, einen Gegenstand der Anschauung, an dem ich meine Idee und meinen Gang hätte versinnlichen können. Ob ich also wollte, oder nicht, ich mußte erst eine Thatsache durch mich selbst aufstellen, und durch das, was ich that und vornahm, das Wesen meiner Ansichten klar machen, ehe ich auf fremde Unterstützung in dieser Hinsicht rechnen durfte. Es konnte mir in dieser Stellung im Wesentlichen kein Mensch helfen. Ich mußte mir selbst helfen."

„Meine Ueberzeugung war mit meinem Zweck Eins. — Ich wollte eigentlich durch meinen Versuch beweisen, daß die Vorzüge, die die häusliche

Erziehung hat, von der öffentlichen müssen nachgeahmt werden, und daß die letztere nur durch die Nachahmung der ersteren für das Menschengeschlecht einen Werth hat. — Schulunterricht ohne Umfassung des ganzen Geistes, den die Menschenerziehung bedarf, und ohne auf das ganze Leben der häuslichen Verhältnisse gebaut, führt in meinen Augen nicht weiter als zu einer künstlichen Verschrumpfungsmethode unseres Geschlechts."

„Jede gute Menschenerziehung fordert, daß das Mutterauge in der Wohnstube täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und seiner Stirne lese. — Sie fordert wesentlich, daß die Kraft des Erziehers reine und durch das Dasein des ganzen Umfangs der häuslichen Verhältnisse allgemein belebte Vaterkraft sei."

„Hierauf baute ich. Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend in jedem Augenblick auf meiner Stirne sehen und auf meinen Lippen ahnden."

„Der Mensch will so gern das Gute (weil nur das Gute und Wahre ihn wirklich und dauernd befriedigt); das Kind hat so gern ein offenes Ohr dafür. Aber es muß nicht für dich Lehrer und Erzieher, es muß wahrhaft gut, es muß kein Einfall deiner Laune oder deiner Leidenschaft, es muß Natur der Sache sein. Dein Kind muß die Nothwendigkeit deines Willens nach seiner Lage, nach seinen Bedürfnissen fühlen, ehe es dasselbe will."

„Alles, was es lieb macht, das will es. Alles, was ihm Ehre bringt, das will es. Alles, was große Erwartungen in ihm rege macht, das will es. Alles, was in ihm Kräfte erzeugt, was es aussprechen macht: ich kann es, — das will es."

„Aber dieser Wille wird nicht durch Worte, sondern durch die allseitige Besorgung des Kindes und durch die Gefühle und Kräfte, die durch diese allseitige Besorgung in ihm rege gemacht werden, erzeugt. Die Worte geben nicht die Sache selbst, sondern nur eine deutliche Einsicht, das Bewußtsein von ihr."

„Vor Allem wollte und mußte ich also das Zutrauen der Kinder und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen suchen. Gelang mir dieses, so erwartete ich zuversichtlich alles Uebrige von selbst. Freund! denke Dir aber meine Lage, die Stimmung des Volkes und der Kinder! Fühle dann, welche Hindernisse ich dabei zu überwältigen hatte!" —

„Das unglückliche Land hatte durch Feuer und Schwert alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Das Volk verabscheute größtentheils die neue Verfassung. Es war erbittert gegen die Regierung, und hielt selbst ihre Hülfe für verdächtig. Durch seinen von Natur melancholischen Character hing es, allem Fremden als Neuerung abgeneigt, mit bitterer und mißtrauischer Hartnäckigkeit an dem ganzen Umfange seines alten, wenn auch noch so elenden Daseins. Ich stand unter ihnen als ein Geschöpf der neuen verhaßten Ordnung. Zwar nicht als ihr Werkzeug, aber als ein Mittel in der Hand von Menschen, die sie sich auf der einen Seite im Zusammenhang mit ihrem Unglück dachten, und von denen sie auf der andern Seite im Ganzen ihrer sich vielfach durchkreuzenden Ansichten, Wünsche und Vorurtheile unmöglich befriedigt werden konnten. Diese politische Mißstimmung war denn noch durch eine eben so starke religiöse Mißstimmung verstärkt. Man sah mich in Gottes Namen als einen Ketzer an, der bei einigem Guten, das er den Kindern thue, ihr Seelenheil in Gefahr bringe. Diese Leute hatten noch nie einen Reformirten in einem öffentlichen Dienst, geschweige als Erzieher und Lehrer ihrer Kinder in ihrer Mitte wohnen und in Thätigkeit gesehen, und der Zeitpunkt begünstigte das religiöse Mißtrauen im innigsten Zusammenhange mit dem politischen Zittern, Zagen und zum Theil Heucheln, das damals mehr als je, so lange Stanz steht, an der Tagesordnung war."

„Denke Dir, Freund, diese Stimmung des Volks, und dann meine so wenig imponirende Kraft und meine Lage. Denke Dir, wie Vielem ich persönlich, beinahe öffentlich ausgesetzt sein mußte, und wie viel Gutmüthigkeit es unter diesen Umständen, selbst bei diesem Volke bedurfte, um ungehindert meinen Gang fortgehen zu können.“

„Indessen so drückend und stoßend die Hülflosigkeit, in der ich mich befand, war, so war sie von einer andern Seite dem Innern meiner Zwecke günstig. Sie nöthigte mich, meinen Kindern Alles in Allem zu sein. Ich war vom Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging durch meine Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'. — Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keinen Dienstboten um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der in's Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen; — sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. Dadurch aber war es denn freilich auch allein möglich, daß sich die Kinder allmählig und einige innigst und so weit an mich anschlossen, daß sie dem, was sie Dummes und Verächtliches selber von ihren Eltern und Freunden gegen mich hörten, widersprachen. Sie fühlten, daß mir Unrecht geschah, und ich möchte sagen, sie liebten mich doppelt dafür. Aber was hilft's, wenn die Küchlein in ihrem Nest ihre Mutter lieben, wenn der Raubvogel, der ihnen allen den Tod droht, täglich mit seiner Gewalt ob ihrem Neste schwebt!“

„Auch war die erste Wirkung dieser Grundsätze und dieses Thuns nichts weniger als ein befriedigender Erfolg und konnte es nicht sein. Die Kinder glaubten nicht so leicht an meine Liebe. Des Müßiggangs, eines zügellosen Lebens, aller Verwilderung und ihrer unregelmäßigen Genüsse gewohnt, und von der Hoffnung getäuscht, im Kloster nach Klosterweise gefüttert zu werden, und müßig bleiben zu können, beklagten sich bald mehrere ob der langen Zeit, und wollten nicht bleiben. Mehrere redeten von einem Schulfieber, das die Kinder befallen würde, wenn sie den ganzen Tag lernen sollten. Diese Mißstimmung in den ersten Monaten wurde noch vorzüglich dadurch befördert, daß die Abänderung der ganzen Lebensart, die schlechte Witterung und die feuchte Kälte der Klostergänge zusammenschlug, mehrere Kinder krank zu machen. Es riß bald allgemein ein mich beunruhigender Husten ein, und ein Faulfieber, das in der ganzen Gegend herrschte, legte bald mehrere Kinder in's Bett.“

„Dieses Fieber fing immer mit Erbrechen an; aber auch die Abänderung der Speisen veranlaßte oft Erbrechen ohne Fieberanfall. Man schrieb es allgemein ihrer schlechten Beschaffenheit zu, was, wie der Erfolg offenbar zeigte, eine Folge der berührten vereinigten Umstände war. Kein einziges starb jedoch. — Und es wurde in der Folge vollends heiter (deutlich), daß das Uebelbefinden vieler Kinder zwar von der Nahrung herkam; aber für ihre Gesundheit wirklich wohlthätig war. Die Erfahrung war merkwürdig. Die Kinder hatten im Anfange gar viel Hafergrütze genossen. Das Volk schrieb allgemein den lange eingerissenen Husten diesem Nahrungsmittel zu. Jetzt zeigte es sich, daß es wahr war, aber nicht in dem Sinn, in welchem das Volk von dem Haferschlürf als einem elenden Nahrungsmittel redete; ich schrieb ihr selber das öftere Erbrechen meiner Kinder zu; aber sie ver-

anlaßte diese Wirkung nicht als schlechtes Nahrungsmittel, sondern als Arznei. Die Beschaffenheit der Kinder war durch die vorige schlechte Nahrung tief verdorben; die wenigen, die gesund waren, gediehen von Anfang, aber nun auch die Verdorbenen. Sobald der Frühling da war, blühten die Kinder allgemein und auffallend; nicht nur ihr Wuchs, sondern auch ihre Farbe änderte sich sichtbar schnell und auf eine Art, wie Menschen nur nach glücklich gemachten Kuren zunehmen; das ist so wahr, das Geistliche und Vorgesetzte, die sie später sahen, sich allgemein äußerten, sie kennten die Kinder nicht mehr, so habe sich ihr Ansehen gebessert."

„Der krankhafte Zustand mehrerer dauerte indessen ziemlich lang, und ward durch Einwirken der Eltern noch verschlimmert. „Du gutes Kind, wie elend siehst Du aus, ich vermag Dich noch immer so gut zu erhalten, als Du's hier hast, komm Du heim!" — So sprachen viele Mütter, die mit ihren Kindern von Haus zu Haus bettelnd herumzogen, laut vor allen Kindern, sobald sie in die Stube kamen. Der Sonntag war mir diese Zeit durch ein schrecklicher Tag. Da kamen solche Mütter, Väter, Brüder, Schwestern zu ganzen Haufen, zogen meine Kinder auf der Straße und in dem Haus in alle Winkel, redeten meistens mit nassen Augen mit ihnen; dann weinten meine Kinder auch, und wurden heimwehig. Bei Monaten war bald kein Sonntag, da nicht mehrere weggelockt wurden; aber immer kamen doch wieder Andere. Es war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein-, bald eine ausflog. — Man kann sich die Folgen dieses wechselnden Ein- und Ausfliegens in einer solchen keimenden Anstalt denken."

„Eltern und Kinder meinten bald, mir persönlich eine Gnade zu erweisen, wenn sie blieben, und ihrer Viele fragten bei den Kapuzinern und anderswo nach, ob ich denn auch gar nichts Anderes zu erhalten wisse, daß mir am Behalten dieser Kinder so viel läge. Diese Leute nahmen allgemein an, ich unterziehe mich nur aus Armuth dieser Mühe, und diese Voraussetzung gab ihrem Benehmen gegen mich natürlich eine große Nachläßigkeit. Einige forderten von mir sogar Almosen, wenn sie die Kinder da lassen müßten, und sagten, es gehe ihnen jetzt gar viel ab, weil sie dieselben beim Betteln nicht mehr bei sich hätten; andere sagten mit dem Hut auf dem Kopf, sie wollen's noch ein paar Tage probiren; andere wollten mir Bedingnisse vorschreiben, wie oft ich sie zu ihnen heim lassen müßte."

„So gingen Monate hin, ehe ich die Freude hatte, daß ein Vater oder eine Mutter mir mit einem heitern dankvollen Auge die Hand drückte. Die Kinder kamen früher zu sich selber. Ich habe in diesem Zeitpunkte mehrere weinen gesehen, daß ihre Eltern kamen und gingen, ohne mich zu grüßen oder zu behüten. Viele fühlten sich glücklich, und was auch ihre Mütter zu ihnen sagten, antworteten sie ihnen: ich hab' es besser als zu Hause. Wenn ich einzeln mit ihnen redete, so erzählten sie mir gern, wie unglücklich sie wären; die einen, wie sie täglich in Zank und Streit leben müßten, wie sie nie einen ruhigen, freudigen Augenblick hätten; die anderen, wie sie oft tagelang keine Suppe, kein Brot zu sehen bekämen; wieder andere, wie sie das Jahr durch in kein Bett gekommen; noch andere, wie sie von einer Stiefmutter verfolgt, und bald täglich mit Unrecht geschlagen würden. Und doch liefen eben diese Kinder den Morgen darauf mit den Müttern wieder fort. — Einige hingegen, nicht wenige, sahen bald, daß sie bei mir etwas lernen und etwas werden könnten, und blieben in der Anhänglichkeit und dem Eifer, den sie von Anfang an zeigten, standhaft. Es ging nicht lange, so zeigten diese eine so innige Anhänglichkeit und eine so herzliche Zuneigung, daß Viele aus Eifersucht nachahmten, was sie nicht fühlten. — Sichtbar waren die, welche entliefen, immer die schlechtesten und unfähigsten. Auch war ich sicher, man lockte mir die Kinder nur dann heim, wenn sie von Ungeziefer und von ihren Zubeln befreit waren. Denn offenbar traten Viele mit der bestimm-

ten Absicht ein, sich reinigen und sich kleiden zu lassen und dann wieder zu gehen."

„Aber endlich setzte ihre eigene Ueberzeugung der Lieblosigkeit ihres Eintretens ein Ziel. Die Anstalt wuchs immer mehr an, so daß ich 1799 bei achtzig Kinder hatte. Die meisten dieser Kinder hatten gute, und einige ausgezeichnete Anlagen. Das Lernen war ihnen meistens ganz neu, und sobald einige sahen, daß sie es zu etwas brächten, so ward ihr Eifer unermüdet. Kinder, die in ihrem Leben kein Buch in der Hand gehabt, kaum das Vaterunser und Ave Maria auswendig konnten, kamen in wenig Wochen dahin, daß sie mit dem größten Interesse vom frühen Morgen bis an den späten Abend fast unabläßig lernten. Sie gaben mir selbst nach dem Nachtessen, insonderheit im Anfang, wenn ich sie fragte: Kinder, wollt ihr jetzt lieber schlafen oder lernen? gewöhnlich zur Antwort: lernen! Das erkaltete freilich später, da sie früher aufstehen mußten. Aber der erste Eifer gab dem Ganzen seine Richtung und dem Lernen einen Erfolg, der meine Erwartungen selber weit übertraf."

„Indessen hatte ich's dennoch unaussprechlich schwer. — Eine gute Einrichtung des Unterrichts zu treffen, war noch unmöglich. Die Verwilderung der Einzelnen und die Verwirrung des Ganzen war mit allem Zutrauen und mit allem Eifer noch nicht gehoben. Ich mußte für die Ordnung des Ganges im Ganzen selbst noch ein höheres Fundament suchen und dasselbe gleichsam hervorbringen. Ehe dieses Fundament da war, konnte sogar weder der Unterricht, noch die Oekonomie und das Lernen der Anstalt gehörig organisirt werden. Ich wollte das auch nicht. Beides sollte, statt eines vorgefaßten Planes, vielmehr aus meinem Verhältnisse mit den Kindern hervorgehen. Ich suchte auch darin höhere Grundsätze und bildende Kräfte. Es sollte das Erzeugniß des höhern Geistes der Anstalt und der harmonischen Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Kinder selbst werden, und aus ihrem Dasein, ihren Bedürfnissen und ihrem gemeinschaftlichen Zusammenhange unmittelbar hervorgehen. Es war überhaupt weder das Oekonomische, noch irgend ein anderes Aeußeres, von dem ich in meinem Gange ausgehen, und womit ich den Anfang machen konnte und sollte, meine Kinder aus dem Schlamm und der Rohheit ihrer Umgebungen, wodurch sie in ihrem Innern selbst gesunken und verwildert waren, herauszuheben. Es war so wenig möglich, gleich Anfangs durch Steifigkeit den Zwang einer äußern Ordnung und Ordentlichkeit, oder durch ein Einpredigen von Regeln und Vorschriften, ihr Inneres zu veredeln, daß ich bei der Zügellosigkeit und dem Verderben ihrer diesfälligen Stimmung sie vielmehr gerade dadurch von mir entfernt, und ihre vorhandene wilde Naturkraft unmittelbar gegen meine Zwecke gerichtet hätte. Nothwendig mußte ich erst ihr inneres Selbst und eine rechtliche und sittliche Gemüthsstimmung in ihnen wecken und beleben, um sie dadurch auch für das Aeußere thätig, aufmerksam, geneigt, gehorsam zu machen. Ich konnte nicht anders, ich mußte auf den erhabenen Grundsatz Jesu Christi bauen: „macht erst das Inwendige rein, damit auch das Aeußere rein werde;" — und wenn je, so hat sich dieser Grundsatz in meinem Gange unwidersprechlich erprobt."

„Mein wesentlicher Gesichtspunkt ging jetzt allererst darauf, die Kinder durch die ersten Gefühle ihres Beisammenseins und bei der ersten Entwickelung ihrer Kräfte zu Geschwistern zu machen, das Haus in den einfachen Geist einer großen Haushaltung zusammen zu schmelzen, und auf der Basis eines solchen Verhältnisses und der aus ihm hervorgehenden Stimmung das rechtliche und sittliche Gefühl allgemein zu beleben. — Ich erreichte diesen Zweck mit ziemlichem Glück. Man sah in kurzem bei siebenzig so verwilderte Bettelkinder mit einem Frieden, mit einer Liebe, mit einer Aufmerksamkeit und Herzlichkeit unter einander leben, die in wenigen kleinen Haushaltungen unter

Geschwistern statt findet. — Meine diesfällige Handlungsweise ging von dem Grundsatze aus: Suche deine Kinder zuerst weitherzig zu machen, und Liebe und Wohlthätigkeit durch die Befriedigung ihrer täglichen Bedürfnisse und Empfindungen, ihrer Erfahrung und ihrem Thun nahe zu legen, sie dadurch in ihrem Innern zu gründen und zu sichern, dann ihnen viele Fertigkeiten anzugewöhnen, um dieses Wohlwollen in ihrem Kreise sicher und ausgebreitet ausüben zu können. Endlich und zuletzt komme mit den gefährlichen Zeichen des Guten und Bösen, mit den Worten. Knüpfe diese an die täglichen häuslichen Auftritte und Umgebungen an, und sorge dafür, daß sie gänzlich darauf gegründet seien, um deinen Kindern klarer zu machen, was in ihnen und um sie her vorgeht, um eine rechtliche und sittliche Ansicht ihres Lebens und ihrer Verhältnisse in ihnen zu erzeugen. Aber wenn du Nächte durchwachen müßtest, um mit zwei Worten zu sagen, was andere mit zwanzig erklären, so laß dich deine schlaflosen Nächte nicht dauern. Ich habe meinen Kindern unendlich wenig erklärt; ich habe sie weder Moral noch Religion gelehrt; aber wenn sie still waren, daß man eines Jeden Athemzug hörte, dann fragte ich sie: Werdet ihr nicht vernünftiger und braver, wenn ihr so seid, als wenn ihr lärmet? Wenn sie mir an meinen Hals fielen, und mich Vater hießen, fragte ich sie: Kinder, dürft ihr euerm Vater heucheln? Ist es recht, mich zu küssen und hinter meinem Rücken zu thun, was mich kränkt? Wenn von dem Elend des Landes die Rede war, und sie froh waren, und sich glücklich fühlten, dann sagte ich zu ihnen: Ist Gott nicht gut, der das Menschenherz mitleidig erschaffen?"

„Auch fragte ich sie zu Zeiten: Ist es nicht ein Unterschied zwischen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können, und einer, die sie entweder sich selbst überläßt, oder sie mit Bettelbrot und in Spitälern erhält, ohne ihrem Elend wirklich abzuhelfen, und ihrem Laster und Müßiggang ein wirkliches Ende zu machen?"

„Viel und oft schilderte ich ihnen das Glück einer stillen, friedlichen Haushaltung, die durch Ueberlegung und Fleiß zu einem sichern Brot und in die Lage gekommen, unwissenden, unerzogenen und unglücklichen Menschen zu rathen und zu helfen. An meine Brust hingelehnt, fragte ich manche der Gefühlvollsten schon in den ersten Monaten: Wolltest Du nicht auch gern, wie ich, im Kreise armer Unglücklicher leben, sie erziehen, sie zu gebildeten Menschen machen? — Gott! wie sich ihre Gefühle erhoben, wie Thränen in ihren Augen waren, wenn sie mir antworteten: „Jesus Maria! wenn ich es auch dahin bringen könnte?!" — Ueber Alles erhob sie die Aussicht, nicht ewig elend zu bleiben, sondern einst unter ihren Mitmenschen mit Kenntnissen und Fertigkeiten erscheinen und ihnen nützlich werden zu können, und ihre Achtung zu genießen. Sie fühlten, daß ich sie weiter bringe, als andere Kinder gebracht wurden; sie erkannten den innigen Zusammenhang meiner Führung mit ihrem künftigen Leben lebhaft, und eine glückliche Zukunft stellte sich ihrer Einbildung als erreichbar und sicher dar. Darum ward ihnen die Anstrengung bald leicht. Ihre Wünsche und Hoffnungen stimmten mit dem Zweck derselben überein. Freund, Tugend entkeimt aus dieser Uebereinstimmung, wie die junge Pflanze aus der Uebereinstimmung des Bodens mit der Natur und den Bedürfnissen ihrer zartesten Fasern."

„Ich habe eine innere Kraft in den Kindern aufwachsen sehen, deren Allgemeinheit meine Erwartungen weit übertraf, und deren Aeußerungen mich oft so sehr in Erstaunen setzten, als rührten."

„Da Altdorf (Hauptort des Kantons Uri) verbrannte, versammelte ich sie um mich her und sagte zu ihnen: Altdorf ist verbrannt, vielleicht sind in diesem Augenblick hundert Kinder ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung;

wollet ihr nicht unsere gute Obrigkeit bitten, daß sie etwa zwanzig dieser Kinder in unser Haus aufnehme? Ich sehe die Rührung, mit welcher ihr: Ach ja! Ach mein Gott ja! begleitet war, noch jetzt vor meinen Augen. Aber, Kinder, sagte ich dann: Denket dem nach, was ihr begehret. Unser Haus hat nicht so viel Geld, als es will, es ist nicht sicher, daß wir um dieser armen Kinder willen mehr als vorher bekommen. Ihr könntet also in die Lage kommen, um dieser Kinder willen, mehr für euern Unterricht arbeiten zu müssen, weniger zu essen zu bekommen, und sogar eure Kleider mit ihnen theilen zu müssen. Saget also nicht, daß ihr diese Kinder wünscht, als wenn ihr euch alles dieses um ihrer Noth willen auch gern und aufrichtig gefallen lassen wollet. Ich sagte dies mit aller Stärke, die mir möglich war, ich ließ sie selber wiederholen, was ich gesagt hatte, um mich sicher zu stellen, daß sie deutlich verstehen, wohin ihr Anerbieten führe; aber sie blieben standhaft, und wiederholten: ja, ja, wenn wir auch schlechter zu essen bekommen, und mehr arbeiten und unsere Kleider mit ihnen theilen müssen, so freut es uns doch, wenn sie kommen!"

„Da einige ausgewanderte Bündner mit einer stillen Thräne mir einige Thaler für sie in die Hand drückten, ließ ich die Männer nicht gehen; ich rief den Kindern und sagte: Kinder, diese Männer sind aus ihrer Heimath entflohen, und wissen vielleicht morgen nicht, wo sie selber ein Obdach und Auskommen finden, und doch geben sie in ihrer eigenen Noth euch diese Gaben; kommt, danket ihnen! Die Rührung der Kinder erregte lautes Schluchzen bei den Männern."

„So war es, daß ich belebte Gefühle jeder Tugend dem Reden von dieser Tugend vorhergehen ließ; denn ich achtete es für böse, mit Kindern von irgend einer Sache zu reden, von der sie nicht auch wissen, was sie sagen. — An diese Gefühle knüpfte ich ferner Uebungen der Selbstüberwindung, um dadurch denselben unmittelbare Anwendung und Haltung im Leben zu geben. — Eine organisirte Disciplin der Anstalt war freilich in dieser Rücksicht eben so wenig möglich. Auch sie sollte aus dem von Stufe zu Stufe sich ergebenden Bedürfnisse hervorgehen. Stille, als Mittel, die Thätigkeit zu erzielen, ist vielleicht das erste Geheimniß einer solchen Anstalt. Die Stille, die ich forderte, wenn ich da war und lehrte, war mir ein großes Mittel zu meinem Ziele, und eben so die Festhaltung der körperlichen Stellung, in der sie da sitzen mußten. Mit der Stille brachte ich es dahin, daß in dem Augenblick, wo ich es forderte, auch beim Nachsprechen aller Kinder jeder Mißlaut fühlbar war, daß ich ferner auch mit leiser, heiserer Stimme lehren konnte, und kein Laut gehört ward, ohne den, den ich vorsprach, und die Kinder nachsprechen mußten. Freilich war es nicht immer so. — Ich forderte unter Andern zum Scherz, daß sie während des Nachsprechens dessen, was ich vorsagte, ihr Auge auf den großen Finger gerichtet halten sollten."

„Es ist unglaublich, was die Festhaltung solcher Kleinigkeiten dem Erzieher für Fundamente zu großen Zwecken gibt. — Ein verwildertes Mädchen, das sich angewöhnt, stundenlang Leib und Kopf gerade zu tragen, und die Augen nicht herumschweifen zu lassen, erhält bloß dadurch schon einen Vorschritt zur sittlichen Bildung, die ohne Erfahrung Niemand glauben würde. — Diese Erfahrungen aber haben mich gelehrt, daß die Angewöhnungen an die bloße äußere Haltung eines sittlichen Lebens unendlich mehr zur wirklichen Erzielung tugendhafter Fertigkeiten beitragen, als alle Lehren und Predigten, die ohne Ausbildung dieser Fertigkeiten gelassen werden."

„Auch war die Gemüthsstimmung meiner Kinder durch Befolgung dieses Grundsatzes offenbar heiterer, ruhiger und zu allem Edeln und Guten bereiteter, als man dieses bei der ganzen Leerheit ihrer Köpfe in allen Begriffen des Guten hätte vermuthen sollen. Diese Leerheit hinderte mich wenig, sie

genirte mich kaum. Im Gegentheil, ich fand sie bei dem einfachen Gang meiner Handlungsweise mir wirklich vortheilhaft, und hatte wirklich unvergleichlich weniger Mühe, ganz unwissenden Kindern einfache Begriffe beizubringen, als denen, die schon dieses und jenes krumme Zeug im Kopf hatten. — Auch waren sie für die Einfachheit reiner Gefühle unendlich weniger verhärtet, als die Ersteren." —

„Wenn sich indessen Härte und Rohheit bei den Kindern zeigte, so war ich streng, und gebrauchte körperliche Züchtigungen. — Lieber Freund, der pädagogische Grundsatz, mit bloßen Worten sich des Geistes und Herzens einer Schaar Kinder zu bemächtigen, und so den Eindruck körperlicher Strafen nicht zu bedürfen, ist freilich ausführbar bei glücklichen Kindern und in glücklichen Lagen; aber im Gemisch meiner ungleichen Bettelkinder, bei ihrem Alter, bei ihren eingewurzelten Gewohnheiten, und bei dem Bedürfniß, durch einfache Mittel sicher und schnell auf alle zu wirken, bei allen zu einem Ziel zu kommen, war der Eindruck körperlicher Strafen wesentlich, und die Sorge, dadurch das Vertrauen der Kinder zu verlieren, ist ganz unrichtig. Es sind nicht einzelne seltene Handlungen, welche die Gemüthsstimmung und Denkungsweise der Kinder bestimmen, es ist die täglich und stündlich wiederholte und vor ihren Augen stehende Wahrheit deiner Gemüthsbeschaffenheit und des Grades deiner Neigung oder Abneigung gegen sie selber, was ihre Gefühle gegen dich entscheidend bestimmt, und so, wie dieses geschehen, wird jeder Eindruck der einzelnen Handlungen durch das feste Dasein dieser allgemeinen Herzensstimmung der Kinder bestimmt."

„Vater- und Mutterstrafen machen daher selten einen schlimmen Eindruck. Ganz anders ist es mit den Strafen der Schul- und anderer Lehrer, die nicht Tag und Nacht in ganz reinen Verhältnissen mit den Kindern leben, und eine Haushaltung mit ihnen ausmachen. Diesen mangelt das Fundament von tausend, das Herz der Kinder anziehenden und festhaltenden Umständen, deren Mangel sie den Kindern fremd und für sie zu ganz andern Menschen macht, als ihnen diejenigen sind, die durch den ganzen reinen Umfang dieses Verhältnisses mit ihnen verknüpft sind. — Keine meiner Strafen erregte Starrsinn; ach, sie freuten sich, wenn ich ihnen einen Augenblick darauf die Hand bot, und sie wieder küßte. Wonnevoll zeigten sie mir, daß sie zufrieden und über meine Ohrfeigen froh waren. Das stärkste, das ich hierüber erfahren, war dieses: eines meiner liebsten Kinder mißbrauchte die Sicherheit meiner Liebe, und drohte einem andern mit Unrecht; das empörte mich; ich gab ihm mit harter Hand meinen Unwillen zu fühlen. Das Kind schien vor Wehmuth zu vergehen, und weinte eine Viertelstunde ununterbrochen, und sobald ich zur Thüre hinaus war, stand es wieder auf, ging zu dem Kinde, das es verklagt hatte, bat es um Verzeihung, und dankte ihm, daß es sein schlechtes Betragen gegen dasselbe angezeigt. Freund! es war keine Komödie, das Kind hat vorher nichts Aehnliches gesehen."

„Lieber Freund, meine Züchtigungen konnten darum keinen übeln Eindruck auf meine Kinder machen, weil ich den ganzen Tag mit meiner ganzen reinen Zuneigung unter ihnen stand und mich ihnen aufopferte. Sie mißdeuteten meine Handlungen nicht, weil sie mein Herz nicht mißkennen konnten, wohl aber die Eltern, Freunde, besuchende Fremde und Pädagogen. Auch das war natürlich. Ich achtete aber der ganzen Welt nicht, wenn mich nur meine Kinder verstanden. — Ich that aber auch Alles, sie in Allem, was ihre Aufmerksamkeit rege machen oder ihre Leidenschaften reizen konnte, deutlich und klar einsehen zu machen, warum ich handle, wie ich handle. Dies, Freund, führt mich auf den ganzen Umfang des sittlichen Thuns, in einem wahrhaft häuslichen Erziehungsverhältnisse zurück. — Der Umfang der sittlichen Elementarbildung beruht überhaupt auf den drei Gesichtspunkten, der Erzielung einer sittlichen Gemüthsstimmung durch reine Gefühle; sitt-

licher Umgebungen durch Selbstüberwindung und Anstrengung in dem, was recht und gut ist; und endlich der Bewirkung einer sittlichen Ansicht durch das Nachdenken über die Rechts- und Sittlichkeits-Verhältnisse, in denen das Kind schon durch sein Dasein und seine Umgebungen steht, und durch das Vergleichen derselben."

„Ich habe Dich bisher, lieber Freund! auf Einiges in meinem Gange in Hinsicht der zwei ersten Gesichtspunkte aufmerksam gemacht. Mein Gang: die Vorstellungen und Begriffe von Recht und Pflicht bei meinen Kindern zu erzeugen, war eben so einfach, und gründete sich, wie in beiden anderen Fällen, ganz auf die täglichen Anschauungen und Erfahrungen ihres Kreises. Wenn sie z. B. redeten und Getümmel war, so durfte ich mich nur auf ihr eigenes Gefühl berufen, ob es möglich sei, also zu lehren. Aber ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie ich ihr Rechts- und Billigkeitsgefühl allgemein stark und ohne Steifheit gefunden, und wie reines Wohlwollen dieses Gefühl erhöhte und sicherte. — Ich wandte mich in jedem Vorfall des Hauses an sie selber und an dieses Gefühl. Ich fragte sie meistens in einer stillen Abendstunde um ihr freies Urtheil. Wenn man z. B. im Dorf sagte, sie hätten nicht genug zu essen, sagte ich ihnen: Kinder, sagt es mir selber, seid ihr nicht besser gehalten, als ihr es zu Hause waret? Denket nach und saget selber, wäre es auch gut, wenn ihr auf eine Art unterhalten würdet, daß ihr es mit Fleiß und Arbeit nicht dahin bringen könntet, das forthin kaufen und zahlen zu können, was ihr euch täglich zu genießen gewöhnt habt; oder mangelt euch das Nothdürftige? Saget selber, meinet ihr, ich könne mehr an euch thun mit Vernunft und Billigkeit? Wollet ihr selber, daß mit dem Geld, das ich habe, nur 30 oder 40 Kinder erhalten werden, da ich, wie ihr jetzt seht, 70 bis 80 erhalten kann? Wäre das recht? — Eben so handelte ich, da man im Dorf sagte, ich gehe zu hart mit ihnen um. Sobald ich es hörte, sagte ich ihnen: Kinder, ihr wisset, wie lieb ihr mir seid, aber saget mir selber, wollet ihr, daß ich euch nicht mehr abstrafe? Kann ich, ohne zu strafen, machen, daß ihr euch abgewöhnt, was so lange in euch eingewurzelt ist? — Du hast gesehen, Freund, mit welcher Herzlichkeit sie mich baten, ihrer nicht zu schonen, wenn sie fehlten."

„Ich konnte wegen ihrer Menge Vieles nicht dulden, was in einer kleinen Haushaltung leicht geduldet werden kann; aber ich zeigte ihnen in jedem Fall den Unterschied und berief mich dann immer auf sie selber, ob dieses oder jenes, unter Umständen, wie sie selber sähen, möglich oder zu leiden wäre. Ich sprach zwar das Wort Freiheit und Gleichheit nie unter ihnen aus, aber ich setzte sie in allem, was ihr Recht war, so ganz in Freiheit mit mir, daß ein täglich freieres und heitereres Athmen einen Blick und Augen erzeugte, die, nach meiner Erfahrung, nur bei einer sehr liberalen Erziehung sich also erzeugen. Aber ich war entfernt, das Blitzen dieses Auges zu täuschen. Ich suchte täglich festere Kraft zur häuslichen Selbstständigkeit in ihnen zu erzielen, ohne das die Engelsaugen sich so oft in Krötenhöhlen verwandeln. Aber mir waren diese Engelsaugen hoher Lebensgenuß. Auch duldete ich keine gerunzelte Stirne, ich rieb sie ihnen selber glatt, dann lächelten sie und scheuten sich unter einander selber, Runzeln zu haben. — Ihre Menge gab mir jeden Tag Gelegenheit unter ihnen, ihnen anschaulich zu machen, was schön und was häßlich, was recht und was unrecht ist. — Beides war täglich gleich ansteckend, und in eben dem Grade, in welchem die größere Anzahl Kinder die Gefahr groß machte, durch das vielseitige Böse, das sich die Einzelnen durch Unordnung, durch uneingesehene und ungekannte Fehler zu Schulden kommen ließen, das Innere der Anstalt tief in seinem Wesen zu verheeren; ebenso gab diese Menge täglich einen Ueberfluß von Berührungspunkten und Anlässen, das Gute, das Seltene

lebendiger zu entwickeln und fester zu gründen, als es unter Wenigen möglich ist. Auch hierüber redete ich offen mit meinen Kindern. Ich werde in meinem Leben den Eindruck nicht vergessen, den es auf sie machte, da ich bei einer eingeschlichenen Unordnung einmal zu ihnen sagte: Kinder, es ist bei uns, wie in einer jeden andern Haushaltung. Wo immer viel Kinder sind, da bringt die tägliche Verwirrung und Noth, die aus jeder Unordnung entsteht, auch bald die schwächste und schlechteste Mutter dahin, daß sie vernünftiger mit ihren Kindern umgehen, und Ordnung und Rechtthun unter ihnen erzwingen muß. Wahrlich, so geht es gerade hier zu; wenn ich auch noch so gern wie ein schwacher Tropf an euch handeln, und euch bei euern Fehlern durch die Finger sehen wollte, so kann ich nicht, weil eurer zu viel da sind. Da eurer so viele da sind, und jedes unter euch die Fehler und die schlechten Sachen, die es sich angewöhnt, treiben könnte, so würdet ihr siebenzigfach von aller Art Bösem angesteckt, und vielleicht siebenzigfach schlechter werden, als ihr zu Hause nicht hättet werden können. Es ist immer der Fall, daß man in einer solchen Haushaltung einige Sachen nicht dulden kann, deren böse Folgen in einer kleinen nicht auffallen, und nicht drückend werden. Aber, wenn ihr euch der Ordnung, die unter solchen Umständen nothwendig ist, nicht unterziehen würdet, so könnte das Haus nicht bestehen, und ihr würdet alle in euer altes Elend zurücksinken. Denket selber, euer sorgloses Essen, eure besseren Kleider wären dann selbst ein Mittel, euch elender zu machen, als ihr bei Hunger und Mangel nie hättet werden können. Kinder, in der Welt lernt der Mensch nur aus Noth oder aus Ueberzeugung. Wenn er sich nicht mit Vernunft leiten lassen will und doch außer aller Noth ist, so wird er abscheulich. Denket, wenn ihr so einmal außer aller Noth gesetzt, euch der Sorglosigkeit und dem Muthwillen überlassen, und das, was wahr und gut ist, keinen Eindruck mehr auf euch machen lassen wolltet, was aus euch werden müßte! Ihr hattet daheim immer doch Jemand, der zu euch sah, und weil ihr Wenige waret, leicht zu euch sehen konnte; und dann wirkt die Noth und die Armuth selber viel Gutes. Sie zwingt uns in hundert Fällen zur Vernunft, wenn wir auch nicht gern wollten. Aber es ist auch umgekehrt, wenn ihr aus Ueberzeugung recht thut, wie ihr ehemals aus Noth einiges Gute nicht habt unterlassen dürfen, so könnt ihr es dann auch unendlich weiter bringen, als es euch zu Hause immer möglich gewesen wäre. Wenn ihr freiwillig diesem nachstrebt, was jetzt und einst euer Wohl ausmacht, so habt ihr dann unter einander auch siebenzigfache Aufmunterung, und seht dann dasselbe siebenzigfach unter euch leben und lebendig da stehen."

„So redete ich oft mit ihnen, ganz unbekümmert, ob ein jedes alle Worte verstehe; aber ich stellte mich sicher, daß der Eindruck des Ganzen über alle verbreitet war."

„Auch die Vorstellung lebhafter Bilder von dem Zustande, in den sie in späteren Tagen kommen mußten, machte großen Eindruck. Ich zeigte ihnen bei jeder Art Fehler, wohin sie führen; fragte sie selber: kennst Du nicht Menschen, die wegen ihrer bösen Zunge, wegen ihrer frechen, ehrabschneiderischen Reden allen Menschen zum Abscheu sind? Möchtest Du Dich in Deinen alten Tagen Deinen Nachbarn, Deinen Hausgenossen und selber den Kindern so zum Abscheu und zum Ekel machen? So führte ich ihre eigenen Erfahrungen an zum sinnlichen Anschauen des äußersten Verderbens, wohin Fehler uns führen; eben so auch zu lebhaften Vorstellungen von den Folgen alles Guten; hauptsächlich aber zum deutlichen Bewußtsein der so ungleichen Folgen einer guten und einer verwahrlos'ten Erziehung. Kennst Du nicht Menschen, die nur darum unglücklich sind, weil sie in der Jugend nicht zum Nachdenken und Ueberlegen gewöhnt worden sind? Kennst Du nicht Leute, die drei- und viermal mehr verdienen könnten, wenn sie nur schreiben und lesen könnten, und kommt Dir's nicht über's Herz, durch Deine Schuld im

Alter ohne einen Nothpfennig zu sein, und vielleicht Deinen eigenen Kindern oder andern Leuten zur Last zu fallen, wenn Du jetzt etwas zu lernen versäumtest?"

„Auch folgende Gesichtspunkte machten einen tiefen Eindruck auf die Kinder: Kennst Du etwas Größeres und Schöneres, als den Armen zu rathen, und dem Leidenden aus seiner Noth, aus seinem Elend zu helfen? Aber kannst Du das, wenn Du nichts verstehst? Mußt Du nicht mit dem besten Herzen, um Deiner Unwissenheit willen, selbst Alles gehen lassen, wie es geht? Aber so Du viel weißt, kannst Du viel rathen, und so, wie Du viel verstehst, kannst Du vielen Menschen aus ihrer Noth helfen."

„Ueberhaupt habe ich gefunden, daß große, viel umfassende Begriffe zur ersten Entwickelung weiser Gesinnungen und standhafter Entschlossenheit wesentlich und unersetzlich sind! — Solche große, das Ganze unserer Anlagen und unserer Verhältnisse umfassende Sätze, wenn sie mit reiner Seelenkunde, das ist, mit Einfachheit, Liebe und Ruhe in die Seele des Menschen gelegt werden, führen ihn, vermöge ihrer Natur, nothwendig zu einer wohlwollenden, und für Wahrheit und Recht empfänglichen Gemüthsstimmung, in welcher hundert und hundert diesen großen Wahrheiten untergeordnete Sätze ihnen dann von selbst auffallen, und sich tief in ihrem Erkenntnißvermögen festgründen, wenn sie auch nie dahin kommen, diese Wahrheit wörtlich auszusprechen. Dieses wörtliche Aussprechen der Wahrheiten, deren man sich bedient, und nach denen man handelt, ist für das Menschengeschlecht bei weitem nicht so allgemein dienstlich, als wir es uns in unserem schon seit Jahrhunderten von der Christenlehre und den Predigten zu einem so weitläufigen als oberflächlichen Red- und Antwortgeben gewöhnten, und seit einem Menschenalter von sich nennenden Aufklärern noch tiefer in die armseligste Redseligkeit hineingezogenen, erschlafften Zeitalter uns vorstellen."

„Vorzüglich glaube ich, daß die erste Epoche des Nachdenkens bei den Kindern durch einen wortreichen und mit der Geistesbeschaffenheit des Lernenden und seinen äußeren Verhältnissen unpassenden Unterricht verwirrt werde. — Nach meiner Erfahrung hängt Alles davon ab, daß jeder Lehrsatz ihnen durch das Bewußtsein intuitiver (innen klarer), an Realverhältnisse angeketteter Erfahrung sich selber als wahr darstelle. Die Wahrheit ohne einen solchen Hintergrund ist für sie ein bloßes, ihnen meistens noch unangemessenes und lästiges Spielwerk. Gewiß ist: die Wahrheit und Rechtsfähigkeit des Menschen ist ihrem Wesen nach ein hoher, reiner, allgemeiner Sinn, der durch die Einfachheit wortleerer und umfassender großer Ansichten, Bestrebungen und Gefühle eine Nahrung finden kann, die ihm einen für Wahrheit und Recht sehr festen und sehr sichern Takt gibt, ohne daß er sehr viel äußere Zeichen seiner gebildeten innern Kraft besitzt. — Und auch das ist wahr, solche den Menschen einfach zu einem tief entwickelten und wortleeren Wahrheits- und Rechtsgefühl führende Hauptsätze der menschlichen Erkenntniß haben dadurch gegen die wichtigsten und verderblichsten Folgen aller Art von Vorurtheilen ein reines Gegengewicht in ihrem Innern. In solchen Menschen kann, um ihrer Vorurtheile willen, nie ein so verkehrter böser Same des Unterrichts entkeimen, und die Vorurtheile, und sogar die Unwissenheit und der Aberglaube selbst, so wenig sie an sich gut sind, können in ihnen gar nicht sein und werden, was sie lieblosen und rechtslosen Schwätzern von Religion und Recht ewig sind und bleiben werden. — Solche Hauptsätze der menschlichen Erkenntniß sind wie reines Gold, gegen welches die ihnen untergeordneten und von ihnen abhängenden Wahrheiten als bloße Scheidemünze anzusehen sind. Ich kann mich nicht enthalten, solche im Meere tausendfacher, aber kleiner Tropfen-Wahrheiten schwimmende und versunkene Menschen kommen mir immer wie ein alter Krämer vor, der im Zusammenlesen kleiner Kreuzervortheile endlich reich geworden, und sich zuletzt einen solchen Respekt, nicht

blos für das Kreuzersammeln, sondern für die Kreuzer selbst angewöhnt, daß ihm auf die gleiche Weise angst wird, wenn ein Kreuzer oder ein Goldstück verloren gehen könnte. — Wo die Harmonie der Seelenkräfte und ihrer Neigungen durch den stillen Gang der menschlichen Pflichtübung gegründet ist, wo die höheren Reize rein genossener Menschenverhältnisse belebt und durch Festhaltung hoher, einfacher Wahrheiten gesichert sind, da laß immerhin ruhig einzelne Vorurtheile in der Masse dieser noch so beschränkten, aber wirklichen Erleuchtung stehen, sie werden im Uebergewicht der reinen Entwickelung und Veredelung Deiner Natur da stehen, wie wenn sie nicht da wären, und leicht von selbst vergehen, wie der Schatten im Licht." —

„Die eigentlichen Vortheile der menschlichen Kenntnisse und des Wissens bestehen für das Menschengeschlecht in der Sicherheit der Fundamente, von denen sie ausgehen und auf denen sie ruhen. Der Mensch, der viel weiß, muß mehr und künstlicher als jeder andere zur Einheit seiner selbst mit sich selbst, zur Harmonie seines Wissens mit seinen Verhältnissen und zur Gleichförmigkeit in der Entwickelung aller seiner Seelenkräfte geführt werden. Ist dies nicht, so wird sein Wissen in ihm selber ein Irrlicht, das Zerrüttung in sein Innerstes bringt, und ihn äußerlich der wesentlichen Lebensgenießungen beraubt, die ein einfacher, gerader, mit sich selbst einstimmiger Sinn dem unentwickeltsten und gemeinsten Menschen gewährt. Dies, lieber Freund, sind die Gesichtspunkte, um derer willen ich es für so wichtig achte, daß diese Harmonie der Seelenkräfte, zu der unsere Natur und unsere ersten Verhältnisse hinführen, nicht durch die Irrthümer der menschlichen Kunst verderbt werden." —

„Ich habe Dir nun, Freund, meine Ansichten über den häuslichen Geist einer Schulanstalt und meinen Versuch zur Lösung seines Problems dargestellt. Ich will Dich auch noch mit einigen wesentlichen Gesichtspunkten meines Unterrichtsganges und mit dem Lernen der Kinder bekannt machen."

„Ich kannte keine Ordnung, keine Methode, keine Kunst, die nicht auf den einfachen Folgen der Ueberzeugung meiner Liebe gegen meine Kinder ruhen sollte. Ich wollte keine kennen. Auf diese Weise unterordnete ich auch das Lernen der Kinder dem höhern Gesichtspunkt, ihren bessern Sinn allgemein anzuregen, und das Naturverhältniß, in dem sie unter einander und unter meiner Besorgung lebten, mit voller Kraft auf sie wirken zu lassen. Ich hatte zwar Gedike's Lesebuch, aber sein Gebrauch war mir so wenig wesentlich, als der anderer Schulbücher, denn ich sah das erste Lernen eines solchen gemischten Haufens von Kindern von ungleichem Alter überhaupt vorzüglich für ein Mittel an, das Ganze zu einer mit meinem Zweck harmonischen Stimmung zu vereinigen. Ich begriff die Unmöglichkeit ganz wohl, in der Form einer vollendeten guten Schulanstalt zu lehren. — Ueberhaupt achtete ich das Lernen als Wortsache in Rücksicht auf die Worte, die sie lernen mußten, und selbst auf die Begriffe, die sie bezeichneten, für ziemlich unwichtig. — Ich ging eigentlich darauf aus, das Lernen mit dem Arbeiten, die Unterrichts- mit der Industrie-Anstalt zu verbinden, und beides in einander zu schmelzen. Allein ich konnte diesen Versuch um so weniger realisiren, da ich dafür noch gar nicht, weder in Rücksicht des Personals, noch der Arbeiten, noch der dazu nöthigen Maschinen, eingerichtet war. Kurze Zeit vor der Auflösung erst hatten einige Kinder mit Spinnen angefangen. Und auch das war mir klar, daß, ehe von einer solchen Zusammenschmelzung die Rede sein konnte, erst die Elementarbildung des Lernens und des Arbeitens in ihrer reinen Sonderung und Selbstständigkeit aufgestellt, und die besondere Natur und die besonderen Bedürfnisse eines jeden dieser Fächer klar gemacht sein mußten. — Indessen betrachtete ich schon in diesem Anfangspunkt die Arbeitsamkeit mehr im Gesichtspunkt der körperlichen Uebung zur Arbeit und Ver-

dienstfähigkeit, als in Rücksicht auf den Gewinnst der Arbeit. Und eben so sah ich das eigentlich so geheißene Lernen eben so allgemein als Uebung der Seelenkräfte an, und hielt besonders dafür, die Uebung der Aufmerksamkeit, der Bedachtsamkeit und der festen Erinnerungskraft müsse der Kunstübung zu urtheilen und zu schließen vorhergehen, und die ersteren müssen fest gegründet sein, ehe die letzteren vor der Gefahr bewahrt werden können, durch die Fertigkeiten äußerer, wörtlicher Erleichterung zur Oberflächlichkeit und zu anmaßlichen täuschenden Urtheilen geführt zu werden, welches ich für das Menschenglück und die Menschenbestimmung für viel gefährlicher achte, als eine Unwissenheit in hundert Dingen, die aber durch eine feste anschauende Erkenntniß seiner wesentlichen nächsten Verhältnisse, und durch ein einfaches, reines, aber fest entwickeltes Kraftgefühl gesichert ist. Ich glaube im Gegentheil, die für das Menschengeschlecht segensreichsten Erkenntnisse gehen allgemein von diesem Gesichtspunkt aus, und finden sich am reinsten in der wissenschaftlich beschränktesten Menschenklasse."

„Von diesen Grundsätzen geleitet, suchte ich also gerade im Anfang nicht so fest, daß meine Kinder im Buchstabiren, Lesen und Schreiben weit kommen, als daß sie durch diese Uebungen ihre Seelenkräfte allgemein so vielseitig und so wirksam entwickeln, als nur möglich. Ich machte sie auswendig buchstabiren, ehe sie das ABC konnten, und die ganze Stube konnte die schwersten Wörter auswendig buchstabiren, ohne noch einen Buchstaben zu kennen. Man denke sich den Grad der Fassungskraft, den dieses bei solchen Kindern voraussetzt! Ich folgte im Anfang bei den Wörtern, die ich sie also buchstabiren lehrte, Gedike's Leseübung. Später aber fand ich für die allgemeine und erste Uebung der Kräfte noch weit zuträglicher, das ganze Alphabet fünffach nach allen Vokalen zusammen zu setzen, und die Kinder also die einfache Uebung aller Silben vollkommen auswendig zu lehren. Ich werde die Reihenordnung und Grundlage des Lesens und Schreibens drucken lassen."

„Alle Konsonanten laufen durch alle Vokale vorwärts und zurück, z. B.: ab — ba, ec — ce, di — id, fo — of, gu — ug ꝛc. Dann fuhr ich mit drei Buchstaben fort, z. B.: bud, dub, bic, cib, fag, gaf, goh, hog ꝛc. — Schon in dieser Verbindung kommen für die Aussprache und das Gedächtniß äußerst schwere Tonfügungen vor, z. B.: ig, igm, ek, ekp, lug, ulg, quast, staqu, ev, evk. — Jede zwei Reihen der Buchstaben müssen von den Kindern vollkommen gelernt sein, ehe man zu einer neuen fortschreitet. In der dritten Reihe folgen Zusammensetzungen und Verbindungen von vier und fünf Buchstaben, z. B.: dud, dude, rek, reken, erk, erken. Von da aus hänge ich dann die von dieser einfachen Urgrundlage ausgehenden Wörter an ihre Fundamente an, z. B.: eph — ephr — ephraim, buc — buce — phal, qua — quak — quacken, mu — muni — munici — municipa — municipali — municipalität ꝛc. Man würde es kaum vermuthen, wie leicht und wie richtig die Kinder lesen lernen, wenn sie die Urfügungen des Lesens ihrem Gedächtnisse allgemein eingeprägt haben, und ihre Organe zur leichten Aussprechung derselben geübt sind. Sie müssen dann auf dem Papier die doppelten, dreifachen und vierfachen Buchstabenreihen, wie sie zusammenstehen, nicht mehr buchstabiren, sondern dieselben auf einmal in's Auge fassen und aussprechen. Aber ich zeigte ihnen jede Reihenfolge erst dann auf dem Papier, wenn sie dieselbe vollkommen auswendig buchstabiren konnten; und zwar zuerst geschrieben und dann hernach gedruckt, weil mit den Uebungen des Schreibens eine Art Wiederholung des Buchstabirens verbunden werden kann, die von doppeltem Nutzen ist. Wenn sie die geschriebenen Reihen der Urfügungen lesen, so lesen sie in ein Paar Tagen auch die gedruckten, und wieder in ein Paar Tagen dieselben auch mit lateinischen Buchstaben."

„Im Schreiben war meine Methode: sehr lange bei drei, vier Buchstaben, welche die Grundzüge vieler anderen enthalten, stehen zu bleiben und Worte aus diesen zu formen und zusammen zu setzen, ehe sie einen anderen versuchen durften. Sobald sie m und a konnten, mußten sie man schreiben, und das so lange, bis sie das Wort in vollkommen gerader Linie, und die Buchstaben mit Richtigkeit geschrieben hatten. So ging ich immer, wie sie einen neuen Buchstaben mehr konnten, zu einem Wort über, das dieselben in Verbindung mit denen, die sie schon konnten, enthielt. So schrieben sie Worte auf einen gewissen Grad vollkommen, ehe sie noch den dritten Theil vom ABC schreiben konnten. -- Wenn Kinder auf diese Weise nur drei Buchstaben auf einen merklichen Grad richtig und fertig schreiben, so lernen sie die übrigen mit großer Leichtigkeit."

„Ich hatte flüchtig mit ihnen die Bruchstücke der Geographie und Naturhistorie, die Gedike's Lesebuch enthält, durchgemacht. Noch ohne einen Buchstaben zu kennen, sprachen sie ganze Reihen Ländernamen richtig auswendig aus, und zeigten in den Anfangsbegriffen der Naturgeschichte so viel Sinn und Verstand, das Ganze, was sie aus der Erfahrung im Thier- und Pflanzenreich kannten, an die Kunstworte, die die allgemeinen Begriffe ihrer Erfahrungen enthielten, anzuschließen, daß ich vollkommen überzeugt war, ich hätte mit meiner einfachen Manier, und bei meiner Fertigkeit, in jedem Fach allgemein und schnell aus ihnen herauszulocken, was sie durch ihren Erfahrungskreis in diesem Fache selber wissen konnten, mit ihnen einen bestimmten Kurs vollenden können, der einerseits das Ganze derjenigen Kenntnisse umfaßt hätte, die der Masse der Menschen wesentlich dienlich, andererseits jedem in irgend einem Fach vorzügliche Talente besitzenden Kinde genugsame Vorkenntnisse verschafft haben würde, um sich selber den weiteren individuellen Fortgang seiner Bildung zu erleichtern, ohne das Ganze aus dem einfachen Geist der Beschränkung herauszuheben, die ihre Lage im Allgemeinen bedarf, und deren psychologisch-menschliche Festhaltung ich selber für das vorzüglichste Mittel achte, die Talente der Menschen richtig unterscheiden und der wahren Auszeichnung mit kräftiger That forthelfen zu können. — Ueberall war mein Grundsatz, das Unbedeutendste, das die Kinder lernten, zur Vollkommenheit zu bringen, und nie in etwas zurück zu gehen, sie kein Wort, das sie einmal gelernt hatten, vergessen, keinen einzigen Buchstaben, den sie gut geschrieben, jemals schlechter schreiben zu lassen. Ich war mit den Langsamen geduldig, aber wenn ein Kind etwas schlechter machte, als es dasselbe schon gemacht hatte, war ich streng."

„Die Menge und Ungleichheit der Kinder erleichterten meinen Gang. So wie das ältere und fähigere Geschwister unter dem Auge der Mutter den kleineren Geschwistern leicht Alles zeigt, was es kann, und sich froh und groß fühlt, wenn es also die Mutterstelle vertritt, so freuten sich meine Kinder, das, was sie konnten, die anderen zu lehren. Ihr Ehrgefühl erwachte, und sie lernten selber gedoppelt, indem sie das, was sie wiederholten, andern nachsprechen machten. So hatte ich schnell unter meinen Kindern selbst Gehülfen und Mitarbeiter. Ich ließ sie in den ersten Tagen einige sehr schwere Wörter auswendig buchstabiren, und so wie eines das Wort konnte, nahm es sogleich etliche, die es noch nicht konnten, zu sich, und lehrte dieselben. So bildete ich mir von Anfang Gehülfen. Ich hatte in Kurzem unter meinen Kindern Mitarbeiter, die in den Fertigkeiten, die Schwächern, das, so diese noch nicht konnten, zu lehren, mit der Anstalt immer vorgerückt, und für die Augenblicks-Bedürfnisse der Anstalt ohne Zweifel brauchbarer und vielseitig brauchbarer geworden wären, als angestellte Lehrer. — Ich lernte selber mit ihnen. Das Ganze der Anstalt ruhte auf einer so kunstlosen Einfalt, daß ich keinen Lehrer gefunden hätte, dem es nicht zu schlecht gewesen wäre, so wie ich zu lehren und zu lernen. Mein Zweck

dabei war, die Vereinfachung aller Lehrmittel so weit zu treiben, daß jeder gemeine Mensch leicht dahin zu bringen sein könne, seine Kinder zu lehren, und allmählig die Schulen für die ersten Elemente beinahe überflüssig zu machen. Wie die Mutter die erste Nährerin des Leiblichen ihres Kindes ist, so soll sie auch von Gottes wegen seine erste geistige Nährerin sein, und ich achte die Uebel, die durch das zu frühe Schulen und alles das, was an den Kindern außer der Wohnstube gekünstelt wird, erzeugt worden sind, sehr groß. Jener Zeitpunkt nähert sich, sobald wir den Unterricht so vereinfachen werden, daß jede Mutter ohne fremde Hülfe selber lehren und dadurch zugleich immer selbst lernend fortschreiten kann. Meine Erfahrung bestätigt hierin mein Urtheil. Ich sah in meinem Kreise Kinder emporwachsen, die darin meine Bahn verfolgt hätten. Auch ich bin mehr als je überzeugt, sobald die Lehranstalten jemals mit Kraft und Psychologie mit Arbeitsanstalten verbunden werden, so wird nothwendig ein Geschlecht entstehen, das einerseits durch Erfahrung lernt, daß das bisherige Lernen nicht den zehnten Theil der Zeit und Kraftanwendung bedürfe, die gewöhnlich darauf verwendet wird; andererseits, daß dieser Unterricht der Zeit, der Kräfte und der Hülfsmittel halber mit den häuslichen Bedürfnissen so in Uebereinstimmung gebracht werden könne, daß die gemeinen Eltern allenthalben sich selbst oder Jemand von ihren gewöhnlichen Hausgenossen dazu geschickt zu machen suchen werden, welches durch die Vereinfachung der Lehrmethode und durch die steigende Anzahl beschulter Menschen immer leichter werden wird. — Für die Herannäherung dieses wünschbaren Zeitpunktes sind zwei meiner Erfahrungen sehr wichtig. Erstens, daß es möglich und leicht ist, eine sehr starke Anzahl Kinder, selbst von sehr ungleichem Alter, auf einmal in Masse zu lehren und sehr weit zu bringen; zweitens, daß diese Masse in sehr Vielem mitten in ihrer Arbeit unterrichtet werden kann. Es versteht sich, daß diese Unterrichtsart Gedächtnißwerk scheinen, und seiner äußern Form nach auch wirklich als Gedächtnißwerk getrieben werden muß. Aber das Gedächniß, das durch psychologisch gut gereihte Erkenntnisse fortschreitet, setzt an sich selbst die andern Seelenkräfte in Bewegung. Das Gedächtniß, das schwere Buchstaben kombinirt, belebt die Einbildungskraft; das Gedächtniß, das Zahlenreihen verfolgt, heftet den Geist an ihre inneren Verhältnisse; das Gedächtniß, das sich vielumfassende Wahrheiten einprägt, bereitet den Geist zur Aufmerksamkeit auf das Einfache und Vielumfassende vor. Das Gedächtniß, das Gesang und Lieder umfaßt, entwickelt in der Seele Sinn für Harmonie und hohe Gefühle. Also gibt es eine Kunst, die Kinder auch blos durch Gedächtniß zu jeder Art von Geistesübung allgemein und sicher vorzubereiten. — Das Resultat dieser Uebungen bei meinen Kindern war nicht blos eine steigende Bedachtsamkeit, sondern offenbar ein das Ganze der Seelenkräfte umfassendes Wachsthum derselben und eine Gemüthsstimmung, in der ich die Fundamente der Menschenweisheit vielseitig und sicher entwickelt sah." —

„Du sahst, Freund, wie die Leichtsinnigsten in Thränen zerflossen, wie der Muth der Unschuld sich entwickelte, wie die innere Erhebung der Verständigsten sich belebte; aber irre Dich darum nicht! Träume Dir noch kein vollendetes Werk! Augenblicke der höchsten Erhebung wechselten mit Stunden der Unordnung, des Verdrusses und der Sorgen. — Auch war ich nichts weniger, als immer mir selbst gleich; Du kennst mich, wenn Bosheit und Hohn mich umschweben. Wie der Wurm sich leicht in schnell wachsende Pflanzen hineinwirft, also nagte schleichende Bosheit tief an den Wurzeln meines Werks. — Das Lästigste war: Menschen, die einen Augenblick in's Unermeßliche meiner Last hineinguckten, und hier und da etwas sahen, das sie in ihrer Stube und in ihrer Küche ordentlicher hatten, oder das nicht so war, wie in einem Institut, das mit Zehntausenden fundirt

ist, benahmen sich dann in ihrer Weisheit mir Rath und Weisung zu geben, und wenn ich einen Leisten, den sie für ihre Füße brauchten, für meine nicht passend fand, so glaubten sie mich unfähig, weisen und guten Rath anzunehmen, und gingen wohl so weit, sich einander zuzuflüstern: es sei mit diesem Menschen nichts anzufangen, er habe einen Sparren im Kopfe."

„Freund, kannst Du's glauben, die größte Herzlichkeit für mein Werk fand ich bei den Kapuzinern und Klosterfrauen. Thätiges Interesse an der Sache nahmen Wenige, außer Truttmann. Die, von denen ich am meisten hoffte, waren so sehr in politische Verbindungen und Interessen vergraben, daß diese Kleinigkeit ihnen bei ihrem großen Wirkungskreis nicht bedeutend sein konnte."

„Das waren meine Träume; ich mußte Stanz verlassen, da ich jetzt so nahe an ihrer Erfüllung zu sein glaubte."

Bernard Overberg.

„Wer vor etlichen Jahrzehenden in dem gesegneten Münsterlande lebte, der konnte dort Zeuge sein von einer gar besonderen Aufregung der Jugend. Viele vorhin leichtsinnige und an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnte Jünglinge und Jungfrauen wurden auf einmal von dem Drange ergriffen, ihre ganze Zeit und alle ihre Kraft dem Unterrichte der Kinder zu widmen; die Seelen der Kleinen zu bilden für das Reich einer ewigen Liebe, das war jetzt ihre liebste Lust, Lehrer der Jugend zu sein, das höchste Ziel ihrer Wünsche. Was nun aber an dieser großen Neigung zum Lehren als das Sonderbarste auffiel, das war die ehrfurchtsvolle Scheu, mit welcher jene eifrigen Jünglinge und Jungfrauen jedesmal gerne zurückgetreten wären, wenn ihnen nun wirklich ein Schulamt übertragen werden sollte. Wenn sie vorher der große Lohn, den das Tagewerk des Lehrers für Zeit und Ewigkeit in sich trägt, angelockt hatte; so war es jetzt der Gedanke an die hohe Verantwortung, die auf jenem Stande ruhet, was sie mit Furcht erfüllte. Mit einer Furcht jedoch, welche, weil sie nicht Furcht vor Menschen oder vor zeitlichem Ungemach, sondern Furcht vor Gott und seinem ewigen Gericht war, gar bald durch Liebe und Glauben besiegt wurde. Denn mit größerer Treue und reicherem Segen konnte wohl Niemand das Schulamt versehen, als diese Menschen, welche das Werk ihrer eigenen Seligkeit und der Seligkeit der ihnen anvertrauten Kinderseelen nicht mit dem leichten Sinn eines Miethlings, sondern ernstlich schafften, mit Furcht und Zittern." —

So leitete im Jahre 1835 G. H. Schubert*) einen kurzen Lebensabriß Overberg's ein, welchen er dem bekannten Seminar-

*) Gotthilf Heinrich Schubert, geb. 1780 zu Hohenstein im Sächsischen, gest. am 1. Juli 1860 in München als Professor, ist ein phantasiereicher und poetischer Hauptvertreter einer religiös-romantischen Auffassung der Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaften. Unter seinen vielen Schriften haben die Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften und seine Geschichte der Seele wohl die meiste Verbreitung gefunden. Für die Jugend schrieb er den Spiegel der Natur und mehrere anmuthige Erzählungen, für weitere Kreise: die Reise in das Morgenland. —

Director Harnisch und dem Professor Heubner gewidmet hatte, und auch wir glauben dieses Lebensbild nicht besser, als mit jenen Worten beginnen zu können, welche die wesentliche Frucht von Overberg's Wirksamkeit ebenso warm als treffend zeichnen:

In Voltlage, einem Dörfchen, welches zum ehemaligen Fürstenthume Osnabrück gehörte, wurde Bernard Heinrich Overberg am 1. Mai 1754 geboren und am 6. desselben Monats getauft*). Der Vater, ein ernster und tief religiöser Mann, trieb einen kleinen Hausirhandel, welcher ihn einen großen Theil des Jahres vom Hause entfernte, und die Mutter, eine geschäftige Martha, besorgte unterdessen die Familienangelegenheiten und verkaufte nebenbei noch allerlei kurze Waaren, wie sie der einfache Landmann gebraucht. Daher hieß unser Bernhard auch kurzweg „Krämers Bernd."

Der Knabe war anfangs schwächlich; auf skrophulöser Grundlage hatte sich ein Anfang zur sogenannten englischen Krankheit entwickelt, so daß er bis in's fünfte Lebensjahr noch nicht gehen konnte. Das Kind saß daher oft tagelang auf einem umgestülpten Getreidemaß am Feuer oder kroch im Hause herum. Eine Wallfahrt nach Telgte bezeichnet den Zeitpunkt, wo der Knabe das Gehen lernte. Verschiedene Umstände bewirkten, daß man Bernard längere Zeit auf einer Bank unbeachtet sitzen ließ und erst später seiner wieder gedachte. Man fand ihn nicht mehr auf der Bank, und erst nach längerem, ängstlichem Suchen traf man ihn hinter einer Kapelle auf einem Sandhaufen spielend. Auf die Frage, wie er dahin gekommen, sagte Bernard, daß er dahin gegangen sei, stand auf und bekräftigte seine Worte indem er umherging. Es scheint, sagt er selbst, daß ich aus Blödigkeit mich früher nicht hatte auf die Beine gewagt; hier, wo ich mich allein befand, trieb mich die Furcht auf.

Ebenso schlecht wie mit dem Gehen, wollte es anfangs mit dem Lernen vorwärts. Acht ABC-Bücher waren durchgearbeitet und immer hafteten die Buchstaben noch nicht im Gedächtnisse. Der Lehrer, den Eltern befreundet, mochte den schwächlichen Jungen nicht sehr angreifen, seine Methode war nicht die beste, und so ging's denn gar langsam vorwärts, bis ein anderer Lehrer eintrat, der, von Natur barsch, wenig Rücksicht nahm und dem Knaben mehr Furcht einflößte.

In dieser Zeit mühevollen Lernens starb der wackere Seelsorger des Ortes. Die allgemeine Trauer um den Verlust, die vielfachen Gespräche über das Ereigniß und der Wunsch, den Hingeschiedenen durch eine ebenso tüchtige und brave Persönlichkeit ersetzt zu sehen,

---

*) Eigentlich ist die Bauerschaft Höckel, welche zum Kirchdorfe Voltlage gehört, und fast eine Stunde davon entfernt liegt, der Geburtsort Overberg's.

machten auf den sinnigen, stillen Bernard tiefen Eindruck und erweckten in ihm die Ueberzeugung, daß doch ein Pastor die wichtigste und bedeutendste Person des Ortes sein müsse. Als er nun draußen vor dem Dorfe das Todtengeläute für den Verstorbenen hörte, griff es ihm wunderbar in's Herz. Er blieb stehen und sprach wie im Gebete: „Herr Gott, wenn Du machst, daß ich gut lernen kann, so will ich Pastor werden!"

Und siehe da, das Lernen ging von dieser Zeit ab wirklich besser, und bald konnte Bernard sogar von seinem Lehrer als Helfer beim Unterrichte der Kleinsten benutzt werden. Als er nun zum Communikanten-Unterrichte zugelassen wurde und darin von der Verbindlichkeit der Gelübde hörte, erinnerte er sich lebhaft jenes Ausrufs während des Todtengeläutes, sah ihn für ein solches Gelübde an und hielt sich zum geistlichen Stande verpflichtet. Bernard's Eltern hatten jedoch die Absicht, ihn für's Geschäft des Vaters heranzubilden, und man ging schon damit um, den Knaben für eine kleine Handelsreise auszurüsten. Niemand hatte aber weniger Neigung hiezu, als Bernard, und in dieser Noth und Gewissensangst nahm er daher zum Gebete seine Zuflucht und flehete die Jungfrau Maria und andere Heilige an, daß sie doch zur Erfüllung seines Gelübdes mithelfen möchten. Noch am Abende desselben Tages sollte sein Gebet erhört werden. Die Eltern, welche des Knaben Abneigung gegen das Hausirgeschäft bemerkt und seinen schwächlichen Körper erwägt haben mochten, fragten ihn selbst, ob er nicht Lust hätte, zu studiren. Mit Freuden bejahete Bernard, und schon am anderen Tage wanderte er zu einem Geistlichen, welcher ihm die Anfänge des Lateinischen und das Rechnen lehren sollte. War auch der Unterricht dürftig, benutzte auch der Kaplan den Schüler öfters zu Gartenarbeit und anderen Verrichtungen, Bernard ging unverdrossen den ziemlich weiten Weg hin und zurück, und dachte unterwegs über seine Regeln und Aufgaben mit solchem Eifer nach, daß er meistens das Grüßen vergaß und deshalb von den Bauern für blödsinnig gehalten wurde, welche meinten, Krämers Bernd passe eher zum Viehhüten, als zum Studiren.

Dem Knaben sagte übrigens der dürftige, lückenhafte Unterricht so wenig zu, daß er die Eltern dringend bat, ihn doch bald auf's Gymnasium zu schicken. Im Jahre 1770, als Bernard 17 Jahre alt war, kam er auch nach Rheine in's sogenannte Dionysianum und wurde aus Rücksicht auf sein bereits vorgeschrittenes Alter in die zweite Schule aufgenommen. Die dortigen Franziskaner hielten strenge Zucht und halfen nicht selten den Ermahnungen mit der Ruthe nach. Doch verkannten sie Overberg's Fleiß nicht, und obgleich er bei der ersten Prüfung nur den vorletzten Platz erhielt, so brachte er es doch dahin, daß er am Ende des Schul-

jahres mit zwei Preisen für die guten Fortschritte im Lateinischen und in der Religionslehre belohnt werden konnte. Wie sorgfältig der Jüngling seine Zeit benutzte, möge daraus hervorgehen, daß er in seinem Stübchen eine Schafglocke aufhing und mit einem Tagelöhner das Abkommen traf, ihn jeden Morgen beim Vorübergehen um 5 Uhr durch's Läuten zu wecken. Da er deshalb jeden Abend das Seil der Glocke hinaushängen mußte, so benutzten muthwillige Mitschüler diesen Umstand, Overberg ganz spät, ja in der Nacht durch Zucken am Stricke zu stören, aber er ließ sich diese Neckerei gerne gefallen, wenn er nur seinen Hauptzweck erreichte.

Auf Spaziergängen hatte Bernard stets ein Buch bei sich, um zu lernen und zu wiederholen. Als einst ein ihn begleitender Mitschüler darüber klagte, daß er die Congruenz der Dreiecke nicht recht begreifen könne, zog Overberg sofort Zumkley's Mathematik aus der Tasche und erklärte die Sache so lichtvoll, daß der Freund sie vollkommen begriff und noch im hohen Alter sich deren mit Sicherheit erinnerte. Schon hier machte sich das angeborne Lehrtalent geltend.

Durch seinen Fleiß und sein musterhaftes Betragen machte sich Overberg das ganze Kloster gewogen, und als er daher den Cursus beendiget hatte, that ihm der Guardian den Vorschlag, in den Orden zu treten. Wenn er einwilligte, so wurden viele Kosten erspart, und dieser Gedanke machte ihn schwankend. Doch hielt er seinen Entschluß bis zu einer Berathung mit der Mutter zurück, und diese, wohl bemerkend, daß ihr Sohn keine besondere Neigung zum Klosterleben fühle, erklärte ihm, er möge in Gottes Namen seine Studien fortsetzen, sie gedenke, das nöthige Geld zu schaffen und solle sie es auch aus aller Welt zusammenholen. So verließ denn Overberg im Herbste 1774 Rheine, um in Münster weiter zu studiren.

Die Sorgen wegen Aufbringung der Kosten des Aufenthaltes in Münster wurden bald dadurch gehoben, daß der Hofrath v. Münstermann den jungen Studirenden als Privatlehrer in seine Familie aufnahm.

Auch in seinen neuen Verhältnissen zeichnete sich Overberg durch ernstes wissenschaftliches Streben und durch eine so würdevolle, feste Haltung aus, daß selbst seine Mitschüler sich einer tiefen Achtung gegen ihn nicht erwehren konnten. Bei Ehrenprüfungen und Disputationen, welchen oft der Minister Fürstenberg beiwohnte, stand Overberg immer in erster Reihe.

Im Herbste 1776 ging er zum theologischen Cursus über. Leider war inzwischen der Vater gestorben; aber noch lebte ihm die Mutter, und bei dieser brachte der gute Sohn seine Ferien zu, sich nicht schämend, ihr in allen häuslichen Verrichtungen hülfreich zur

Seite zu stehen. Während dieser Ferien wies ihn eine auffallende Erfahrung auf jenen Weg des Jugendunterrichtes hin, auf dem er späterhin so gerne wandelte und so Ausgezeichnetes leistete. Einige Nachbarn, deren Kinder ungeachtet des vorgeschrittenen Alters wegen mangelhafter Religionskenntnisse nicht zur heil. Communion zugelassen worden waren, baten den jungen Theologen, er möge während der Vacanz ihren Kindern Unterricht ertheilen, damit sie doch im nächsten Jahre zum Abendmahle zugelassen werden könnten. Overberg ging darauf ein, und gab den Kindern nach gewöhnlicher Art frischweg eine Parthie Fragen und Antworten aus dem Katechismus zum Auswendiglernen auf. Als es nun an's Abfragen geht, wissen die Kinder nichts, sind unlustig zur Sache, und selbst wenn er ihnen die Fragen und Antworten langsam vorsagt und zum fleißigen Nachlesen anspornt, bemerkt er doch am andern Tage, daß Alles in Siebe geschöpft war. Er kommt zu der Ueberzeugung, daß seine Schüler überhaupt weder die Fragen noch die Antworten verstehen, hält sie für äußerst bornirt und hat große Lust, das ganze undankbare Unternehmen aufzugeben. Als die Kinder wieder kommen und dieselbe Unwissenheit zeigen, will er sie fortschicken, fängt aber im Ueberdruß und zum Schluß noch einmal an, ihnen eine biblische Geschichte zu erzählen. — Siehe, da sind die Kinder auf einmal wie umgewandelt; ihre Mienen erheitern sich, ihre Aufmerksamkeit wird rege, und mit Leichtigkeit fassen sie die Lehren auf, welche Overberg noch anknüpft. Als er die Erzählung abfragt, verfehlen sie keine Antwort. Da kommt dem müden Lehrer neue Lust und Liebe zur Sache, er setzt seinen Unterricht mit dieser historischen Begründung fort und erfreut sich nunmehr eines so lohnenden Erfolges, daß die Kinder für fähig erachtet werden konnten, noch in demselben Herbste die heil. Communion zu empfangen. Für Overberg's spätere Wirksamkeit blieb diese Erfahrung maßgebend.

Endlich nahete auch die Zeit heran, wo Overberg die heiligen Weihen erhalten und sich am Ziele seines Strebens sehen sollte. Er empfing dieselben zu Rheine, wo sich damals der Weihbischof D'Alhaus aufhielt. Overberg kehrte im Städtchen bei seinem früheren Wirthe ein, stand Morgens sehr früh auf, um sich auf die erste Weihe noch durch Gebet in der Klosterkirche vorzubereiten und beschloß zugleich, nüchtern zu bleiben, obgleich das nicht gerade nöthig war. Als er nun aus dem wohlbekannten Hause seinen alten Weg ging, beachtete er nicht den mittlerweile neuangelegten Eingang zum Keller, welcher offen stand, und stürzte in die Tiefe hinab. Durch das Getöse des Falles erschreckt, eilt der Hauswirth herbei und findet Overberg besinnungslos liegen. Als er sich wieder etwas erholt hatte, bot man ihm in der Angst Wasser an, aber

er schlug es kopfschüttelnd aus, weil ihm selbst in dieser Betäubung noch der Entschluß, nüchtern zu bleiben, vorschwebte. Bald, und wie durch ein Wunder erhob sich auch Overberg wieder von seinem Lager und ging, ohne auch nur eine Schramme zu haben, als sei ihm nichts widerfahren, seinen Weg zur Kirche.

Vor der letzten heil. Weihe kämpfte Overberg noch mit einiger Geldverlegenheit, aus welcher ein entfernter Verwandter unter der Bedingung half, daß der junge Priester nicht in Münster, sondern in Voltlage seine Primiz feiere. Dieser willigte ein. Als er Abends spät in Voltlage ankam, behielt ihn der Verwandte bei sich und wußte den Neopresbyter unter allerhand Vorwänden und mit dem Bemerken vom Besuche seiner Mutter abzuhalten, daß er hinschicken werde, um diese und andere Verwandte für die Feier einzuladen. Wirklich wurde ein Knecht geschickt, doch nur mit dem Auftrage, die Mutter und andere Angehörige für den anderen Morgen zur Kirche zu bitten, die eigentliche Ursache der Einladung aber zu verschweigen. Da nun die Mutter mit den Uebrigen in der Kirche des Meßopfers harrte, welche Ueberraschung, als plötzlich der Sohn, eine große, majestätische Gestalt, im priesterlichen Ornate, die Krone auf dem Haupte und begleitet von den beiden Ortsgeistlichen, hervortrat aus der Sakristei und zu dem Altare hinanschritt. Fast war die Ueberraschung für's Mutterherz zu groß; reichlich flossen die Freudenthränen, und des Verwandten Plan war bestens gelungen.

In dieser Zeit (1780) geschah auch die Coadjutor-Wahl für den Kurfürsten Maximilian Friedrich. Sie fiel zu Gunsten des Erzherzogs von Oesterreich aus, fand aber so viele Schwierigkeiten, daß der Professor des kanonischen Rechtes, **Becker** in Münster, nicht bloß darüber Vorträge hielt, sondern auch seinen fleißigsten Zuhörer, den jungen Priester **Overberg** veranlaßte, eine kanonisch-kirchenhistorische Dissertation über Coadjutorwahlen zu schreiben und gleichfalls zum öffentlichen Vortrage zu bringen. Die Dissertation erschien zu Münster bei Aschendorff im Jahre 1780 im Drucke. Overberg überreichte dem kaiserlichen Wahlcommissarius, Baron v. Metternich, ein Exemplar und erhielt dafür ein Ehrengeschenk von 17 Louisd'or*), welches hinreichte, nicht bloß einige Schulden zu decken, sondern auch noch die nöthigsten Kleider und Bücher anzukaufen.

---

*) Der bescheidene Overberg sträubte sich erst, dieses für seine Verhältnisse höchst ansehnliche Geschenk anzunehmen, und wollte es zunächst seinem Lehrer, dem Professor Becker, übergeben. Da dieser sowohl die Annahme des Ganzen, als auch der Hälfte standhaft verweigerte und dem jungen Priester alle Scrupel ausredete, ließ er sich endlich bereden, das wohlverdiente Geschenk in Empfang zu nehmen.

Bei dieser Gelegenheit war auch der Minister, Franz Freiherr v. Fürstenberg auf Overberg aufmerksam geworden und wünschte ihn zum Hauslehrer in einer angesehenen adeligen Familie. Aber der junge Priester ging nicht darauf ein, sondern bat um die Stelle eines Kaplans in Everswinkel, welche jährlich 30 Thlr. und freie Station bot. — Die Bauern waren dessen froh. „Wir haben jetzt einen gelehrten Kaplan, sagten sie in ihrer niederdeutschen Mundart, denn als letzthin die Domherren den Landesfürsten wählen wollten, konnten sie mit der Sache nicht auf's Reine kommen, bis sie unseren Kaplan herzuriefen; der warf ihnen die Sache sofort auseinander. *)"

Aber die guten Landleute konnten noch aus anderen Ursachen froh sein. Denn selten hat wohl Jemand mit größerem Eifer, mit ungetheilterer Liebe sein Amt angetreten, selten Jemand diesem Amte mehr inneren Beruf entgegen gebracht. Ich bin Geistlicher, ich bin Seelsorger, jauchzte Overberg's Herz, ich habe den Stand angetreten, dessen hohe Aufgabe es ist, die Menschen zu Gott und damit zu ihrem zeitlichen und ewigen Glücke zu führen!

Da der Pfarrer des Ortes schon bejahrt war, so ließ er sich bereit finden, seinem jungen Kaplan den Religionsunterricht der Kinder ganz zu überlassen. Overberg widmete sich diesem wichtigen Dienste mit unermüdeter Sorgfalt, und in der österlichen Zeit verfehlte er nicht, jeden Tag die Kinder um sich zu versammeln und namentlich auch darauf hinzuwirken, daß die Unterweisung nicht bloße Gedächtnißsache bleibe, sondern auch das Herz erwärme und dem Verstande zugänglich werde. Overberg dachte oft über die Art und Weise, Kindern religiöse Begriffe klar zu machen, lange und anhaltend nach und nahm sich überhaupt des ganzen Unterrichtes so aufopfernd an, daß ihm sein Pfarrer endlich aus Gesundheitsrücksichten gebieten mußte, die Stunden der Unterweisung pünktlich zu schließen und während der letzten halben Stunde vor Tische sich alles aus dem Sinne zu schlagen, und in die freie Luft zu gehen. Overberg wäre wahrscheinlich vor lauter Anstrengung krank geworden, wenn er dieses wohlmeinende Gebot nicht befolgt hätte.

Aber auch mit den Eltern der Kinder suchte sich Overberg zu befreunden, nicht bloß durch vorleuchtenden Wandel, sondern auch durch jegliche Art christlicher Liebesbeweise. Sein schmales Einkommen theilte er in drei gleiche Theile, von welchen einer der alten Mutter, einer den Dürftigen in der Gemeinde und der dritte seinen eigenen Bedürfnissen zugewandt wurde. Er besuchte die

*) So erzählte Overberg selbst in späteren Jahren dem Professor Dr. Katerkamp (Vergl. d. Leben der Fürstin v. Gallitzin).

Armen in ihren Hütten, die Handwerker in ihren Werkstätten, hatte überall ein freundlich ermunterndes Wort bereit und suchte überall zu belehren und zu erbauen. Bald schenkte man ihm unbedingtes Zutrauen und wandte sich ohne Scheu in allen Angelegenheiten an ihn. Merkenswerth ist die Vorsicht, mit welcher er den Aberglauben der Leute zu beseitigen suchte. Er hatte in Everswinkel, so erzählt Reinermann, bei der Kirche eine etwas entlegene Ecke bestimmt, in die sich Jeder begeben konnte, der ihn beim Ausgange aus der Kirche sprechen wollte. Einst bemerkte er hier eine Frau, die mit dem Ausdrucke des Mißmuthes und der Angst auf ihn wartete. Als Overberg auf sie zutrat, rief sie ihm in ihrer Sprache entgegen: Herr, was fangen wir nun an? — Was ist denn? fragte Overberg. — Ach Herr, wir haben Hexen im Hause! — Ei, antwortete er, woraus schließt Ihr das? — Ja, sehen Sie mal, sagte die Frau, zog zwei Federbälle hervor und setzte hinzu, sie habe diese unterm Bette gefunden, und der eine der Bälle sei ein Gänseküchlein ohne Kopf. Ich hätte die Frau auslachen und behaupten können, bemerkt Overberg, es gebe keine Hexen, wenigstens sei dieser Fund kein Beweis dafür; aber damit wäre nichts gewonnen, die Frau nicht von ihrer Unruhe befreit worden. — Er ließ sich die Sachen reichen, und zeigte ihr mit eigenen Händen, wie an Fäden, die entweder von der Leinwand oder durch's Nähen in's Bett gekommen sein mußten, sich die fettigen Federn angeklebt und durch das Hin- und Herschütteln endlich diese Gestalten zufällig gebildet hätten. Sie könnte sich, fügte Overberg dieser Erklärung hinzu, auf sein Wort verlassen, daß diese Gebilde nicht von Hexen wären. Die Frau traute und fragte, was sie mit dem Funde anfangen solle. Da hätte er, wie er sagte, leicht Alles wieder verderben können, wenn er ihr anheim gegeben hätte, damit zu machen, was sie wolle, etwa die Dinger zu verbrennen. Er besann sich, daß es hieße, Alles, was von Hexen sei, müsse verbrannt werden, und daß er mit solchem Rathe die Frau in ihrem Glauben nur bestärken würde. Er nahm daher den Fund an sich, um ihn dem Wind und Wetter zu übergeben, nachdem er zuvor noch die allerdings sonderbare Verfilzung der Federn genauer untersucht hatte. Man muß, fügte Overberg dieser Geschichte hinzu, man muß Mitleid haben mit solchen Menschen und dabei vor Allem vorsichtig sein, sonst kommen sie nicht aus ihrer unnützen Angst, sondern glauben wohl oft noch Bestätigung ihrer Ansicht gewonnen zu haben.

In seinem ganzen Wandel strebte der junge Kaplan, der Gemeinde ein wahres Muster zu sein. Besonders galt dies auch in Hinsicht auf den Genuß von Speisen und Trank. Branntwein genoß er nie, und vom Weine pflegte er nie mehr als einen

Münster'schen Schoppen, das ist vier gewöhnliche Weingläser, zu trinken. Letzteres hatte er gelobt, als ihm zu Ohren gekommen war, daß ein junger Confrater, der sich im Trinken etwas übernommen, bei einem Krankenbesuche vom Schwindel erfaßt und besinnungslos umgefallen sei. Er hielt dieses Gelübde bis zum Lebensende mit unverbrüchlicher Treue.

Der Eifer und die nachdenkliche Liebe, womit sich Overberg dem Unterrichte der Jugend widmete, die stete Uebung und angeborenes Geschick bewirkten, daß er sich in der Katechese eine seltene Gewandtheit aneignete und durch diese, so wie durch seine gesammten Leistungen bald in weiteren Kreisen berühmt wurde. Als nun Freiherr v. Fürstenberg im Einverständnisse mit dem neuen Fürstbischof das Werk der Volksbildung durch Gründung einer Normalschule in Münster fördern wollte, richtete er zunächst auch seine Aufmerksamkeit auf die Wahl eines künftigen Lehrers dieser Anstalt. Man nannte ihm Overberg, man rühmte ihm dessen seltenes Talent und Geschick zu katechetischen Vorträgen und Unterhaltungen. — Die Sache war zu wichtig, als daß Fürstenberg auf bloße Empfehlungen hin gehandelt hätte. Er wollte selbst hören, bestellte deshalb an einem Sonntage, an welchem Overberg Nachmittags christlichen Unterricht hielt, Extrapost und gab dem Postillone gemessenen Befehl, ihn nicht früher und nicht später als um zwei Uhr nach Everswinkel zu bringen. Es geschah so. Fürstenberg wohnte ungesehen dem Unterrichte bei und war freudig überrascht von Overberg's Unterrichtsweise und ganzer Haltung. Sofort machte er dem bescheidenen Kaplan den Antrag, Normallehrer in Münster zu werden und gab dabei nicht undeutlich zu verstehen, daß er diesmal nicht, wie früher beim Anerbieten einer Hauslehrerstelle, mit einer abschläglichen Antwort zufrieden sein werde. Overberg folgte dem Wunsche seines Obern (Fürstenberg war Generalvikar) im Geiste des Gehorsams, obgleich er lieber bei seinen schlichten, christlich einfältigen Landleuten geblieben wäre. Nur die eine Bedingung stellte er, daß ihm erlaubt sei, wieder in seine früheren Verhältnisse zurückzukehren, wenn er seine Kräfte eine Zeit lang der neuen Aufgabe gewidmet habe. Es wurde ihm überlassen, sein Jahrgehalt selbst zu bestimmen, und der genügsame junge Mann beanspruchte nur 200 Thlr. nebst freier Wohnung und Tafel im bischöflichen Seminare. — Diese Uneigennützigkeit und Demuth ist ein hervorstechender Zug in Overberg's Character, den er bis zum Lebensende bewahrte. Beispielsweise sei schon hier erwähnt, daß ihm im Jahre 1823 bei der neuen Einrichtung des Domcapitels die zweite domcapitularische Stelle angeboten wurde. Er lehnte sie standhaft ab. „Ich kann mich nicht entschließen, sagte er bei dieser Gelegenheit einem Freunde, eine Stelle zu übernehmen,

deren Pflichten zu erfüllen ich durch Alter und schwache Gesundheit gehindert werde. Zwar weiß ich, daß die geistliche Obrigkeit mir Dispens vom Chorbesuche geben würde, aber ich mag nicht Anlaß sein, daß die neue Ordnung sogleich mit Dispensationen anfange, welche Ausnahmen sind, die nicht ohne Grund gestattet werden dürfen." —

Im Jahre 1783 zog Overberg wieder nach Münster. Um sich für sein neues Amt die nöthige Einsicht und auf eigene Anschauung gestützte Erfahrungen zu sammeln, unternahm er eine Rundreise in die Landschulen der Diöcese. Er fand nicht viel Erfreuliches. Die Lehrer waren zumeist unwissend und ohne Kenntniß jeder besseren Methode, der Schulbesuch war ganz schlecht, die Besoldungen standen äußerst niedrig. Die Leistungen der Schulen waren kaum befriedigend oder ganz ungenügend. Immer noch lernten viele Kinder wegen der angewandten schlechten Methode gar nicht lesen, zum öfteren waren Rechnen und Schreiben noch Vorrechte der Begüterten und wurden demgemäß nur gegen besondere Vergütigung gelehrt. Auch die Schulzucht entsprach Overberg's Wünschen nicht. Schlez hätte zu seinem Gregorius Schlaghart im Münsterlande noch manches Musterbild finden können. Selbst in den Mädchenschulen stand es in dieser Hinsicht nicht viel besser, denn auch in diesen konnte man neben Stöcken verschiedener Qualität selbst noch Eselsohren finden, mit welchen faule Schülerinnen ausstaffirt wurden. Daß auch der Religionsunterricht Vieles zu wünschen übrig ließ und meistens nur im trockensten Aufsagen des Katechismus ohne Verständniß und ohne Einwirkung auf den Willen bestand, bedarf kaum der Erwähnung. Reinermann entwirft davon ein so trauriges Bild, daß wir es nicht nachschildern mögen.

Wir sehen, daß Overberg's Arbeitsfeld manche Dornen und Disteln bot. Er selbst sah dies klar genug ein; griff aber das Werk mit muthigem Gottvertrauen an. Vor allem mußte dem Schulwesen von Innen heraus geholfen werden, und deshalb that es Noth, zuerst diejenigen recht zu unterweisen, welche Andere unterweisen sollten. Dazu war die Normalschule in's Leben gerufen worden; aber wir würden sehr irren, wenn wir diese Anstalt mit unseren heutigen Schullehrer-Seminaren auf gleiche Stufe stellen wollten. Da war kein zwei- oder dreijähriger Cursus, keine Uebungsschule, kein vollzähliges Lehrercollegium, keine Bibliothek und sonstiger Lehrapparat. Overberg, der eine Mann war und that Alles in Cursen, welche alljährlich vom 21. August bis zum Anfange des Novembers, also kaum etwas über zwei Monate dauerten. Seine Schüler waren nicht durch mehrjährigen Präparanden-Unterricht vorgebildete und bildungsfähige Jünglinge, sondern vorerst Männer, welche schon Jahre lang nach ihrer Art gearbeitet oder im Schul-

amte handwerksmäßig getagelöhnert hatten und meistens nur mit Widerstreben kamen. Was Overberg seine riesige Aufgabe von Außen her in Etwas erleichterte, war der Umstand, daß er im pädagogischen Jahrhunderte, in einer Zeit lebte, wo man sich allgemein für das Schulwesen interessirte, und daß seine Wirksamkeit unter „Fürstenberg's" Aegide begann. Dieser hochbegabte Staatsmann hatte bereits einem besseren Geiste wesentlich durch seine Schulverordnung vom Jahre 1776 vorgearbeitet. Mit dieser zunächst die lateinischen Schulen in's Auge fassenden Schulordnung hatte der treffliche Mann seine Zeit um ein halbes Jahrhundert überflügelt und insbesondere die Geister angeregt und mächtig befruchtet. Sie bezweckte nicht allein das positive Wissen, sondern vorzugsweise die intellektuelle und moralische Geistesbildung, womit der Zögling befähigt werden sollte, sowohl im bürgerlichen Geschäftsleben, als auch im geistlichen und weltlichen Amte sich mit klarer Einsicht und mit Treue und Rechtschaffenheit zu benehmen*). Um den Geist dieses tiefdurchdachten Werkes einigermaßen aus ihm selbst heraus zu characterisiren, möge folgende Stelle über den Religionsunterricht und die religiöse Erziehung noch Platz finden:

„Vorzüglich meide der Lehrer das Kalte und Trockene des abstracten Vortrags, der dem Schüler nichts zu denken noch zu empfinden gibt. Er belebe ihn (den Unterricht) mit Schilderungen aus der Geschichte und mit Anwendung auf individuelle Handlungen aus den Vorfällen des gemeinen Lebens, wobei er jedoch zu verhüten hat, daß seine Schüler in ihren Urtheilen nicht übereilt, nicht unbillig und nicht satyrisch werden. Er löse Sätze in Bildern auf, und führe umgekehrt diese auf jene zurück, damit er das moralische Gefühl des Schülers übe und verfeinere und ihm die Fähigkeit gebe, in jeder seiner eigenen Handlungen das Sittliche und Unsittliche zu erkennen: aber er beruhige sich nicht damit, seinen Verstand unterrichtet zu haben, er suche von seinem Herzen die Gewißheit zu gewinnen, daß er seinen Lehren so strenge folgen werde, als er sie deutlich erkannte. — Er wache also über das Herz des Schülers mit der ganzen Sorgfalt seines Berufes. Es sei seine ernstliche Sorge, jede Verführung, die den Unerfahrenen umschleicht, zurück zu schrecken, jede innere Hindernisse der Tugend zu ersticken oder

*) Der Schulverordnung wurde deshalb von mehreren Seiten der Vorwurf gemacht, daß sie zu viel Gewicht auf die Sittenlehre lege und dagegen den dogmatischen Theil des Religionsunterrichtes hintansetze. Es mag dieser Vorwurf nicht ganz unbegründet sein; aber es ist dabei wohl zu beachten, daß in der damaligen Zeit der Religionsunterricht vielfach nur in todtem Gedächtnißwerke bestand und sich auf eine dürre, das sittliche Leben ignorirende Dogmatik bezog, daß also Fürstenberg durch seine Verordnung einem schädlichen Extreme begegnen wollte.

auszurotten, daß ihn weder die Weichlichkeit, die die Seele erschlaffet, noch jener elende Geist modischer Kleinigkeiten fortreiße, der in den Herzen, die er entnervt, Niederträchtigkeit, Selbstsucht, Unthätigkeit und die Keime der niedrigsten Laster ausbrütet. Er sei hier desto eifriger, je mehr dieser Geist der Kleinigkeit zum herrschenden Ton wird; und je gewisser er hoffen darf, schon dadurch größtentheils dem Unheil der Lesung schädlicher Bücher vorzubeugen, als welche nur ein kleiner Modegeist, der darin zu herrschen pflegt, empfiehlt, und deren Grundsätze fast nur in verwahrlosete Herzen durch Albernheit und Leichtsinn einschleichen. Er entlarve das Laster, und zeige es in seiner schwärzesten Gestalt: aber kein leerer Schwall von Worten! — Keine künstlich gedrehete Sentenzen! — Mit der ganzen hinreißenden Macht der intuitivsten Darstellung zeige er ihm die Abgründe, wo Geschöpfe ähnlichen Gefühls mit dem seinigen unter den schrecklichen Folgen des Lasters sich krümmen und winden, daß der Jüngling in jeder Nerve erschüttert zurückbebe und verabscheue."

„Und auch dann denke er, immer noch wenig gethan zu haben, wenn er ihn vom Bösen abzog! Die Liebe zur Religion und zur Tugend muß in seinem Herzen selbst Leidenschaft werden, wenn sie seinen übrigen Leidenschaften das Gleichgewicht halten soll. Durch Vernunft und Offenbarung erhebe er ihn also bis zur Anbetung des höchsten Wesens, daß er seine Niedrigkeit, aber auch seine Würde fühlen lerne, und die Hoffnung der Gnade ihn zwar innigen, heiligen Schauer, aber mehr Liebe des Kindes, als Furcht des Sclaven lehre." —

An einer anderen Stelle, wo die Schulordnung von dem Unterrichte in der praktischen Logik spricht, ertheilt sie folgende, auch für den Elementarlehrer wichtige Weisung:

„Der Lehrer dringe dem Schüler keine Wörter auf, die ihm bloß Wörter bleiben müssen; er soll ihn empfinden und denken lehren! — Die Begriffe, die der Mensch durch die äußeren Sinne erhalten muß, soll er dem Schüler durch Vorzeigung der Sache selbst oder im Bilde, und jene, die für den inneren Sinn gehören, durch Aufmerksamkeit auf das, was in seiner Seele vorgeht, verschaffen, und bei abstracten Begriffen dem Gang des Verstandes nachfolgen, wie er sie von den sinnlichen abzog. Hier überzeuge er sich selbst, daß es einem endlichen Verstande nicht vergönnt ist, eine große Menge bildlicher Begriffe auf einmal zu fassen und zu bearbeiten, daß seine Schwäche ihm die Verkürzung seiner Operationen durch Abstraction nöthig machte; — daß aber auch die Abstraction nie ihren Ursprung verleugnen darf, damit sie nicht in leeres Wortspiel ausarte, dem in der Seele nichts Reelles mehr entspricht, daß das Bildliche, das Anschauende der Erkenntniß zur

Wirksamkeit Leben und Kraft geben muß, daß es unter die schädlichsten Mißverständnisse des Erziehers gehört, ein herrschendes Seelenvermögen zu unterdrücken oder zu schwächen." —

Hinsichtlich des Sprachunterrichtes wird bestimmt: „Schon die Aussprache soll der Lehrer zur Reinigkeit und Wahrheit zu bilden suchen; sie sei frei von Provinzialfehlern und deutlich, daß der Schüler auch das Harte und Starke, nicht bloß das Sanfte unserer Sprache, schon bei der ersten Zusammensetzung der Töne in Sylben und Wörtern fühlen lerne. Er lehre ihn richtig lesen mit der Tonbildung nach Zeit und Empfindung, daß er sein Ohr schon früh an Tonmaß, Wohlklang und Ausdruck gewöhne. Zu dem Endzwecke wähle er auch schon gleich anfangs leichtere Verse." —

So kam unserm Overberg allerdings die Zeit mit ihrer Richtung entgegen; aber der Schwerpunkt seiner ganzen pädagogischen Wirksamkeit ist doch hauptsächlich nur in seinem frommen religiösen Gemüthe zu suchen. Kam ihm die Zeit entgegen, so kam sie auch mit allen ihren verführerischen Fehlern und Ueberschwenglichkeiten, und daß er diesen auswich, daß er nur das wahrhaft Gute in sich aufnahm und benutzte, ist ein Verdienst, welches wieder aus seinem positiv gläubigen Gemüthe entsproß. Der weitere Verlauf von Overberg's Leben wird uns hievon mehr und mehr überzeugen.

Als Normallehrer suchte sich Overberg zunächst gründlich über die Aufgabe der Volksschule und über die in derselben anwendbaren Methoden zu unterrichten. Er lebte keineswegs des Glaubens, daß seine bisherigen theologischen und philosophischen Studien jedes tiefere Eingehen in die Sache überflüssig machten, und daß sich alles etwa noch Fehlende von selbst finden werde. Overberg studirte unablässig alle bisher erschienenen und damals Aufsehen erregenden Schriften über das Erziehungs- und Unterrichtswesen, prüfte deren Vorschläge und Grundsätze und machte sich nicht selten Auszüge aus dem Gelesenen. Namentlich waren es Rochow's Schriften, mit denen er sich vielfach beschäftigte und deren Gutes er freudig anerkannte und benutzte. Besondere Aufmerksamkeit widmete Overberg zunächst dem Religionsunterrichte und der richtigen Methode desselben. Er fühlte es lebhaft, daß nur durch Ertheilung eines Kopf und Herz gleichmäßig ergreifenden Religionsunterrichts dem Unglauben der Zeit und dem Aberglauben wirksam begegnet werden könne; nicht minder war er aber auch durch eigene Erfahrungen und Anschauungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß gerade bei Ertheilung dieses so hochwichtigen Unterrichtes sowohl geistliche als weltliche Lehrer die bedauerlichsten Mißgriffe machten.

Vor allem suchte Overberg das Interesse der Kinder am Unter-

richte zu erzielen. Er bewirkte dies, indem er sie stets in reger Thätigkeit erhielt und zugleich möglichst anschaulich verfuhr. Als Mittel zu beidem, namentlich zum ersteren galt ihm die Frage oder auch die entwickelnde Lehrweise. Er war weit davon entfernt, den Prediger mit dem Lehrer zu verwechseln und stundenlang auf die Kinder einzureden. Er wußte durch eigene Beobachtung, daß man mit vielem Reden und Vordociren die Kinder nur einschläfere, und daß sich die Frucht eines solchen Predigt-Unterrichtes als höchst unbedeutend erweise. Daher fragte er fleißig bald dieses bald jenes Kind und sagte nichts selbst vor, was der Schüler nach seiner Ueberzeugung wissen oder doch durch kurzes Nachdenken selbst finden konnte. Zur anschaulichen Grundlage dienten ihm, wie wir schon früher erfahren haben, vor allem die biblischen Geschichten; aber er benutzte auch Beispiele aus dem bürgerlichen Leben und aus den Legenden der Heiligen. So verfuhr Overberg entwickelnd, oder wenn man will, sokratisch, ohne in jenes, bereits von Pestalozzi gerügte Fragenspiel zu verfallen, wonach man ohne gehörige Grundlage entwickeln oder Eier aus Nestern nehmen will, ehe sie hineingelegt sind. Seine Katechesen hatten allemal eine positive und reelle Grundlage.

Beim biblischen Geschichtsunterrichte beschränkte er sich nicht auf's bloße Auswendiglernen der Erzählungen, sondern er erzählte selbst und mit einer solchen Meisterschaft, daß man glaubte, die Handlung geschehe vor den Augen. Ueberdieß malte er den Gegenstand durch Hinzufügung der Umstände, die sich vernünftiger Weise dabei konnten eingestellt haben, noch mehr aus, und versetzte gleichsam, indem er Phantasie und Gefühl anregte, mitten in die Wirklichkeit. Vierzehn Tage vor seinem Tode, so erzählt uns Reinermann, war ich in der Normalschule zugegen, und er sprach, wiewohl er schon sehr entkräftet war, doch noch mit einer Lebendigkeit, wie sie nur durch seinen Eifer und seine Liebe zur guten Sache hervorgebracht werden konnte. Er unterwies die Schulpräparanden durch seinen eigenen Vortrag, in welcher Art sie den Kindern die Lehre vom demüthigen und festen Vertrauen zu Gott beim Gebete anschaulich und faßlich machen könnten, und wählte, um aus der Bibel zu zeigen, daß ein solches Vertrauen nicht unbelohnt bleibe, die bekannte Geschichte vom Gichtbrüchigen, der durch das Dach des Hauses zu den Füßen des Herrn herabgelassen und wegen seines Vertrauens geheilt wurde (Mark. 2, 1—12 und Luc. 5, 17—26). — Der Unterricht galt kleineren Kindern. Er trug die Geschichte etwa in folgender Weise vor, wobei noch zu bemerken ist, daß er bei den verschiedenen Personen auch die Stimme veränderte, und daß die Präparanden im Namen der Kinder antworteten. — In einer Stadt, Kinder, die Kapharnaum hieß, war ein Mann,

der krank lag an der Gicht. Die Gicht ist eine Krankheit, die große Schmerzen verursacht, bald in den Händen, bald in den Füßen, die oft davon dick anschwellen, bald im Rücken und im Kopfe, bald in allen Gliedern zugleich. Habt ihr wohl schon von einem gehört, oder kennt ihr Jemand, der daran leidet? Je nachdem die Antwort war, fuhr er fort: Dieser Mann konnte auch nicht gehen noch stehen, mußte immer im Bette liegen; war das nicht traurig, Kinder? Sollte er wohl nicht gewünscht haben, von dieser Krankheit befreit zu werden? Ja, ganz gewiß! Gicht aber läßt sich durch Aerzte nicht gut heilen. Dieser arme Mann hörte nun einst, — es wird's ihm ein Freund erzählt haben, — daß der Heiland die Kranken, welche zu ihm gebracht worden waren, alle wieder gesund gemacht habe; was glaubt ihr, das er nun wünschte? — Gewiß, er möchte doch auch zu dem Heilande kommen können. Aber das ging nun nicht gut; unser Heiland war nicht mehr in dem Orte, und ihm nachgehen konnte er nicht, zudem wußten die Leute auch nicht immer, wo er sich aufhielt; denn er reiste ja umher, Allen das Evangelium zu verkünden. Was sollte der Arme nun wohl wünschen? Recht! Ach, wird er gesagt haben, käme doch dieser gute Mann wieder hieher, er würde wohl auch mich wieder gesund machen! Und was geschah? Unser Heiland kam wirklich nach diesem Orte zurück und kehrte da in ein Haus ein und lehrte. Das hatten nun des Kranken gute Freunde gehört und sie kamen gewiß zu ihm und erzählten, daß der Mann, der die Wunder thue, in dem und dem Hause sei. Wie wird sich da der Kranke gefreut haben! Ach, wird er sicher gesagt haben, wäre ich doch bei ihm! Könnte ich doch zu ihm kommen! Die Freunde, welche gute Menschen waren, sagten: Das wollen wir schon machen. Wie sollten wir das, entgegnete der Kranke, ich kann ja nicht gehen! Wir wollen Dich dahin tragen, sagten die Leute. Ach, wenn Ihr das wolltet! Aber ich bin gewiß zu schwer! Wir sind stark, erwiederten sie, und machten schon Anstalten, daß sie ihn tragen konnten. Sie nahmen vielleicht eine Trage, legten ein dickes Bett darüber, damit er weich liege, und den Kranken darauf. Nun trugen ihn vier Mann hin. Als sie bei dem Hause ankamen, worin der Heiland war, da, Kinder, hättet ihr die Menschen sehen sollen! Das Haus war gedrängt voll, und draußen standen noch sehr viele, die gar nicht hinein kommen konnten. Der eine bemühete sich noch mehr, den Heiland zu sehen, als der andere. Die Männer mit dem Kranken wollten nun gerne durch die Leute hindurch gehen; aber das war unmöglich, man wollte ihnen keinen Platz machen. Da jammerte der Kranke, daß er nicht zu dem Heilande kommen könne, und war bange, daß er wieder weg gehen möchte, ohne ihn gesund zu machen. Der eine von den Freunden tröstete ihn, er

solle nur ruhig sein, er wolle einmal zusehen, ob er sich durchdrängen und es dem Herrn sagen könne, daß ein Kranker da sei, oder ob er ihm zuwinken könne. Sie setzten nun wahrscheinlich den Kranken erst nieder. Aber die Leute drängten den Mann zurück, sie wollten sich nicht stören lassen und waren alle zu begierig auf die Worte des Heilandes. Nun ward der Kranke noch trauriger und jammerte noch mehr; der Freund aber hatte sich gemerkt, wo der Heiland ungefähr stand, und sagte: Wie, wenn wir Dich oben durch das Dach lassen könnten, gerade vor ihn nieder? Ach, wenn das doch ginge, sprach der Kranke, wenn ihr mir den Gefallen thun wolltet? Es stand schon eine Leiter oder Treppe da, ob sie Stricke mitgebracht hatten oder da fanden, weiß ich nicht; kurz, sie trugen leise den Kranken oben auf das Dach. Darauf hoben sie die Ziegel oder Pfannen ab, machten ein Loch hinein, und ließen nun den Kranken mit dem Bette an Stricken hinunter. Als die Leute, welche dem Heilande zuhörten, merkten, daß oben sich etwas bewege, blickten sie auf, und einige mochten wohl murren wegen der Störung. Unser Heiland wußte aber, was das bedeuten sollte. Er schwieg still, und so ließen sie den Kranken mitten unter die Menschen, gerade vor Jesus mit dem Bette hernieder. Jesus aber, der ihren Glauben sah, sprach zu dem Gichtbrüchigen: Mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben! — Der Heiland hatte etwas Besonderes vor, darum sagte er nicht gleich: Ich will, daß Du g e s u n d seiest, gehe hin. Der Kranke blieb noch still liegen und erwartete vertrauensvoll, was der Herr weiter thun werde. Da saßen aber einige Menschen nahebei, die sich gelehrt dünkten, es waren Pharisäer und Schriftgelehrte, die waren Feinde des Heilandes, weil ihn die Menschen so sehr liebten. Sie lauerten auf, ob sie etwas Schlechtes an ihm finden könnten, vermochten aber nichts zu entdecken. Als die nun hörten, daß der Heiland sagte: Mensch, Dir sind Deine Sünden vergeben, dachten sie in ihrem Herzen und sprachen leise: Wer ist der, daß er Gotteslästerungen redet? Wer kann Sünden vergeben, als Gott allein? Sie hatten Recht, aber sie wollten den Heiland nicht für Gott anerkennen, und darin fehlten sie. Da aber Jesus ihre Gedanken merkte, antwortete er und sprach zu ihnen: Was denket ihr in euren Herzen? Was ist leichter zu sagen: Dir sind Deine Sünden vergeben, oder: Stehe auf, nimm Dein Bett und wandle? Damit ihr aber wisset, daß des Menschensohn (der Heiland) die Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, so sage ich Dir (hier sprach er zu dem Gichtbrüchigen): Stehe auf, nimm Dein Bett und gehe in Dein Haus! Da sprang der Kranke sofort auf, schlug das Bett auf seine Schultern (Overberg that dabei mit den Händen, als wenn er es darauf schlüge) und ging froh in sein Haus. Seht, Kinder, so

ist es Gott angenehm, wenn wir mit festem Vertrauen uns zu ihm wenden. Hätte der Kranke nicht so fest auf den Heiland vertraut, würde er denn wohl die beiden großen Wohlthaten von ihm erhalten haben, Verzeihung seiner Sünden und Gesundheit? — Es scheint, als wenn dieser Mann die Krankheit erhalten hatte in Folge seiner Sünden, und deswegen sprach ihn der Herr auch zuerst von seinen Sünden los."

So weit die Erinnerungen Reinermann's, denen er nur noch zusetzt, daß er glaube, Wahrheiten, die auf solchem Wege mitgetheilt würden, blieben in Erinnerung bis zum letzten Hauche des Lebens.

Wenn Overberg auch mit Rochow und Andern die Verstandesbildung der Kinder gefördert wissen wollte und daher selbst beim Religionsunterrichte auf deutliche Begriffe drang, so war er doch weit davon entfernt, jene extreme Cultur des Verstandes zu fördern, welche das Jahrhundert auszeichnete. Er strebte, alle Seelenkräfte harmonisch zu bilden, und vor jener Einseitigkeit bewahrte ihn nicht bloß sein eigenes religiöses Gemüth, sondern auch die reine, uneigennützige Liebe, welche sein Herz erfüllte und dem zeitlichen und ewigen Wohle der Jugend galt. Gerade diese uneigennützige Liebe zog ihn zum Religionsunterrichte hin und bewog ihn, diesem vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen. Mit seiner großen Virtuosität im Katechisiren, mit seinem entschiedenen Lehrtalente hätte er in allen anderen Gegenständen der augenfälligsten Leistungen sicher sein und sich größeren Beifall der Menge erwerben können; aber er suchte nicht zu glänzen, sondern Gutes zu wirken, und wenn er daher auch in allen anderen Disciplinen mit Meisterschaft unterrichtete, so war und blieb doch die Unterweisung in der Religion seine Lieblingsbeschäftigung.

Der bereits erwähnte Unterricht in der Normalschule begann mit 20 bis 30 älteren Landschullehrern in der Herbstzeit und dauerte täglich von 9 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 5 Uhr Nachmittags. Nach sorgfältigster Vorbereitung und mit unsäglicher Geduld unterrichtete Overberg seine Leute in der Methode des Schulhaltens, in der Religion und biblischen Geschichte, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Selbst einen großen Theil seiner Erholungsstunden widmete der eifrige Lehrer noch der Nachhülfe solcher Schüler, welche wenig befähiget waren und hinter Anderen zurückblieben. Overberg wußte seinen Zuhörern eine solche Liebe, einen solch heiligen Eifer für die gute Sache einzuflößen, daß manche mehrere Jahre hinter einander, oft auf ihre eigenen Kosten den Cursus besuchten. Der Unterricht wurde jedesmal mit Gebet eröffnet, und selbst die trockensten Gemüther fühlten sich ergriffen, wenn Overberg vor sie hintrat, das schwarze Käppchen vom Haupte

nahm und mit hinreißender Andacht „komm heiliger Geist“ betete. Warum sein ganzes Wesen, sein einfacher, schmuckloser Vortrag so fesselte, daß auch die gelehrtesten Männer ihm selbstvergessen lauschten, darüber giebt uns am besten folgende Lebensregel seines Tagebuches Aufschluß:

„Es sei in Allem 1) die Liebe Gottes dein Beweggrund, 2) der Wille Gottes deine Richtschnur, 3) die Ehre und das Wohlgefallen Gottes dein Ziel. Wenn dies geschieht, so wandelst du vor Gott und wirst vollkommen. Oder noch kürzer: Thue und leide Alles aus Liebe zu Gott, nach Gottes Willen zur Ehre Gottes. — Verlange nach Treue, übe dich in dieser Treue, verharre in Treue!“ — Etwa dasselbe sagt uns auch eine andere Stelle seines Tagebuches vom 6. November 1791, in der er am Schlusse des Normalunterrichtes Gott innig für den ganz besonderen, ihm in diesem Jahre geleisteten Beistand dankt und erwähnt, daß er während des diesmaligen Cursus nie in eine solche Verwirrung gerathen sei, wie andere male. „In den anderen Jahren, so fügt er hinzu, war mir die Beschämung auch noch nöthiger; ich hatte da noch mehr Vertrauen auf eigene Kräfte und mehr Begierde, aus Eitelkeit zu gefallen. In diesem Jahre gabst Du mir mehr Gefühl von eigener Schwäche, mehr Vertrauen auf Dich, und mehr Verlangen, nur Dir zu gefallen.“ —

Die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes wußte Overberg mit der Seelenlehre, mit den Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes und den hierauf sich stützenden Erfahrungen in faßlicher Weise zu verbinden. Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben und aus der Natur entnommene Gleichnisse halfen erklären und beweisen. Hiebei wurde Overberg durch seine besondere Geschicklichkeit im Erzählen sehr unterstützt. Wo es darauf ankam, schilderte er eine Sache oder Begebenheit bis in die kleinsten Einzelheiten, so daß in der Seele des Zuhörers ein vollkommenes Bild entstehen mußte. So wurde einst, als Overberg gewisse Verkehrtheiten bei der Erziehung schilderte, ein alter Landschullehrer von der Wahrheit und Natur des Bildes so ergriffen, daß er in seiner plattdeutschen Mundart unwillkührlich laut ausrief: „Herr Overberg, gerade so machen sie es bei uns!“ —

In der festen Ueberzeugung, daß der Lehrer nur dann segensreich wirke, wenn er im Glauben lebe, und daß sein Berufseifer nur dann der rechte sei und bis zum letzten Lebenshauche ausdaure, wenn er in der religiösen Auffassung des Lehramtes beruhe, nahm Overberg auch zuerst das Gemüth seiner Zuhörer in Anspruch und zeigte ihnen die hohe Würde des Berufes im Lichte der Religion. „Er selbst, sagt Krabbe, sah das Amt des Seelsorgers und des Jugendlehrers als das Höchste auf Erden an, seine ganze Seele

war, so lange er lebte, von diesem Gedanken ergriffen; was er darüber redete, war nur der Ausguß seines vollen Herzens und wirkte mit unwiderstehlicher Kraft auf die Gemüther seiner Zuhörer; die Lehre, daß nur dasjenige, was von Herzen komme, auch wieder zu Herzen gehe, bewährte sich im höchsten Maße an seinem eigenen Vortrage. Die Fülle seiner Seele sprach sich in Ton, Miene und Gebärde aus. Erschütternd war seine Rede, wenn er das Verderben schilderte, welches ein schlechter Schullehrer anrichtet, und den Fluch und die Strafen, welche er auf sein Haupt ladet. Aber am längsten und am liebsten verweilte Overberg bei dem Segen, welchen ein guter Schullehrer stiftet, und bei der Belohnung, die ihm hier und jenseits dafür zu Theil wird. Freude und selige Hoffnung malten sich dann auf allen Gesichtern." Darum auch der tiefe Eindruck, darum jene Erfolge, welche im Eingange zu diesem Lebensbilde geschildert wurden.

Wenn wir oben erwähnten, daß Overberg auch gerne in Gleichnissen redete und dadurch seinen Vorträgen größere Deutlichkeit und Popularität zu geben verstand, so dürfte wenigstens ein Beispiel hiezu unsern Lesern nicht unwillkommen sein. „Ein Hausvater, pflegte er öfters den Schullehrern zu sagen, bäckt für seine Haushaltung alle Woche mehrere große Brote, aber die kleinen Kinder können von den großen Broten nicht essen; darum schneidet ihnen die Mutter das Brot in ganz kleine Stückchen, und so können sie es genießen. Wenn man Flüssigkeiten in ein kleines Gläschen bringen will, welches einen engen Hals hat, so darf man nicht gießen, sondern nur tröpfeln." Was er auf diese Weise veranschaulichen wollte, braucht nicht weiter erklärt zu werden. Overberg war nicht bloß Lehrer der Lehrer, sondern auch ihr wahrer Herzensfreund. Der vielbeschäftigte Mann, welcher seinen Schlaf bis auf fünf Stunden einschränkte, hatte immer Zeit übrig, brach mitten in seinen Arbeiten ab, wenn ein Lehrer herantrat, um Rath oder Belehrung von ihm zu erbitten. Mit vielen seiner früheren Schüler blieb er sogar im Briefwechsel, sie wandten sich in allerlei Angelegenheiten an ihn, er antwortete dann gerne, schrieb ihnen öfters ein Wort der Aufmunterung oder des Trostes, und noch heute bewahren manche Lehrer Westphalens solche Briefe als theure Andenken.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Overberg noch um die Ausbildung von Lehrerinnen. Die katholische Kirche hat dem weiblichen Geschlechte niemals seine Stelle in den Schulen bestritten. Wie sie erkennt, daß die Erziehung wesentlich eine Sache des Hauses und der Mütter ist, so hat sie auch geistlich gesinnten Jungfrauen immer gestattet, Unterricht und Erziehung zu vereinigen. In dem unter dem Namen Constitutio Bernardina bekannten Synodal-

dekrete, welches Fürstbischof Christoph Bernard von Galen 1655 publiziren ließ, wird beispielsweise schon von Schullehrern und Schullehrerinnen gesprochen und angeordnet, daß, wo es immer geschehen könne, Knaben und Mädchen von einander getrennt werden. Eine Synodalverordnung vom 23. März 1675 bestimmt ferner, es sollten die in den Städten, Flecken, Dörfern und anderen Orten für Kinder beiderlei Geschlechts früher errichteten deutschen Schulen gepflegt und gehoben, da, wo sie in Verfall gerathen, ohne Verzug wieder hergestellt, da, wo nie welche bestanden, besonders auch in den entfernteren Bauerschaften an einem, den Eingesessenen bequemen Platze mit allem Eifer und aller Sorgfalt sobald als möglich errichtet werden. Da mitunter, heißt es weiter, große Mißbräuche entstehen, wenn Knaben und Mädchen unter demselben Lehrer und in demselben Lokale zusammen unterrichtet werden, so wollen wir, daß da, wo die Gemeinde und die Jugend zahlreicher ist, besondere Lehrerinnen für die Mädchen angestellt werden, und wo dieses noch nicht zu erreichen ist, daß da die Knaben und die Mädchen wenigstens örtlich gesondert sitzen und unterrichtet werden. Bischof Hermann Werner von Paderborn erwähnt gleichfalls schon in einem Erlasse vom 6. Sept. 1686 Schulmeister und Schulmeisterinnen.

So fand denn Overberg das Institut der Lehrerinnen schon vor; aber ihm blieb es vorbehalten, dessen zweiter Schöpfer zu werden und mit ihm eine geistige Wiedergeburt zu vollenden. Für die Ausbildung von Jungfrauen, welche sich dem Lehrstande widmen wollten, geschah vor seiner Zeit nichts. Die armen Mädchen traten entweder mit einer ganz ungenügenden Vorbildung in die Schulen und mußten sich erst im Amte für's Amt bilden, oder sie waren genöthigt, sich die nothdürftigste Vorbildung gar mühselig und kostspielig an verschiedenen Orten und auf verschiedenen Wegen zusammenzusuchen. Overberg half diesem großen Uebelstande ab, indem er seinen Normalunterricht auch für solche Jungfrauen einrichtete. Bald meldete sich eine nicht geringe Anzahl junger Mädchen zum Eintritte in den Lehrstand, so daß die bereits vorhandenen Stellen allmählig wieder mit guten Lehrerinnen besetzt werden und noch manche der vorgebildeten Jungfrauen vorerst als Hauslehrerinnen in adeligen Familien oder auf einzeln liegenden Bauernhöfen eintreten konnten. Die Behörden waren im Allgemeinen mit den Leistungen der Lehrerinnen sehr zufrieden. In Beckedorf's Jahrbüchern des preußischen Volksschulwesens ist ein Bericht des königlichen Consistoriums zu Münster mitgetheilt, worin unter Anderem über die Lehrerinnen folgendes gesagt wird: „In Hinsicht der Wirksamkeit und Amtsführung der Lehrerinnen hat die Erfahrung gelehrt, daß im Durchschnitte die Schulen der Mädchen, denen eine Lehrerin vorsteht, in einem besseren Zustande sich befinden, als

die Schulen der Lehrer. Man nimmt darin mehr Lebendigkeit, ein frischeres Wesen, bessere Fortschritte und mehr Anhänglichkeit und Zutraulichkeit wahr. Wenn hievon auch Manches in der höheren Empfänglichkeit, in der früheren Entwickelung und in dem zarteren Sinne der weiblichen Jugend seinen Grund haben mag, so ist es doch auf der anderen Seite auch nicht zu verkennen, daß in der Regel die Lehrerinnen durch mehr Fleiß, Amtstreue und Folgsamkeit, so wie durch mehr Gewandtheit in Behandlung der Jugend vor den männlichen Lehrern sich auszeichnen."

Overberg war es, der jenen Jungfrauen, die sich dem Lehrstande widmen wollten, die Begeisterung und den religiösen Sinn einhauchte, wodurch sie angetrieben wurden, ihr ganzes Dasein mit aufopfernder Liebe und Geduld der Jugend zu weihen und auch in der Welt außer der Welt zu leben. Er sprach sich oft über die Gründe aus, weshalb das Institut der Lehrerinnen allgemeine Verbreitung verdiene. „Lehrerinnen, pflegte er zu sagen, haben von Natur größere Geschicklichkeit, Mädchen zu leiten, zu unterrichten und — woran bei dem weiblichen Geschlechte mehr als an dem Unterrichte gelegen ist — zu erziehen, ihnen weibliche Gesinnung einzuflößen und sie an weibliche Sitte zu gewöhnen. Gefahren in moralischer Hinsicht werden mehr entfernt, wenn die Mädchen abgesondert durch eine Lehrerin unterrichtet werden. Die so nöthige Unterweisung in weiblichen Handarbeiten kann nur eine Lehrerin ertheilen. Lehrer treiben häufig Nebengeschäfte, werden durch die Sorgen für ihre Familie von dem Berufsgeschäfte abgezogen, wohingegen Lehrerinnen, wie die Erfahrung lehrt, sich ungetheilt ihrem Amte widmen, wenn ihnen anders der erforderliche Ernst der Gesinnung nicht fehlt. Eine Lehrerin kann von einer geringeren Besoldung leben und fällt, wenn sie unvermögend wird, der Gemeinde nicht so sehr wie ein Lehrer zur Last." —

Als praktischer Musterlehrer bewährte sich Overberg besonders im Kloster der lotharingschen Chorjungfrauen, welche eine Armenschule und ein Pensionat unterhielten. Er hatte eine Vikarie in der Klosterkirche und war zugleich Beichtvater der Klosterfrauen. Wöchentlich dreimal kam er in die Schulen, blieb dann mehrere Stunden und unterrichtete in der Religion, in der biblischen Geschichte und im Rechnen. War der Cursus in der Normalschule eröffnet, dann nahm Overberg öfters auch die Lehrer mit in's Kloster, um ihnen durch sein eigenes Beispiel den rechten Ton und die rechte Methode zu lehren. Den Rechenunterricht ertheilte er mit großem Eifer und benutzte ihn ganz besonders, um die Jugend im Denken und in logischen Schlußfolgerungen zu üben, weshalb er auch überall nicht eher ruhete oder weiter fortschritt, bis die Kinder den Grund der Zahlenoperationen richtig erfaßt hatten.

Namentlich war ihm die Bruchrechnung ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, und seine Anweisung zeigt, daß er es versuchte, hier überall anschaulich zu verfahren und das Denkvermögen zu üben.

Den Religionsunterricht ertheilte Overberg jeden Sonntag in der Klosterkirche, und alle, die damals Gelegenheit hatten, ihn zu hören, stimmen darin überein, daß er mit einer Salbung und Meisterschaft lehrte, welche unwiderstehlich fesselte. Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Eltern wie Kinder zog er von Zerstreuungen und Spielen zu sich in die Kirche. Er wußte den Stellvertreter Christi auch im Aeußeren würdig darzustellen; dabei besaß er, durch die Gewohnheit auf Alles zu achten und es in den Kreis seines Berufes zu ziehen, einen unerschöpflichen Reichthum an passenden Bildern und Gleichnissen und an Beziehungen auf das tägliche Leben, wodurch der Unterricht Kindern wie Erwachsenen gleich faßlich und anziehend wurde. „Mit der herzlichsten Freundlichkeit, so erzählt uns K r a b b e, trat er in die Mitte der Kinder, die in einem Halbkreise um ihn standen, grüßte sie mit heiterer, wahrhaft kindlicher Zutraulichkeit, zog einige der kleineren hinter den größeren hervor, stellte sie in die vordere Reihe, fing eine Unterredung über einen ihnen ganz bekannten Gegenstand, der mit dem Unterrichte, welchen er halten wollte, in gar keiner Verbindung zu stehen schien, mit ihnen an, erweckte sie dadurch zum Nachdenken und Antworten; bald hatte er an den anscheinend gleichgültigen Gegenstand auf überraschende Art eine Lehre angeknüpft, die dadurch von einer neuen, bisher nicht so beachteten Seite in ein helles Licht gestellt, die Aufmerksamkeit lebhaft anregte. Der Unterricht bewegte sich fort im Tone der leichtesten und angenehmsten Unterredung, die eine Lehre floß aus der anderen, alle wurden durch den Zusammenhang und die Ordnung, in welcher sie dargestellt wurden, lichtvoll, eindringlich und behaltlich. Passende Beispiele und Gleichnisse boten sich wie von selbst dar. Aufmerksamkeit und Nachdenken wurden immer unterhalten, nichts aber war anziehender, als die G e m ü t h l i c h k e i t, die in dem Ganzen vorherrschte. — Overberg's Seele war von Liebe durchdrungen, und diese theilte sich sichtbar den Kindern und Erwachsenen mit. Leute aus allen Ständen und von jedem Alter drängten sich zu seinem Unterrichte, sie glaubten, wenn sie Overberg in der Mitte der Kinder sahen, sich den Heiland vorstellen zu können, als er sprach: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ — Die Studiosen der Theologie suchten von ihm die Methode des Unterrichtes zu erlernen, Gelehrte bewunderten die Klarheit, die kindliche Einfachheit der Darstellung, den wie von selbst sich darbietenden Reichthum von Bildern und Beziehungen auf das tägliche Leben, und Alle, die ihn hörten, wurden von der hohen, himmlischen Salbung ergriffen. Viele schrieben den Gang

des Unterrichtes in der Kirche auf, um die Eindrücke desto sicherer festzuhalten, welche Geist und Gemüth so mächtig angeregt hatten."

Diese tiefe Wirkung wird uns begreiflicher, wenn wir nochmals einen Blick in Overberg's Tagebuch werfen und daraus ersehen, in welchem Geiste er sich auf seine Religionsstunden vorzubereiten pflegte. Hier heißt es:

(15. Januar 1790.) „Diesen Morgen bin ich wieder ohne gehörige Vorbereitung zur Schule gegangen. O Gott! hilf mir, daß ich mich darin bessere. Es ist Täuschung, wenn ich denke, es wird gut darinnen, du weißt die Sache; dies Geschäft ist nun nothwendiger — denn kein anderes kann für die Zeit so nothwendig sein, wenn es sich verschieben läßt. Mangel der Vorbereitung zieht viele Fehler nach sich; der Unterricht wird trocken, verworren, unbestimmt, weitschweifend; das bringt die Kinder in Verwirrung, hindert die Achtsamkeit, macht den Unterricht ihnen und mir unangenehm. Ueberhaupt habe ich mich wohl zu hüten, daß ich nicht zu sehr in's Kleine gehe, nicht zu weitläufig, zu gelehrt für die Kinder werde. Eine gute Lehre recht gefaßt und behalten haben, ist ihnen ja nützlicher, als zehen hören und keine einzige recht fassen, oder die eine, welche unter zehen die nützlichste ist, der übrigen wegen übersehen, oder wieder vergessen. O Gott! hilf mir, daß ich die leichte, göttlich einfache, kurze, hell und leicht behaltlich zu machende Lehrart deines geliebten Sohnes immer mehr nachahme. Gieb, daß ich mich immer erst frage, ehe ich den Kindern eine Lehre vortrage: Ist sie nöthig? Ist sie nützlich? Giebt es nicht eine nützlichere, die dieser muß vorgezogen werden? Ist sie für die Kinder faßlich genug? Welcher ist der Zweck, warum du sie ihnen geben willst? Giebt sie den Kindern, wenn sie dieselbe wissen, nur ein gelehrtes Ansehen? — Dann weg damit. Ist sie für jetzt die nützlichste, welche du anbringen kannst?"

(7. Febr. 1790.) Du lehrest mich, o mein Gott, immer mehr durch meine eigene Erfahrung einsehen, daß ich nichts aus mir vermag. Wenn ich befürchte, der Unterricht, welchen du mir aufgetragen hast, werde nicht gut von statten gehen, so gelingt er zu meiner Bewunderung gut, und gerade das Gegentheil geschieht, wenn ich meine, er werde diesmal gut ausfallen. Ist das nicht ein Wink von dir, daß ich nicht auf meine Kräfte, sondern nur auf deine Gnade vertrauen soll? Hilf mir doch dies im Werke erfüllen. Ach Gott! du erweisest mir so viel Gnaden, du hast mich noch heute bemerken lassen, daß du die Ursache, die mich oft hindert, laut und verständlich zu reden, jedesmal hebst, wenn ich die Jugend öffentlich in der Kirche unterrichten soll. Gieb mir doch auch endlich die Gnade, der ich freilich nicht würdig bin, weil ich so oft widerstanden habe: die Gnade, daß ich in allem meinem

Thun und Lassen, und besonders in Allem, was den Unterricht der Jugend betrifft, nur einzig deinen Willen vor Augen habe. Ach Vater, mein Vater in Jesu Christo! stehe mir doch bei, daß ich deinen Lieblingen den Unterricht nicht unnützer Weise schwer mache, daß ich ihnen nicht harte Speise statt Milch, Spreu statt reines Korn gebe, damit ich mich nicht bei dem weniger Wichtigen zu lange aufhalte und darüber das Wichtigste versäume. Du hast es zugelassen, daß ich bei dem Unterricht einen ungewöhnlichen Weg eingeschlagen habe; ist er nicht nützlicher, als der andere, und ist es nicht dein Wille, daß ich ihn gehen soll, so ziehe mich doch davon zurück; ist es dein Wille, daß ich auf demselben bleiben soll, so mache mir ihn doch so hell, daß ich ihn nicht verfehle, nicht alle Augenblicke die Kinder auf Nebenpfade führe, wovon ich sie wieder zurückziehen muß. Ich bin der Gnade nicht würdig; aber den Kleinen, die durch das Blut deines Geliebten geheiliget sind, wirst du sie nicht versagen, darum vertraue ich auf deinen Beistand, o Gott! ich möchte ganz dein sein; wie viel mehr Gutes könnte ich dann zu deiner Ehre und zum Heile meiner Brüder wirken! Laß diese doch nicht vergeblich so viel Vertrauen auf mich setzen."

Auf's höchste stiegen der Eifer und die hingebende Sorgfalt Overberg's, wenn die Zeit der Vorbereitung auf die erste h. Communion herannahete. Nunmehr achtete er mit verdoppelter Sorgfalt auf jedes einzelne Kind, suchte es nach seinen Eigenthümlichkeiten genau kennen zu lernen und hienach sein Herz und seinen Willen zu erheben und zu richten. Der ganze Unterricht nahm, wo möglich, noch einen höheren Aufschwung, und wenn er dessen Besuch im Allgemeinen auch nicht wehrte, so behielt er sich doch einige Stunden vor, wo er Herz an Herz mit seinen Kindern ganz allein sein wollte. Aber nicht bloß in den bestimmten Stunden, sondern auch außer dem öffentlichen Unterrichte überwachte, belehrte und leitete sie Overberg und setzte sich zum öfteren auch mit den Eltern in Verbindung, um diesen Winke für die geeignete Behandlung ihrer Kinder während der Vorbereitungszeit zu geben. Mehrmals wurden die Neokommunikanten außerdem zur Beichte vorbereitet und mehr als sonst zur Selbstprüfung und zum Gebete angehalten. Die Anstrengungen, denen sich Overberg in dieser Zeit unterzog, waren so groß und anhaltend, daß er nachmals einigemale ernstlich krank wurde.

In dieser fruchtbaren und erhebenden Weise setzte Overberg den Unterricht sieben und zwanzig Jahre fort, bis das Kloster aufgehoben, die lotharingische Schule zur Pfarrschule wurde und die Unterweisung in der Religion folgerecht den Pfarrgeistlichen zufiel. Die Anstrengungen während der letzten Vorbereitung der Kinder zum h. Abendmahle und der schmerzliche Gedanke, daß seine bisherige gewohnte uud geliebte Wirksamkeit dem Ende nahe, brachten

dem treuen Hirten eine schwere Krankheit, während welcher er, von Todesahnungen erfüllt, seinen Kindern folgenden Brief schrieb:

Liebe Kinder!

Um mich an diesem für euch so wichtigen Tage, auf den ich mich so lange gefreut habe, so innig als möglich in der Liebe mit euch zu vereinigen, habe ich heute die heilige Communion in derselben Stunde mit euch empfangen wollen. Ich hoffe euch alle gesund wieder zu sehen; sollte dieses aber der Wille Gottes, der nicht allein gut, sondern immer der beste ist, nicht sein, so danke ich euch, ihr guten, gelehrigen, folgsamen Kinder! die ich in 27 Jahren in dieser Pfarre zur ersten heiligen Communion geführt habe, für eure Folgsamkeit und insbesondere für die Freude, die ihr mir nach der ersten heiligen Communion gemacht habt. Ihr seid meine Wonne, meine Krone, und werdet meine Freude vollkommen machen, wenn ich euch an jenem großen Tage zur Rechten des Heilandes wiedersehen werde. Euch, ihr ungelehrigen, unfolgsamen Kinder! die ihr bald nach der ersten heiligen Communion den Weg der Tugend verließet, auf den ihr mit so vieler Mühe gebracht waret, euch verzeihe ich von Herzen; ich will Gott bitten, daß er euch noch zur rechten Zeit die Augen öffne, damit eure mir noch immer theure Seele von dem ewigen Verderben, dem ihr geradezu entgegen eilet, gerettet werde.

Es gehe euch an Leib und Seele wohl. B. O.

Aber Gott hatte beschlossen, daß Overberg noch länger der Jugend und seiner wichtigen Aufgabe erhalten bleibe. Er lebte nach jenem Briefe noch vierzehn Jahre, besuchte noch öfters seine lieben Kinder, setzte sich wie ein Vater mitten unter sie und machte ihnen jeden Tag seines Besuches zu einem wahren Festtage. Wenn Herr Overberg kam, strahlte jedes Gesicht vor Freude, und mit lautem Jubelruf wurde er von der ganzen Schule willkommen geheißen.

Zu den vielen Freunden, welche sich Overberg durch seine Persönlichkeit und seine allseitig segensreiche Wirksamkeit erwarb, trat in der Person der Fürstin Amalie von Gallitzin auch eine Verehrerin, deren Character und Streben es wohl verdienen, daß auch ihrer in diesem Lebensbilde mit einigen Worten gedacht werde. Als Gräfin von Schmettau 1748 in Berlin geboren, wo der Vater preußischer General war, wurde sie schon im fünften Lebensjahre auf den Wunsch der katholischen Mutter in ein Kloster Breslau's geschickt, um dort Unterricht, namentlich in der Religion, zu empfangen. Nach Verlauf von acht bis neun Jahren verließ die junge Gräfin das Pensionat, ohne besondere Kenntnisse erworben zu haben.

Sie paßte daher auch wenig in die vornehmen Cirkel der Mutter, welche bald einsah, daß ihre Tochter noch der eigentlichen Weltbildung bedürfe. Hiezu wurde ein Töchterpensionat auserſehen, welchem ein gewiſſer Premonval, ein eifriger Anhänger aller Umsturz- und Aufklärungstheorien, vorstand. Es konnte nicht fehlen, daß unter solcher Leitung die Spuren der früheren, meist nur äußerlichen religiösen Eindrücke bald verschwanden, und daß der glimmende Docht ihres Glaubens mehr und mehr erlosch. Aus dem Pensionate entlassen, der Welt, einer oft frivolen Gesellschaft und Lectüre preis gegeben, wurde das Wahrheit suchende, starke Gemüth der jungen Gräfin daher vielfach von Zweifeln beunruhiget, in welchen sie bei verschiedenen geistreichen Männern der Zeitbildung vergebens Trost und Belehrung suchte. Nach ihrer Vermählung mit dem russischen Fürsten Dimitri von Gallitzin (1768) fand sie für ihren Geist noch weniger Befriedigung. Der Fürst, ganz französisch gebildet, lebte als Gesandter nur der Welt und den Bestrebungen des Ehrgeizes. „Ich brachte, sagt die Fürstin selbst, aus diesem ewigen Kreise von Spielen und Besuchen und Schauspielen und Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserem, das ich dennoch nicht kannte und Keinem anvertrauen durfte, nach Hause; ich schlief selten ohne Thränen ein. Mir war, wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indeß sie selber bittere Thränen vergießen.“ Die Fürstin suchte, nachdem sie Mutter geworden, deshalb mehr und mehr die Einsamkeit und strebte, ihren Kindern eine Erzieherin im höheren Sinne des Wortes zu werden. Vom Gemahl durch dessen vielfache Reisen und Geschäfte getrennt, lebte sie auf einem Landgute bei Haag, studirte mancherlei philosophische Schriften und Erziehungstheorieen und trat in Verbindung und Briefwechsel mit verschiedenen berühmten Gelehrten, namentlich mit Hemsterhuys und Diderot, ohne jene Befriedigung des Geistes und Herzens zu finden, nach der sie unablässig rang. Inzwischen hatte sie von Fürstenberg's Schulreformen gehört und war begierig, durch unmittelbaren Umgang sich Einzelnes klarer zu machen, was die Schulverordnung nur im Allgemeinen andeutete. Im Mai 1779 reis'te die Fürstin daher selbst nach Münster, weilte hier im persönlichen Umgange mit Fürstenberg neunzehn Tage und fand sich durch die Fülle der ihr zuströmenden neuen Gedanken und die gesammten Verhältnisse so angesprochen, daß sie beschloß, Münster ganz zum Aufenthaltsorte zu wählen und nach kurzer Zeit mit ihren Kindern, einem Sohne*) und einer Tochter auch wirklich

*) Dieser Sohn widmete sich später (1795) dem geistlichen Stande und wurde Missionar.

übersiedelte. Von nun ab lebte sie ganz der religiösen Betrachtung, den Studien und der Erziehung ihrer Kinder, worin sie Fürstenberg, die Professoren Kistemaker und Sprickmann und Andere redlich unterstützten. Die Abendstunden versammelten oft einen Kreis geistreicher Männer und Damen um die merkwürdige Frau, in welchem die wichtigsten Lebensfragen eine ebenso tiefe als anregende Erörterung fanden. Auch Göthe trat auf seiner Rückreise aus der Champagne in diesen Kreis und genoß einige Tage die Gastfreundschaft der Fürstin. Unter anderem sagt er über diese angeknüpfte Bekanntschaft in den Mittheilungen aus seinem Leben Folgendes:

„Die Fürstin war eines der Individuen, von denen man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, und die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung so wie im Conflikt mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Fürstenberg und Hemsterhuys, zwei vorzügliche Männer, begleiteten sie treulich, und in einer solchen Gesellschaft war das Gute wie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben; jener nunmehr (seit seiner Reise in Sachsen 1787) um so viel älter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann: und welche sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe den Fürstenthron zu besteigen. —

Den Zustand der Fürstin nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: Sie kam früh zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse.

Als die schönste Vermittelung zwischen beiden (der irdischen und überirdischen) Welten entsprossete Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllete sich aus mit Religionsübung und Wohlthun. Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung! jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt; die Wohnung selbst aber, und Alles, dessen man sonst benöthiget ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohnte; eben dies galt von Fürstenberg's häuslicher Umgebung. Er bewies sich in Allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch.

Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung 2c. ernsthaft, durch Philosophie vermittelt; heiter durch Kunst; und wenn man bei jener selten von gleichen Principien ausgeht, so freut man sich, bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden.“ —

Eine geistreiche Französin, Madame La Fite, Uebersetzerin von Lavater's Physiognomik, sagt Folgendes über die Fürstin:

„Begabt mit Tiefe der Empfindung und mit Liebe, würde sie der Freundschaft die größten Opfer bringen. Es ist für sie Wonne, die leidende Menschheit zu trösten, und das niedrige Dach der Dürftigen zu besuchen, wo der Geistliche sie die Tugenden einer Heiligen ausüben sieht. Ich möchte glauben, daß die Liebe zum Schönen und das Wohlgefallen am Guten nicht die einzigen Beweggründe ihrer Tugend sind; die Religion, welche die Tugend verklärt, möchte wohl die Triebfeder ihres Lebens sein!" —

Diese merkwürdige Frau hegte zu Overberg, dem vielbesprochenen und vielgerühmten Manne der unbegrenzten Aufopferung und Liebe, ein so großes Vertrauen, daß sie ihn in einem Briefe vom 10. Januar 1789 inständig und unter Darlegung ihres ganzen Seelenzustandes bat, die Leitung ihres gesammten religiösen Lebens zu übernehmen. „Diesen Mann voll Salbung und Liebe, schreibt sie unter anderem, der schon lange, indem er mir in seiner Sanftmuth und heiligen Einfalt die rührendsten Seiten meines Heilandes lebhaft darstellt, der überhaupt den Bedürfnissen meines Herzens zu entsprechen scheint, habe ich gefunden. Nicht meinem Gefühle und meiner Neigung traute ich allein in der wichtigen Wahl dessen, dem ich meinen Willen abzutreten entschlossen bin; ich habe gebetet, gewartet und wieder gebetet, und immer denselben Mann im Grunde meiner Seele wieder gefunden. Nur eine Frage bleibt also übrig, um mich des Willens, der Wahl und der Leitung Gottes in dieser Angelegenheit zu versichern: Findet dieser Mann auch Etwas in seiner Seele, das ihn zur Uebernahme der Sorge für die meinige geneigt macht? Findet er darin Antrieb, um sich zu entschließen, die schwache, bedürftige Seele, so ganz, wie sie sich ihm hinzugeben strebt, und hinzugeben gedrängt ist, aufzunehmen? Die Vortheile des Ranges und des Titels, die Christus nicht kennet, von sich zu werfen, um nur das zum Gehorsam entschlossene Kind in mir zu sehen und als solches zu behandeln?" Nach reiflicher Ueberlegung erklärte sich Overberg bereit, den sehnlichen Wunsch der Fürstin zu erfüllen. Er nahm eine Wohnung in deren Hause an und blieb darin bis zu ihrem im Jahre 1806 erfolgenden Tode. Er war ihr Beichtvater, ihr Rathgeber, ihr Freund im heiligsten Sinne des Wortes, und wie er in diesen Eigenschaften zur religiös-sittlichen Vollendung der Fürstin beitrug, so empfing er auch wieder von ihr selbst manche Winke und Ermunterung zur eigenen Vervollkommnung. Beide gottliebende Seelen wandelten beständig in der Gegenwart Gottes und vielfach auch in der Gemeinschaft des Gebetes. Die nahe Beziehung, zu der ebenso geistreichen als frommen Frau brachte Overberg auch in vielfache Berührung mit Männern von großer Gelehrsamkeit und literarischem Rufe, und der Umgang mit solchen wirkte nicht bloß auf seine gesammte Bildung und Thätigkeit vortheilhaft ein, sondern

bestärkte ihn auch noch mehr in seinem frommen Glauben und Seeleneifer. So schrieb er 1794 in sein Tagebuch: „Ich danke Dir, o Vater, daß Du es den Kindern geoffenbaret, was Du den Klugen und Weisen verborgen hast! Bei all' seiner philosophischen Kenntniß ist der J... noch nicht einmal dahin gekommen, daß er Dein Dasein unwandelbar fest glaubt. So machst Du die Weisheit der Weisen zu Schanden; da sie weise sein wollen, sind sie thöricht geworden. O, Blut und Leben Dir für den Glauben! Welche Gnade! Wie wankt und schwindet Alles ohne diese! Vermehre sie in uns! Gestern morgen fiel mir ein, mit J... zu reden, und ich konnte mich aus mehreren Ursachen dazu nicht entschließen, ich wünschte, daß ich es nicht nöthig haben möchte. Meine Eigenliebe fand allerlei Ursachen, mich davon zu dispensiren, doch beruhigte alles das mein Gewissen nicht. Ich wollte nun, — konnte aber erst zu keiner Entschließung kommen. Siehe, da ließest Du mich die Rose bemerken, die ich bringen konnte, um dadurch Eingang zu haben, und nun war auf einmal, ohne daß es ferner Ueberwindung kostete, der Entschluß da. So wirkest Du wunderbar und sanft durch geringe Anlässe und Mittel." —

Auch auf die pädagogische Durchbildung Overberg's übte der Umgang mit der Fürstin und ihren Freunden einen wohlthätigen Einfluß. Daß sich die Fürstin für die Erziehung lebhaft interessirte, daß der edle Fürstenberg gleichfalls dafür mit Hingebung wirkte, ist schon erwähnt worden. Es konnte daher nicht fehlen, daß dieser Lieblingsgegenstand vielfach in Gegenwart der bedeutendsten Männer zur Sprache kam und von den verschiedensten Seiten erörtert wurde. Overberg nahm an allen solchen Unterhaltungen den lebhaftesten Antheil nicht ohne Gewinn für Geist und Herz. Man faßte den wichtigen Gegenstand, namentlich die Volkserziehung, mehr aus großen, allgemeinen Gesichtspunkten auf, ohne sich in Einzelheiten und methodische Details zu verlieren. Daraus erklärt sich auch, daß Overberg über den Mitteln nie den Zweck vergaß und in seinen durchaus praktischen Schriften doch auch das Allgemeine und Ganze der Erziehung umfaßte, daß er stets auf jene ewig geltenden Grundsätze und Wahrheiten hinwies, welche jeden Wechsel überlebt haben, und ohne welche jede praktische Thätigkeit nur als klingende Schelle erscheint.

Overberg blieb in der Umgebung und im Hause der Fürstin, bis sie starb, und leistete ihr bei dem schweren Hingange in's Jenseits mit treuer Ausdauer allen Beistand der Religion. So lange er selbst noch lebte, vergaß er die Selige und deren tugendhaften Wandel nicht und pflegte in seinen Gebeten ihrer noch oft zu gedenken. Nach dem Tode der Fürstin wurde er zum Regens des bischöflichen Seminars berufen, übernahm die Direction im

Jahre 1809 und übersiedelte in die Anstalt. Er war damals 55 Jahre alt.

Als Overberg die Leitung einer so wichtigen Anstalt übernahm, war sein Name schon weit und breit bekannt, sein literarischer Ruf als Theologe und Schulmann entschieden. Die schweren und anhaltenden Anstrengungen für Kirche und Schule waren nicht ohne nachtheilige Wirkung auf seinen Körper geblieben. Seine hohe Gestalt war bereits gebeugt und dünnes, schneeweißes Haar bedeckte nur sparsam den Scheitel. Seine Gesichtszüge sprachen milden, liebevollen Ernst aus; sein Auge zeigte den ruhigen, in sich selbst einkehrenden Denker. Mit bewundernder Ehrfurcht sahen die Seminaristen auf den Mann, der mit reichen Erfahrungen über inneres Leben sie bald durchschaute und in jeder seiner Weisungen stets den rechten Punkt traf, überall mit dem eindringlichen Worte das erhebende Beispiel verband. Noch arbeitete Overberg mehr als die kräftigste Jugend. Um halb fünf Uhr Morgens geweckt, benutzte er auf's gewissenhafteste jede Stunde des Tages, bearbeitete neben den Geschäften des Seminars die Schulangelegenheiten der Regierung, hielt die Normalschule, predigte, katechisirte, hörte Beichte, besuchte Kranke und führte eine weitläufige Correspondenz. Eine Stunde täglich widmete er dem Brevier, und selbst seine Spaziergänge weihete er durch religiöse Betrachtungen. Zu jeder Zeit konnte jeder Seminarist, jeder Schullehrer bei ihm Zutritt haben. Unaufhörlich, erzählt Krabbe, pochte es an seine Thüre, und er ließ Alle zu sich kommen, legte sein Buch oder seine Feder ruhig hin, sprach mit Jedem auf's freundlichste; sobald er aber wieder allein war, nahm er das Buch oder die Feder wieder, las, betete, schrieb fort. Die Ruhe seines Gemüthes war es, die ihm diese äußere Unruhe erträglich machte und ihn in den Stand setzte, sogleich wieder fortzuarbeiten. — Den tiefsten und heiligendsten Eindruck machten Overberg's Gebet und die Art und Weise, mit welcher er das heilige Meßopfer darbrachte. Möchte es doch möglich sein, die seligen Empfindungen zu beschreiben, welche während des heiligsten Opfers seine Seele erfüllten! Er pflegte wohl zu sagen: Wenn die Menschen es erkennten, welches Glück ihnen durch die Einsetzung des heiligsten Altarssakramentes zu Theil geworden ist, so würde ihnen die Erde zum Himmel werden.

In seinem inneren und äußeren Leben blieb Overberg stets einer patriarchalischen Einfachheit getreu und vermied alle Auszeichnungen. Seine Kleidung war die der Seminaristen, seine Wohnung hatte keinen andern Schmuck, als lange Reihen von Büchern; die Mobilien und Tapeten waren alt, sogar düster. Er speis'te meistens mit den Seminaristen und folgte nur selten und ungern fremden

Einladungen. Alle Jahre, gewöhnlich im August, erlaubte sich Overberg eine vierzehntägige Erholungsreise zu einem seiner älteren und bewährten Freunde. Kam er wieder, so feierte er seinen Namenstag (20. August) und begann am folgenden Tage den Unterricht in der Normalschule. Jeden Abend hielt er mit den Seminaristen eine Betrachtung, welche durch ihre Tiefe und Einfachheit niemals ihren Eindruck verfehlte und nicht selten von den Zuhörern aus dem Gedächtnisse sorgfältig nachgeschrieben wurde. Vielfach machte er die künftigen Seelsorger auch auf ihre Pflichten gegen die Schule aufmerksam, und noch die letzte Abendbetrachtung, welche er wenige Tage vor seinem Tode hielt, giebt hievon Zeugniß. Um 9 Uhr hielt er mit den Seminaristen wie gewöhnlich das Abendgebet und dictirte ihnen den Stoff zur Betrachtung für den folgenden Morgen. Er kam im Gange dieser Betrachtungen gerade an die Pflicht des Seelsorgers, die Schulen seiner Gemeinde oft zu besuchen. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß er so, an einem der letzten Abende seines Lebens, noch Gelegenheit fand, über das zu reden, was seines ganzen Lebens angelegentlichstes Ziel gewesen war, über die christliche Bildung der Jugend. Schon hatte er seine Bemerkungen über die dictirten Sätze vollendet, war aufgestanden und wollte weggehen, als er sich noch einmal setzte und Folgendes erzählte:

„Als ich noch in Everswinkel Kaplan war, wurde ein benachbarter, sehr würdiger Pfarrer, der neben eifriger Erfüllung aller anderen Berufspflichten sich auch besonders der Schule angenommen und diese wöchentlich drei- bis viermal besucht hatte, krank. Als er seinen Tod nahe glaubte, ließ er mich in der Nacht zu sich rufen, nicht um zu beichten (er hatte die heil. Sakramente schon empfangen), sondern um in den letzten Augenblicken einen Geistlichen bei sich zu haben. Sein Beichtvater war ein alter Mann und konnte in der Nacht nicht zu ihm kommen. Ich fand ihn schwach, doch bei ganz guter Besinnung; er sprach von seinem Ende und von dem Gerichte Gottes, vor welches er nun bald kommen werde. Ich habe meine Berufspflichten, sagte er, alle mit möglichster Treue zu erfüllen gesucht; ich vertraue auf Gottes Barmherzigkeit und fürchte das Gericht nicht. Nur für die Schule habe ich nicht so viel ich konnte gewirkt, und dies allein macht mir Furcht. Ich suchte ihn damit zu beruhigen, daß er die Schule ja so oft besucht habe. Er erwiederte mir, er habe seine Besuche nicht so nützlich gemacht, als es ihm möglich gewesen sei, und er war darüber in großer Unruhe. Er wurde wieder gesund und lebte noch drei Jahre, während welcher er die Mängel verbessert zu haben glaubte, deren er sich damals anklagte. — Dieser Pastor, setzte Overberg hinzu, war mir als ein eifriger Seelsorger bekannt,

ich wußte auch, daß er oft seine Schule besuchte; da er sich aber bei dem Allen dennoch Vorwürfe machte, so machte dies einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mir in derselben Nacht noch vornahm, keine Anstrengung zu scheuen, welche mir für das Beste der Schulkinder nöthig oder nützlich schien. Die Erinnerung an diese Begebenheit hat mich auch oft ermuntert, wenn die häufig fruchtlos scheinenden Anstrengungen, die man mit den Kindern hat, mich zur Ungeduld reizen wollten. — Thun Sie dasselbe, so geht Alles gut. Gute Nacht!" —

Nahe an vierzig Jahre hat Overberg den regsten Antheil an der Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens im Münsterlande genommen und dadurch auf die innere und äußere Entwickelung des Ganzen heilsam eingewirkt. An der ausführlichen Verordnung aus dem Jahre 1788, nach welcher das Elementarschulwesen eingerichtet werden sollte, hat Overberg wahrscheinlich schon mitgearbeitet. Von seiner Mitwirkung an der gesammten Organisation, welche während der Jahre 1799 und 1800 zu Ende geführt wurde, sagt Fürstenberg, daß sein Eifer, seine Einsicht, seine Schul- und Lokalkenntniß sehr viel beigetragen hätten, die Absichten des Kurfürsten zu erreichen. In den unruhigen, drangsalvollen Zeiten bis 1816, wo der Krieg nicht bloß dem Schulwesen alle Aufmerksamkeit, sondern auch oft noch die sparsamen Mittel entzog, war es Overberg hauptsächlich, der dasselbe noch aufrecht erhielt. Fort und fort versammelte er die Schullehrer zum Normalunterrichte, sorgte für die Wiederbesetzung erledigter Stellen und that Alles, um den niedergedrückten Lehrerstand zu ermuntern und zu kräftigen.

Als im Jahre 1816 das königlich preußische Consistorium in Münster errichtet wurde, ersah man sofort Overberg zum Consistorial-Rathe und gab ihm somit eine Stelle, in welcher er wieder seine reichen Erfahrungen zum Gedeihen des Schulwesens verwerthen konnte. Wenn er auch Krankheits halber den Sitzungen nicht regelmäßig beiwohnen konnte, so gab er doch seine Ansichten meistens schriftlich und mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit ab, die in Erstaunen versetzen. „In allen seinen Relationen, sagt Krabbe, sieht man, mit welcher zarten Gewissenhaftigkeit er Recht und Unrecht, Für und Wider abzuwägen bemüht ist. Mit der größten Ruhe und Umsicht spricht er nach seiner Kenntniß aller Verhältnisse sein Urtheil und die Motive desselben überall auf's klarste aus." Die preußische Regierung erkannte diese Thätigkeit und den Werth des seltenen Mannes dadurch auch äußerlich an, daß ihm im Jahre 1818 der rothe Adlerorden dritter Klasse verliehen wurde. Er aber, erzählt Reinermann, hatte nie eine solche Auszeichnung gewünscht; irdische Ehre, Ansehen vor den Menschen hatten nie einen Platz in seinem Herzen gehabt. Ein- oder zweimal glaube

ich, hat er auch nur das Ordenszeichen getragen bei einer öffentlichen Feierlichkeit, wo es die Pflicht erforderte; sonst bekam man es nicht zu sehen. Was ihn am meisten lohnte und in seinem Alter erquickte, war die seltene Verehrung aller Klassen des Volkes. „Wer ihn sah, erzählt Krabbe, dem erschien er wie ein Engel des Friedens. Kinder drängten sich in unschuldiger Zutraulichkeit an ihn, wenn er über die Straße ging, und Erwachsene kamen aus ihren Häusern, um ihn vorüber gehen zu sehen. Müttern erschien es als eine gute Vorbedeutung für das Wohl ihrer Kinder, wenn er dieselben noch auf dem Arme der Wärterin freundlich begrüßte. Das ganze Land ehrte ihn als einen Vater." —

Die Tugend der Geduld, welche Overberg so oft als Lehrer geübt hatte, sollte er auch noch an sich selbst bewähren. Wir wissen, daß er schon als Knabe schwächlich war, und nur seine strenge Mäßigkeit und sein geregeltes Leben mögen ihn überhaupt das höhere Alter haben erreichen lassen. Wie er als Kind schon an den Füßen gelitten hatte, so wurde er auch später, namentlich im Jahre 1818, von schmerzhaften Fußübeln heimgesucht und an's Zimmer gefesselt. Im Jahre 1824 nahm seine hiemit zusammenhängende Körperschwäche sichtlich zu, und Todesahnungen traten immer häufiger ein.

Eine große Freude war es ihm noch, zu erleben, daß die preußische Regierung in Büren ein vollständiges Lehrerseminar einrichtete und damit einem dringenden Bedürfnisse entgegen kam, welches der bisherige Normalunterricht nach Overberg's eigenem Urtheil immer nur ungenügend befriedigen konnte. Als der Pfarrer Kloke zum Director der neuen Anstalt auserlesen war und vor dem Antritte seines Amtes noch eine weitere pädagogische Reise gemacht hatte, schrieb ihm Overberg folgenden Brief:

„Gestern Abend, den 17. December, endigte ich das Lesen Ihres pädagogischen Reiseberichtes. Es schickt sich nicht für Christen, am wenigsten für uns Priester in der Kirche Jesu Christi, daß wir einander Weihrauch streuen. Wir Priester wenigstens müssen es in der That beweisen, daß es nicht Geschwätz, sondern Ernst ist, wenn wir mit David sagen: Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre! Darum sage ich auch über den Bericht nichts anderes, als daß er mich erweckt hat, Gott für die Hoffnung zu danken, daß wir Sie, Geliebter, zum Vorsteher des schon so lange gewünschten Schullehrer-Seminars erhalten werden. Möchte es doch nun bald zu Stande kommen. Schon länger als ein Vierteljahrhundert habe ich danach geseufzt, besonders am Ende eines jeden Normalkursus, weil mir dann die Unzulänglichkeit dieses Interimsbehelfes am lebhaftesten auffiel, und weil auch mehrere

Normalschüler traurig darüber wurden, daß wir endigen mußten, nachdem wir kaum erst recht in Gang gekommen waren. Unter Anwünschung fröhlicher Festtage und eines glückseligen Jahreswechsels harre ich mit ganz vorzüglicher Hochachtung und Liebe rc." —

Im Mai des Jahres 1825 wurde das Seminar zu Büren wirklich eröffnet, und Overberg sagte bei dieser Gelegenheit zu einem Freunde: „Ich kann nun ruhig sterben, das Seminar ersetzt mich!" — Den letzten Normalkursus hielt er noch im Herbste 1826 und schloß ihn am 7. November mit jener Erzählung die schon Seite 331 mitgetheilt wurde. Noch während des Curses hatte er alle Dispositionen für sein Hinscheiden getroffen. Schon am 8. November traten ernste Vorboten des Todes ein. Als Overberg sich des Morgens ankleiden wollte, fiel er in Ohnmacht, und der Bediente fand ihn halb angekleidet, besinnungslos auf dem Sofa liegend. Man rief zwei Aerzte, welche während des Tages die geeignet scheinenden Mittel, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, anwandten. Am Abend fiel der Kranke wieder in eine Ohnmacht oder vielmehr in eine Erstarrung, welche an fünf Minuten dauerte. Einer seiner Freunde erinnerte hienach an den Empfang der heil. Sakramente, er war sofort hiezu bereit und empfing sie mit großer Andacht.

Am anderen Tage änderte sich Overberg's Zustand nicht wesentlich. Er hatte noch seine volle Geisteskraft, nahm Besuche an und zeigte eine ungewöhnliche Heiterkeit. Als ihn am Abend jemand aus seiner Umgebung fragte, ob er etwa Kopfschmerzen habe, antwortete er: „Das eben nicht, aber es wird mir im Kopfe so düster. Es ist ein unangenehmes Gefühl, wenn man es selbst wahrnehmen kann, daß die Geistesfähigkeiten stumpfer werden; doch auch hiefür müssen wir Gott danken. Wie hart würde das Scheiden sein, wenn bei herannahendem Tode die Geistesfähigkeiten noch ihre Kraft behielten. Sind sie aber abgestumpft, so können wir sie Gott leichter zum Opfer bringen, denn (dies sagte er lächelnd) wir können sie ja dann auch nicht mehr gebrauchen." —

Bald darauf, um halb fünf Uhr, entschlief Overberg sanft unter den Worten: „Herr, Dein Wille geschehe, ich bin bereit. Dir, o Herr Jesu, sterbe ich!" —

Welchen schmerzlichen Eindruck der Verlust des geliebten und allverehrten Mannes machte, davon gab unter anderen auch das am Sonntage, den 12. November, stattfindende Leichenbegängniß Kunde. Ungeachtet des rauhen Wetters war der Weg vom Seminare bis zum Kirchhofe dicht mit Menschen besetzt, und überall sah man Thränen der Rührung und wehmüthige Blicke.

Bald darnach forderte das münster'sche Intelligenzblatt zu einem Denkmale für den Wohlthäter des Münsterlandes auf und zeigte zugleich die Adresse an, unter welcher Beiträge angenommen würden.

Es bedurfte nur dieser einfachen Anzeige, um sofort zahlreiche Beiträge zu erhalten, und auch die dürftigsten Dorfschullehrer blieben nicht mit ihrem Scherflein zurück. Das Denkmal selbst wurde, dem bescheidenen Sinne des Verewigten entsprechend, nicht an einem öffentlichen Orte, sondern im Hofe des Priesterseminars aufgestellt.

Krabbe beschreibt uns dieses Denkmal in folgender Weise: „Es ist ein Obelisk auf einem durch zwei Stufen erhöheten cubischen Fußgestelle, welches an den Ecken mit vier umgekehrten Fackeln und oben am Fries mit den Emblemen des Priesterthumes, des Unterrichtes und des Schriftsteller-Berufes geziert ist. An der dem Eingange des Seminares zugekehrten Westseite des Obelisk befindet sich in einem Eichenkranze Overberg's Brustbild in Marmor, darunter die Inschrift:

Bernard Overberg, Lehrer der Normalschule,

am Fußgestell:

Domcapitular, Dechant in Ueberwasser, Regens des bischöflichen Seminares, Examinator Synodalis, Consistorialrath und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse.

Gegenüber an der Ostseite des Obelisk:

Lehrer der Lehrer während 43 Jahren. So ward ihm vergönnt, der Wohlthäter des ganzen Münsterlandes zu werden.

Am Fußgestell:

Sein heilbringendes Wirken hemmte des Landes Grenze nicht. Ein großer Theil von Deutschlands Jugend wird fort und fort nach seinem Lehrplan unterrichtet. Er förderte das Reich Gottes durch Wort und That. Trost, Rath und Hülfe hat er Unzähligen gespendet. Nicht Einen schloß er je von seiner Liebe aus.

Die beiden Seiten des Obelisk enthalten den Tag seiner Geburt und seines Todes und am Fußgestell folgende Sprüche:

Glückselig ist der Mensch, der die Weisheit gefunden hat, der an Klugheit reich ist. Sprüchw. 3, 13. — Gottesfurcht ist die beste Schule der Weisheit, Demuth führt am sichersten zur Ehre. Sprüchw. 15, 33."

Auf das Grab Overberg's setzte dessen innigster Freund, der General-Vikar Melchers, noch ein einfaches Kreuz mit der Inschrift:

Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir sollen selig werden. Apostelg. 4, 12.

Auf der Rückseite des Kreuzes stehen die Worte: Glaube, Hoffnung, Liebe, jene inhaltsschweren Worte, welche der Selige so oft im Munde führte und im Herzen trug, und welche die stete Richtschnur seines ganzen Lebens gewesen waren. Auch er hatte mit Victorin von Feltre gezeigt, daß in der glaubens- und hoff-

nungsreichen **Liebe** allein die Würde, die Freude und das Göttliche der Lehrerwirksamkeit liegt*).

Wenn wir bisher Overberg vorwiegend nur in seinem Lebensgange und in der unmittelbaren praktischen Wirksamkeit kennen und lieben lernten, so dürfen wir es zur Vervollständigung des Bildes nunmehr nicht unterlassen, ihn auch in seiner Thätigkeit als **Schriftsteller** zu würdigen. Hieran werden sich auch noch einige Erörterungen über seine pädagogischen Grundsätze und seinen Character anknüpfen lassen.

Niemand dachte ursprünglich wohl weniger daran, als **Schriftsteller** aufzutreten und Ruhm zu erwerben, als Overberg. Er bereitete sich sorgfältig auf seine Vorträge vor und zwar meistens schriftlich. Für die Schullehrer entstanden aus solchen Vorbereitungen Leitfäden, welche Overberg ihnen entweder dictirte oder auch zum Abschreiben gab. Auch solche Lehrer, welche den Cursus nicht besuchen konnten, suchten sich mit Overberg's Lehrart dadurch bekannt zu machen, daß sie sich die Abschriften liehen und wieder abschrieben. Bald existirten eine große Anzahl solcher theils mehr, theils weniger vollständiger Abschriften, und einzelne Schreiber ernährten sich förmlich mit der Anfertigung derselben. Eine gute und vollständige Abschrift des **Religionshandbuches** wurde oft mit zwölf bis achtzehn Thalern bezahlt. Daß mit dieser Verbreitungsweise manche Uebelstände verknüpft waren, bedarf kaum der Erwähnung, und Overberg's Freunde gingen ihn daher oft mit der Bitte an, seine schriftlichen Ausarbeitungen durch den Druck zugänglicher zu machen. Es geschah denn auch zuerst (1788) mit einem **ABC-Buche**, welches einer besseren Methode des Lesens den Weg bahnen sollte. Da jedoch diese Fibel nicht nach altem Herkommen mit dem **Vaterunser** begann, so nahmen Unverständige und Feinde der Schulverbesserungen hieraus Gelegenheit zu bitterem Tadel und zu dem Vorwurfe, daß es darauf abgesehen sei, der Religion ihren Einfluß und ihre Berechtigung zu nehmen. So albern ein solcher Vorwurf war, so sehr mußte er doch Overberg kränken, dem gerade die religiöse Erziehung die erste und größte Herzensangelegenheit war. Als jedoch in einem damals zu Münster gedruckten gemeinnützigen Wochenblatte eine nachdrückliche Rechtfertigung der Fibel erschien, verstummte der Tadel bald, das neue Büchlein wurde ohne weitere Widerrede eingeführt und binnen kurzem wegen seiner Zweckmäßigkeit allgemein beliebt.

Im Juli 1793 gab Overberg seine Hauptschrift, die „**Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterrichte für die**

---

*) Vergleiche Theil I, Seite 192.

Schullehrer im Fürstenthum Münster", heraus. Sie ist dem Kurfürsten Maximilian Franz gewidmet und von Fürstenberg mit nachdrücklicher Empfehlung approbirt. Overberg hatte sich zur Herausgabe dieser Schrift nur nach ausdrücklicher Aufforderung seines Kurfürsten und der Landstände entschließen können. Jahrelang hatte er sich mit den Vorbereitungen dazu beschäftiget und alle damals erschienenen Hauptschriften über Erziehung und Unterricht sorgfältig gelesen und theilweise excerpirt. Einiges, was ihm besonders gut und treffend gesagt schien, so daß er es nicht besser sagen zu können glaubte, nahm er auch wohl wörtlich wieder in diese Anweisung auf. In steter Erinnerung, für wen und zu welchem Zwecke er schrieb, vermied er alle schwierigen Ausdrücke und suchte überall die populärste Darstellung. Er ging darin so weit, daß er mehrere Kapitel erst in plattdeutscher Sprache abfaßte und sodann in's Hochdeutsche übertrug. „Wie man einen kostbaren Edelstein, pflegte er wohl zu sagen, so in Gold und Silber faßt, daß der Edelstein ganz, die Einfassung aber so wenig als möglich sichtbar wird, so muß auch die Sprache sich zu verbergen suchen, damit die vorgetragene Wahrheit desto heller leuchte." — Overberg ist in dieser Schrift nicht eigentlich als Bahnbrecher oder Reformer aufgetreten, er hat nicht nach neuen Methoden gehascht, wohl aber alles vorhandene Gute mit Bienenfleiß geprüft und an jenem Maßstabe gemessen, welchen ihm sein aufrichtig kirchlicher Glaube in die Hand gab. Es war ihm nicht sowohl darum zu thun, mit neuen Wegen zu glänzen, als vielmehr gute Wege zu zeigen und diese, wo sie verborgen lagen oder wegen Kurzsichtigkeit nicht gesehen wurden, aufzudecken.

Die Anweisung wurde von allen Lehrern und Geistlichen des Münsterlandes freudig begrüßt, und blieb in erster Auflage auch nur innerhalb des Kreises, für welchen sie eigentlich bestimmt war. Erst die zweite Ausgabe wurde dem größeren Publikum bekannt und fand sofort selbst bei den ausgezeichnetsten protestantischen Pädagogen der damaligen Zeit, z. B. bei Niemeyer, Natorp, Zerrenner u. A. aufrichtige Anerkennung. Mir liegt die siebente Auflage (1835) vor.

Im Jahre 1799 gab Overberg seine biblischen Geschichten des alten und neuen Testamentes heraus. Auch diese Schrift fand so allgemeine Anerkennung, daß selbst evangelische Geistliche Norddeutschlands sie in ihre Schulen einführten. Overberg hielt sich bei der Erzählung der Begebenheiten meistens an das schlichte, einfache Bibelwort, weshalb allerdings damals Manche meinten, seine Schreibart sei der Zeitbildung nicht ganz angemessen. Im Jahre 1804 erschienen Overberg's größerer und kleinerer Katechismus und dessen Religionshandbuch. Bei aller Ent-

schiedenheit im Dogma und der kirchlichen Auffassung athmen diese Schriften doch einen Geist der Mäßigung und christlicher Duldung, welcher Ursache wurde, daß auch Protestanten ihnen ihre hochachtende Anerkennung nicht versagen konnten. Die Regierung zu Münster ordnete unter dem 15. Juli 1804 an, daß das Handbuch unentgeltlich unter die Schullehrer des Landes vertheilt werden sollte, und alle kritischen Zeitschriften sprachen sich mit sehr wenigen Ausnahmen äußerst günstig über das Werk aus, welches gleich den Katechismen und der Anweisung auch in's Holländische übersetzt und in die dortigen katholischen Schulen eingeführt wurde. Der letzte Fürstbischof von Hildesheim, Franz Egon, benutzte das Handbuch zur täglichen Erbauung, und viele Geistliche erklärten, daß es ihnen durch den öfteren Gebrauch nur immer lieber werde. — Die II. und III. Abtheilung des Buches, welche für den eigentlichen Unterricht in der Religion bestimmt sind, enthalten den Leitfaden für die Kleineren und Größeren. Beide für sich in vier Hauptstücke zerlegt, beantworten die vier Fragen:

1) Wer ist es und wie es der beschaffen, der uns das Leben gab? 2) Wozu gab uns Gott das Leben? 3) Was Gott gethan, um uns Menschen zu unserem letzten Ziele, dem Himmel, zu verhelfen? 4) Was der Mensch seinerseits zu thun hat, um zu seiner Bestimmung zu gelangen, welcher letzte Abschnitt dann die Lehre von den Pflichten, von der Gnade und den Gnadenmitteln umfaßte.

Overberg ist in mehrfacher Beziehung als eine Ergänzung Sailer's anzusehen. Wenn letzterer das Volksschulwesen mehr aus allgemeinen Gesichtspunkten auffaßte, speciellere Thätigkeit ihm aber nicht widmete, so griff Overberg dagegen das Ganze bis in seine einzelnen Theile auf und wirkte praktisch für's Allgemeine und Einzelne. Wenn Sailer überall die richtigen Grundsätze aufstellte und für diese durch warme Darstellung und Ermunterung zu begeistern suchte, so blieb es Overberg vorbehalten, die Wege bestimmt vorzuzeichnen, auf welchen der Lehrer nach diesen Grundsätzen gehen mußte. Er gab die Möglichkeit einer praktischen Verwirklichung, führte von der ideellen Berufsauffassung zur That. Sailer's pädagogisches Streben ging vorzugsweise darauf, den Clerus, namentlich den jüngeren, für die Erziehung und den Unterricht zu erwärmen, Overberg faßte dagegen hauptsächlich die praktische Bildung des Volksschullehrers in's Auge, ohne jedoch die Ermunterung des Clerus zu vergessen. Man vergleiche in letzterer Beziehung nur seine Ansprache an die Seelsorger im Münsterlande, womit er die Anweisung eröffnet.

Der Inhalt dieser „Anweisung", welche keineswegs eine streng systematische Gliederung befolgt, läßt sich auf folgende Hauptmomente zurückführen:

1) Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Lehramtes.

2) Welche Forderungen das Amt an den Lehrer in leiblicher, moralischer und intellektueller Hinsicht stellt.

3) Auf welche zweckmäßige Weise der Schullehrer Kenntnisse und Fertigkeiten den Kindern beibringen und Begriffe aus ihnen entwickeln könne.

4) Was der Lehrer zu thun habe, um die Sitten und den Willen seiner Kinder zu bilden (Methode, Disciplin). —

5) Pflichten des Lehrers nach der Schule (Nebengeschäfte, Verhalten gegen den Pfarrer, Selbstprüfung, Schulstube ꝛc.).

6) Abhandlung über Belohnung und Strafe.

Durch das ganze Buch zieht sich der Grundgedanke, daß die Denk- und Handlungsweise des Lehrers, daß sein vorbildliches Leben und aufrichtig religiöse Gesinnung die Hauptbedingung aller Wirksamkeit sind, und daß die Erziehung über dem Unterrichte nicht vergessen werden dürfe.

Ueber das Verhältniß des Buches zur Gegenwart und zu den jetzigen Bedürfnissen des Lehrerstandes läßt sich urtheilen, wenn man erwägt, in welcher Zeit es entstanden (1793), und für wen es geschrieben wurde. Es war ursprünglich für Lehrer ohne alle Vorkenntnisse bestimmt, und Overberg hatte für seine Anweisung ein Publikum, das sich mit dem Lehrerstande, für welchen Felbiger sein früher erwähntes Werk verfaßte, auf ziemlich gleicher Stufe befand. Daher denn auch eine Popularität und Breite, welche gegenwärtig den meisten Lehrern nicht mehr recht zusagt und es dem wissenschaftlich Gebildeten erschwert, das Buch durchzulesen. In methodischer Hinsicht steht die Anweisung natürlich hinter den jetzigen Anforderungen und Fortschritten sehr zurück. Das Lesen wird darin auf eine Weise gelehrt, welche für die damalige Zeit wohl ein Fortschritt war, aber der alten Buchstabirmethode näher steht, als der Lautirmethode. An Schreibleseunterricht ist nicht zu denken. Das Verfahren im Rechnen ist hinter den Fortschritten der neueren Zeit zurückgeblieben, eigentlicher Sprachunterricht fehlt, und über den Unterricht in den Realien gebricht es an aller Anweisung. Wenn es immerhin noch einzelne Lehrer geben mag, für deren Bildungsstufe die Anweisung ganz passen möchte, so entspricht sie doch im Allgemeinen den Bedürfnissen der heutigen Volksschule nicht mehr; wir würden sie dagegen noch sehr angelegentlich den Schulpräparanden als nützliche Lectüre und als Vorbereitung zur Bekanntschaft mit neueren, minder populären Schriften empfehlen. Am gelungensten scheint uns im II. Hauptstücke der Abschnitt über das, was in Betreff der Verstandesbildung zu thun sei. Overberg gibt hier treffliche Winke, welche sich auf genaue Beobachtung der Kindesnatur gründen, und wir

wüßten kaum, wie man treffender und faßlicher über die Art und Weise reden könne, in welcher Kindern richtige Begriffe beizubringen sind. Gerade diesen Abschnitt möchten wir noch jetzt allen Lehrern dringend zur nachdenklichen Lectüre in der Ueberzeugung empfehlen, daß sie dadurch für das Allgemeine des Unterrichtes wesentlich gewinnen müßten. Wir verkennen nicht, daß dieser Abschnitt vielfach an Rochow's Denk- und Sprechübungen erinnert, aber Overberg hat es verstanden, ihn in einem Geiste und auf einer Grundlage zu erhalten, welche Wahrheit im Lichte des Glaubens und Erkenntniß in Demuth fördern. Sollte er vielleicht in einem Punkte zu weit gegangen sein und Rochow's Ideen ohne hinreichende Läuterung aufgenommen haben, so möchte dies für den Abschnitt gelten, welcher von der Uebung des Gedächtnisses handelt. Die ersten Versuche und Erfahrungen, welche er, wie wir wissen, mit seinen Nachbarskindern im Religionsunterrichte gemacht hatte, mögen ihm dabei noch immer vorgeschwebt haben. Er stellt den Satz auf, daß die Schüler nie Etwas auswendig lernen sollen, was sie noch gar nicht, wenigstens den Worten nach verstehen. Aber wenn er hierin etwas zu ängstlich scheint, so ist dabei zu bedenken, daß er noch in einer Zeit lebte, wo die Schule oft nur einen mechanischen Cultus des Gedächtnisses trieb und namentlich im Punkte des Katechismuslernens die verkehrtesten Wege einschlug. Hören wir Overberg selbst darüber. „Man treibt, sagt er, diese Uebungen in manchen Schulen auf eine Art, die sehr schädlich ist. Die Kinder sitzen mit dem Buche in der Hand, plappern und quälen sich den Katechismus, den sie nicht verstehen, in's Gedächtniß hinein, kommen dann und sagen auf, d. h. sie schnattern die auswendig gelernten Fragen und Antworten paarweise oder einzeln daher, oder der Schulmeister lies't die gedruckte Frage und ein Kind sagt (oft mit Angst und Zittern, weil auf ein unrecht gesagtes Wort, oder auf eine vergessene Antwort gewöhnlich Schelten oder gar Schläge zu folgen pflegen) die gedruckte Antwort. In eine solche Gedächtnißübung setzte man ehemals, und an manchen Orten auch noch, den ganzen Religionsunterricht der Kinder. Wie unrecht und schädlich dies immer war und noch ist, davon will ich euch nur Einiges sagen.

Das Auswendiglernen des nicht verstandenen Katechismus ist den Kindern 1) eine große Plagerei, denn bei einem noch ungeübten Gedächtnisse ist jedes Auswendiglernen schwer. Etwas, das man nicht einmal versteht, auswendig lernen, ist ungeheure Arbeit. 2) Eine unnütze Plagerei, denn wenn die Kinder den Katechismus auch bis auf den kleinsten Buchstaben fertig auf die gewöhnliche Art auswendig gelernt haben, so kleben doch nur bloß Worte im Gedächtnisse, die sie nicht verstehen; sie denken sich nichts

dabei, können sich auch nichts dabei denken und haben also auch nicht den geringsten Nutzen davon. 3) Eine schädliche Plagerei, denn diese saure Mühe, welche die Kinder bei diesem Auswendiglernen, und die Angst, welche sie beim Hersagen des so auswendig Gelernten fühlen, macht ihnen: a. nicht nur das Auswendiglernen, sondern auch oft die christliche Lehre selbst verhaßt, b. es macht die Kinder einbildnerisch, weil sie glauben, sie wüßten Vieles, wenn sie Vieles auswendig herplappern können; ihr Wissen ist aber dann wie das Wissen einer plappernden Elster. c. Es bestärkt sie immer mehr in dem schädlichen Irrthume, daß etwas mit Worten hersagen können und etwas verstehen einerlei sei. d. Es erstickt die Begierde, etwas gründlich zu erlernen und entwöhnt den Verstand vom Nachdenken. e. Es ist eine von den vornehmsten Ursachen der kläglichen Unwissenheit in Glaubenssachen bei dem gemeinen Manne und gewiß nicht selten auch bei den Vornehmen."

Kann man sich stärker über den Mißbrauch der Gedächtnißübungen äußern, und finden diese Aeußerungen nicht bisweilen auch noch heutzutage ihre Anwendung? Es konnte nicht fehlen, daß sich durch Overberg's Worte manche Geistliche und Lehrer der damaligen Zeit hart getroffen fühlten, und daß die Anweisung daher nicht überall Freunde, wohl aber auch Gegner fand, welche sie gefährlicher Neuerungssucht beschuldigten.

Wir müssen hier noch einmal darauf zurückkommen, daß Overberg im Gegensatze zu Pestalozzi ein warmer Freund des Katechisirens war. Er sah es für eine Eigenthümlichkeit des Lehrverfahrens an, welche verhindere, daß sich der Lehrer mit dem Prediger, daß das Katheder mit der Kanzel verwechselt werde. Er faßt das Katechisiren als eine Frageweise auf, wodurch die Jugend angeleitet werde, das selbst zu finden, was man sie lehren will; er verwahrt sich aber sorgfältig vor dem Mißbrauche, indem er dieses heuristische Unterrichtsverfahren keineswegs auf diejenigen Wahrheiten angewendet wissen will, welche uns durch die göttliche Offenbarung oder durch Zeugnisse glaubwürdiger Menschen bekannt werden. Das Katechisiren läßt sich nach ihm bei Kindern gut anwenden, wenn man ihnen richtige Begriffe von Gottes Eigenschaften, in so weit wir diese durch die Vernunft erkennen können, von den Kräften und Fähigkeiten der menschlichen Seele, von Tugend und Laster, von dem rechten Werth der Dinge zc. beizubringen sucht; wenn man aus natürlichen Gründen, oder aus solchen Sätzen, welche die Kinder schon als wahr erkennen, ihnen etwas beweisen, oder sie durch die natürlichen und schon bekannten übernatürlichen Folgen der Tugenden und Laster zum Streben nach jenen erwecken und von diesen abschrecken will. Es folgt nun eine besondere Angabe dessen, was bei diesem entwickelnden Katechisiren befolgt werden

soll. Man möge zunächst das selbst gründlich durchstudiren, worüber man katechisiren will; man möge sich besinnen, an welche dem Schüler bekannte Kenntnisse das zu Entwickelnde anzureihen sei 2c. Hiernach läßt Overberg mehrere Beispiele von Katechesen folgen. In der Mundfertigkeit und formellen Gewandtheit werden diese Beispiele von vielen unserer neueren Katechesen weit übertroffen; es folgen oft ganze Reihen von Fragen, auf welche die Kinder nur mit Ja oder Nein zu antworten haben, und es ist sicher anzunehmen, daß der mündliche Unterricht Overberg's bedeutend mehr angesprochen haben wird. Immer aber ist nicht zu verkennen, daß diese Katechesen eine Einfachheit und Herzlichkeit athmen, welche Kinder und Kinderfreunde fesseln mußten, und daß alle Beispiele, alle herbeigezogene Anschauungen jene Würde nicht stören oder vermissen lassen, welche allen Religionsunterricht durchwehen soll. Man fühlt es aus diesen Beispielen sofort heraus, daß nicht Eitelkeit, sondern wahre Gottesliebe sie dictirt hat, und daß es ihrem Verfasser nur um das Heil der unsterblichen Seelen, nicht aber um seine eigene Ehre zu thun war.

Overberg steht in seiner pädagogischen Tüchtigkeit höher als Felbiger. Mag letzterer ihn an organisatorischem Talent übertreffen, in der eigentlichen Praxis, in der geist- und gemüthvollen Auffassung des Lehrerberufs überragt ihn Overberg. Einem organisirenden Kopfe mochte die früher erwähnte tabellarische Methode zusagen, dem Sinne Overberg's widerstand sie, und er erwähnt ihrer nicht. Er ist der Mann, welcher Glauben und Wissen, Verstandes- und Gemüthsbildung mit einander zu vereinigen und zu versöhnen wußte; er überstrahlt in dieser Hinsicht Rochow und Pestalozzi weit, während er ihnen in der Liebe zum Volke nicht nachsteht. Friede wohnte in seiner edlen Seele, und wie er im Frieden wirkte, ohne sich je in kritische Kämpfe einzulassen, so ist er auch im Frieden geschieden und sein Bild ist rein von allen Flecken der Leidenschaft geblieben. Gegen menschliche Schwächen, von denen auch er nicht frei war, kämpfte er mit Beharrlichkeit und in der steten Erinnerung an Gottes Allgegenwart. Wohl mußte einem solchen, so vielfach gefeierten Manne hie und da eine Regung der Eitelkeit kommen, und es war bekannt, daß er namentlich gegen den Ruhm eines Schriftstellers nicht immer gleichgültig war. Aber selten hat wohl Jemand sich wegen einer solchen Schwäche mehr angeklagt und selten Jemand beharrlicher und redlicher dagegen gekämpft. Nicht die leiseste Regung der Selbstsucht entging ihm. So sagt er in seinem Tagebuche unterm 9. December 1790: „Als ich heute zweimal von der Tafel gerufen wurde, kam mir ein eitles Wohlgefallen über meine Geschäftigkeit und darüber, daß die Anwesenden mich deshalb achten würden; ich meine nicht, bedächtlich

dabei verweilt zu haben.“ — Noch an der Neige seines Lebens (1819) schreibt er: „Es wird bald Abend werden, und noch ist es mir kein voller Ernst, das Geschäft meiner Besserung so, wie es sein müßte, zu betreiben. Wann werde ich denn einmal recht anfangen? Aufschieben ist eine alte, sehr eingewurzelte Gewohnheit bei mir. Wie oft hat mich diese schon dahin verleitet, daß ich etwas verschob, bis es zu spät war. Wehe mir, wenn dies auch in dem Geschäfte meines Heiles der Fall sein sollte! Vorsatz: 1) Ich will mich gewöhnen, überall, wo ich etwas Gutes an Anderen wahrnehme, was meine Eitelkeit oder meinen Ehrgeiz kränken, oder meinen Neid aufregen könnte, Gott dafür zu danken, daß Er dem Nächsten gnädig war. 2) Gutes will ich von mir Nichts erzählen, als wo es die Umstände erfordern, und dann nur nach einem bestimmten Vorsatze zum guten Zwecke.“ — Wer sich selbst so prüfte, wer mit solcher Aufrichtigkeit kämpfte, der mußte siegen, so weit der schwache Mensch überhaupt siegen kann. Wegen seiner Kränklichkeit überfiel ihn besonders in späteren Jahren oft große Melancholie, und in solchen Zeiten mußten ihm die häufigen Besuche aus allen Gegenden und Ständen oft sehr lästig werden. Aber auch hiegegen kämpfte Overberg mit einem Erfolge, der es ihm möglich machte, alle Besuche mit gleicher Heiterkeit und Geduld zu empfangen; ja es gelang ihm, dessen Character zum Ernste neigte, sich diese Heiterkeit fast ganz zur andern Natur zu machen. Darum wirkte auch sein Unterricht so wohlthätig und belebend auf die Jugend. „Nie wird der, sagt Overberg, die christliche Religion Andern lieb und werth machen können, der dadurch nicht selbst zufrieden, menschenfreundlich und im Geiste heiter geworden ist, der dies nicht so zeigt, daß es Anderen wenigstens zu Zeiten auffällt, der nicht oft dadurch, daß ihm innerlich wohl ist (wenigstens zufrieden) Andere wohl macht.“

Das Streben Overberg's nach immer größerer Vollkommenheit, sein ganzes Leben und Wirken wurde aber auch durch das Gebet unterstützt. Täglich widmete er diesem neben dem Brevier noch eine halbe Stunde und machte es sich außerdem zur Regel, jeden Tag einige Zeit in einem Erbauungsbuche, z. B. dem Thomas von Kempis, den Schriften Fenelon's oder des h. Franz von Sales zu lesen. Jedes Jahr pflegte er sich auf mehrere Tage von allen Menschen und Geschäften zurückzuziehen, um ganz Gott und seinem Seelenheile zu leben. Neugestärkt und mit einer wahren Verklärung pflegte er dann in sein Amt und zu seinen Schülern zurückzukommen. Durch alles dieses hat Overberg mehr noch als durch seine Schriften gezeigt, daß Unterricht und Erziehung in dem Maße gesegnet und fruchtbringend sein werden, in welchem den Lehrern die Veredlung ihres inneren Menschen gelingt, daß aber

auch diese Veredlung nur auf dem Boden der drei göttlichen Tugenden gelingen kann.

Ein Hauptmittel zur Selbstprüfung und zum Wachsthum in der religiös-sittlichen Vollkommenheit bestand für Overberg auch in der Führung eines Tagebuches; doch findet sich aus seinen späteren Lebenstagen weniger aufgezeichnet, als aus seinen früheren Jahren. Das Ganze sind jedoch aneinander gereihete Perlen, und wir können dieses Lebensbild nicht besser schließen und ergänzen, als wenn wir unsere Leser mit einigen dieser innersten Herzensergüsse näher bekannt machen.

Bruchstücke aus Overberg's Tagebuche.

28. Febr. 1790. „Schaff' in mir ein reines Herz, o Gott, und erneuere in meinem Innern einen rechten Geist. Ach wäre mein Herz ganz rein, welche Seligkeit! Aber nicht meines Vergnügens wegen, sondern weil du es willst, wünsche und erbitte ich mir ein reines Herz. Ich vergesse es so oft, meine Absicht von allem irdischen Staube zu reinigen, ungeachtet du, o mein Gott! von so manchen Seiten mich daran erinnerst. Wäre mein Herz ganz rein, so würden auch meine Lehren und Ermahnungen besseren Eingang finden. O heilige mich, mein Gott! damit auch die, welche du mir anvertraut hast, so wie du willst, durch mich geheiliget werden. Was könnte ich zu deiner Ehre thun, wenn ich wäre, was ich sein sollte; dann würde ich weniger hören, daß die, welche meines Unterrichts genießen, ihm gerade zuwider handeln. Dein Wille geschehe."

12. April. „Ich danke dir, Vater im Himmel, für deinen gnädigen Beistand bei dem Unterrichte der Kleinen zur ersten Communion. Erhalte sie in deinem Namen, liebster Jesus, die du gestern zum ersten Male durch mich mit deinem kostbaren Fleische und Blute gespeiset hast. Ersetze durch deine Gnade, was durch oder ohne meine Schuld noch an der rechten, dir wohlgefälligen Beschaffenheit ihres Herzens fehlt; vergib mir gnädig die Fehler, die ich bei ihrer Vorbereitung begangen habe, und hilf mir, daß ich sie in Zukunft besser vermeide. Ich habe viel zu spät angefangen, über ihre Aufführung zu wachen, um ihre Herzen besser kennen zu lernen, und dieselben zu deiner Ankunft gehörig vorzubereiten; auch während der Zeit des Unterrichts zur ersten Communion, suchte ich sie noch nicht recht von Seiten ihres Herzens kennen zu lernen. — Herr Jesu, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit! Tilge aus alle meine Missethaten! Erschaffe in mir ein reines Herz, so werde ich deinen Unmündigen deine Wege lehren. Um die diesmal begangenen Fehler zu vermeiden,

will ich mir nun gleich die Namen derjenigen geben lassen, die vermuthlich im nächsten Jahre zur ersten Communion verlangen werden, um sie das ganze Jahr hindurch, von Seiten ihres Herzens und Verstandes, besser kennen zu lernen. Ich will ihre Namen zu behalten suchen, damit ich sie beim Unterricht namentlich aufrufen kann. Ich will mir ihre fehlerhaften Gewohnheiten, so wie ich sie kennen lerne, aufzeichnen, und sie täglich am Altare Gott empfehlen. Alle Samstage will ich für sie (wenn ich nach fernerer Prüfung es noch als gut befinde) in der Schule beten lassen, um sowohl diesen, als auch den übrigen mehr Achtung gegen das allerheiligste Sakrament beizubringen. Aber wie reinige ich meine Absicht, liebster Jesu? Wie fange ich es an, daß dein Wille die einzige Richtschnur; dein Wohlgefallen, deine Ehre die einzige Absicht aller meiner Handlungen werde? Ach Jesu, du weißt, wie blind und schwach ich hierinnen bin. Gib mir Licht, gib mir Stärke! Ich will gerne kämpfen, so unangenehm mir's auch ist; gib nur, daß ich im Kampfe ausharre."

20. Mai. „Du ließest mich diesen Morgen einige Wahrheiten in einem besonders hellen Lichte sehen, unter andern, daß du uns bloß aus Güte Geschäfte in Ansehung unseres Nächsten aufträgst, um uns an deiner Freude, Menschen zu beglücken, Theil nehmen zu lassen; denn du hast ja unsere Dienste dazu nicht nöthig. Ein Bild davon war mir der Dienst der kleinen A...

(Pfingsttag) 23. Mai. „Gestern war ich bis 7 Uhr Abends sehr angestrengt; ich hoffe, Vater, nach deinem Wohlgefallen. Darauf ward ich müde, und fast zu nichts mehr fähig; doch ermuntertest du mich noch durch die Erinnerung an die Worte deines lieben Sohnes: Wie viel mehr wird Euer himmlischer Vater denen einen guten Geist geben, die ihn darum bitten. Du weißt, wie ich dich darum gebeten habe, durch die Gnade, die du mir dazu gabst. Ich habe das Vertrauen, daß du mein Gebet in dem Maße erhört habest, wie ich dazu empfänglich war. Dank dir, Vater! theile mir nach deinem Wohlgefallen deinen Geist immer reichlicher mit, und gib mir die Gnade, daß ich seinen Einsprechungen immer Folge leiste."

Sonntags 11. Juni. „Heute, Vater, hast du dich mir überaus gnädig erwiesen. Du erwecktest mich, ohne daß ich mich sonderlich darum bemühte, gleich beim Aufstehen zur Andacht, und erhieltest mir diese. — Ich habe noch nie beim feierlichen Gottesdienste eine solche Wirkung empfunden. Die Harmonie der Töne erleichterte mir die Vorstellung von der Harmonie einer mit Gott ganz vereinigten Seele, und von der unbegrenzten, ewigen Harmonie, wo Christus dem Vater sein Reich übergeben und Alles mit Gott Eins sein wird. Die Vorstellung war mit einem solchen Wonnegefühl ver-

bunden, daß Fleisch und Geist nach dieser Harmonie heftig verlangten. Die Wiedererinnerung daran hat die übrige Zeit des Tages meine Seele gleich wieder zur Ruhe gebracht, wenn sich einige Verwirrung oder Unruhe eindrang, und die Begierde unterhalten, in Allem deinen Willen, o Vater! zu thun. Dazu gieb mir Gnade durch Jesum Christum. Amen."

20. Juni. „Herr Gott, ich danke dir, daß du mich immer mehr fühlen lässest, daß außer dir keine Ruhe zu finden ist. Ich möchte sie auch außer dir nicht haben. Was ist Alles ohne dich, o Gott! Was kann ich fürchten, was kann ich wünschen, wenn ich dich besitze! Das sehe ich immer besser ein, und doch kann ich so nachlässig, so träge seyn, auf deinen Willen acht zu haben und denselben, wenn ich ihn erkenne, mit gehörigem Eifer und stillem Ausharren zu erfüllen. Darin fehle ich am meisten, daß ich so oft das zu verrichten vornehme, was mir gefällt, und entweder nicht daran denke, ob es dir gefällt, oder mir ohne genugsame Reflexion sage: es gefällt Gott."

23. Juni. „Ich habe es mehrmalen bemerkt, wie heilsam es mir ist, daß du Unruhe, Versuchungen, Seelen- und Körperleiden über mich kommen läßt, wenn ich zu erkalten und träge zu werden anfange. Diese geben mir einen Stoß, daß ich wieder erwache und eifriger fortstrebe. Ich erkenne es, daß mir diese oft so nöthig sind, als das tägliche Brot. — Und wie gnädig kommst du mir entgegen, wenn ich zu dir strebe. Du gabst mir gestern bei der brennenden Sonnenhitze, welche die Frucht am Wachsthum hindert, aber zur Reife bringt, ein neues Licht, um den Nutzen der Leiden, die uns an manchen Handlungen hindern, einzusehen. — Herr, majestätisch fürchterlich ist dein Donner und der schnelle Blitz, aber auch heilsam. Wie er die Erde erschüttert und die Luft reinigt, so erschüttert und reinigt er auch wohl manche Herzen!"

24. Juni. „Erhalte mir, wenn's dein Wille ist, die Vorstellung der Ewigkeit so lebendig, wie du sie mir heute Abend im Garten werden ließest. O Ewigkeit, Ewigkeit! — Das Leichte und Augenblickliche unserer Trübsale hienieden bringt uns ein Gewicht ewiger Glorie im Himmel! — Erfreut dich die Krone, so laß dich den Kampf nicht verdrießen. — Warum bist du hier, Bernard?"

6. Juli. „Ich weiß nicht, wann ich mit mehr Wärme zu den Kindern habe reden können. Das majestätische Donnern, welches zu gleicher Zeit geschahe und als von deiner Güte verordnet schien zur rechten Zeit, unterstützte herrlich die Beschreibung des jüngsten Gerichtes. Die Lehre von den letzten Dingen muß etwas allgemein Faßliches und Interessantes haben, denn die Aufmerksamkeit der Kinder ist dabei besonders leicht zu unterhalten, und es scheint

mir, daß dieselbe auch besonders auf ihren Willen wirke. Es wäre also wohl der Mühe werth, sie recht zu bearbeiten. Die Ermahnung, sich nicht gleich nach dem Unterrichte wieder zu zerstreuen, hat nie einen solchen Eindruck gemacht. Die Lehre von den letzten Dingen müßte auf die Ausübung der wichtigeren Pflichten, welche Kinder zu der Zeit zu erfüllen haben, angewandt werden."

21. August. „Es that meiner Seele wohl, daß ich gestern auf dem Rückwege von Angelmodde für das Kind, welches vor mir herging, betete und ihm sein Körbchen tragen half. In thätiger Liebe ist Seligkeit."

2. März (1791). „Gestern Abend, etwas nach 9 Uhr, kamen wir von unserer Reise nach Hamburg, Bremen u. s. w. wieder wohl unter deinem Schutze hier zu Münster an. Ich muß dir danken, du hast uns wie deinen Augapfel bewahrt. Nicht einmal der mindeste Schrecken, wegen eines drohenden körperlichen Schadens; und was noch mehr ist, auch unsere Seelen bewahrtest du, bliebest mir fast beständig gegenwärtig, auch bei den vielfältigen Zerstreuungen, und zogest mein Herz desto mehr von dem Irdischen ab, je mehr ich davon wahrnahm. Wenn mein Geist wegen Mangel an Wachsamkeit oder auch wegen Müdigkeit am Abend etwas zerstreut war, so fand ich ihn am Morgen wieder ganz gesammelt und voll Sehnsucht nach dir. Noch nie hast du mich die Süßigkeit des Vertrauens zu dir so kosten lassen, wie einen Tag in Hamburg; nur dann kam es mir vor, daß wir an einem fremden Ort wären, wenn wir mit Leuten zu conversiren hatten, die nicht mit uns harmonirten. Es schien mir immer, du hättest Zwecke bei unserer Reise, die uns nicht bekannt wären, und es scheint mir noch so; hilf sie erreichen! Verzeihe auch die Fehler, die ich während der Reise begangen habe."

22. Sept. „Du hast mich wieder gesund gemacht, lieber Vater! Dank dir für die Krankheit; dank dir für die Gesundheit. Beides ist dein Geschenk; mein Geist will Beides mit gleicher Bereitwilligkeit von dir annehmen, mein Fleisch nicht. Bei der Unpäßlichkeit ließest du mich ruhig und zufrieden sein, so lange als ich, meiner Meinung nach, zu Geschäften unfähig war. Ich überließ mich auch wieder der Schlaffheit und Ruhe, als wenn ich nun auch gar von aller Anstrengung dispensirt sei. Es war also große Gnade für mich, daß du vorgestern und gestern, da meine Kräfte zurückkamen, mich mit Unruhe und Unzufriedenheit so stark drücktest, um mich wieder aus meinem Schlummer zu wecken, und in die Nothwendigkeit zu setzen, mich wieder fester durch Gebet und völlige Hingebung an dich, du mein Trost, meine Zuflucht und meine Stärke, anzuschließen. Dies that ich besonders gestern, und heut hast du mich schon die gute Wirkung davon empfinden lassen."

26. Januar (1794). (Am Feste der Bekehrung Pauli.) „Bekehre uns, so werden wir bekehrt werden. Du mußt es thun, Herr; wenn es je recht geschehen soll; du mußt das Wollen und Vollbringen geben. Ich weiß wohl, daß wir dazu mitwirken müssen; denn du hast einem Jeden gesagt: Wenn du dich bekehrest, so will ich dich bekehren; aber auch das Mitwirken mußt du geben, wenn es geschehen und zu unserer Bekehrung dienlich werden soll. Oft ist gewiß die Art unserer Mitwirkung eben das, was dich verhindert, die Bekehrung an uns zu vollbringen: 1) weil wir die Mitwirkung nach unserm Willen wählen, nicht dadurch mitwirken, wodurch du willst, daß es geschehen soll; 2) weil wir sie von unsern Kräften und nicht von deiner Gnade erwarten; 3) weil wir von unserer Mitwirkung zu viel erwarten, sie nicht ansehen als ein Mittel, uns deine Erbarmungen zuzuziehen, sondern als Etwas, wodurch die Bekehrung soll zu Stande gebracht werden, da doch du, mein Gott, es allein bist, der diese zu Stande bringen kann. Diese ist eine Umschaffung, ein den Menschen und Engeln eben so unmögliches Werk, als die Erschaffung selbst. Lehre mich also, o Herr! recht mit deiner Gnade mitwirken, damit du dich meiner erbarmen und mich bekehren könnest. Du kennst die Unbändigkeit meines Eigenwillens und meiner Selbsttäuschung, durch die der Eigenwille sich als dein Wille darstellt und geltend macht. Mache diese verschwinden durch deine Wahrheit, und zwinge mich zu dir, durch die anziehende Kraft deiner Liebe."

Ostermontag 21. April. „Gestern Morgen hatte ich, wie mir scheint, einiges Vorgefühl, wie uns in der allgemeinen Auferstehung, wenn wir zur Seligkeit erwachen, sein wird. Ich schlief in der Nacht fest, und so ruhig, daß mich nicht der geringste Traum störte. Um 3 Uhr ward ich durch das Abfeuern der Kanonen in einem Augenblick aus dem tiefen Schlafe in einen von aller unangenehmen Empfindung freien Zustand des Wachens versetzt, in welchem zugleich der Mond und die Nachtigall durch Auge und Ohr zu einer angenehmen Empfindung wirkten, die im ersten Augenblicke die ganze Seele erfüllte. So, fiel mir ein, wird's vergleichungsweise in der Auferstehung sein, und ich ward gedrungen, freudenvoll zu singen: „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh" u. s. — Ich stand auf und setzte im Garten, beim Mondenschein und bei der Melodie der Nachtigall, von blühenden Bäumen umgeben, meinen Gesang allein fort, bis T. dazu kam. Ich erinnere mich keines so seligen Morgens. Er hat wirklich meinem Glauben an die Auferstehung mehr Leben gegeben."

27. September 1795. „Dank dir, Herr Gott, daß du meine Bitte, obwohl sie kalt und lau war, gnädig erhört hast. Seit vorigen Sonntag, da ich dieselbe that, hast du die Last, welche

mein Herz so zur Erde drückte, daß es sich nicht zu dir erheben konnte, sehr erleichtert und den dicken Nebel, der mich umgab, verdünnt. Meine Seele hat wieder vor dir stille werden können, und die Ueberzeugung, daß nur in dir Seligkeit zu finden ist, hat wieder Leben erhalten. Bewahre mich nur, daß ich nicht wieder anfange, mich des Lichtes nur zu freuen, anstatt daß ich bei dem Lichte wandeln sollte, damit die Finsternisse mich nicht wieder ergreifen, und endlich ganz verschlingen."

Christtag 1795. „Ach lieber Herr Jesu, was nutzt es mir, daß du für uns als Mensch geboren bist, wenn du in mir nicht wieder geboren wirst; und mit dieser Wiedergeburt steht es noch, wie ich nicht ohne Grund fürchte, sehr übel. Immer hängt mir noch mein altes Verderben an, welches mir eher zu als abzunehmen scheint, wenigstens zu manchen Zeiten. Immer noch so kalt in der Liebe, so besorgt für meine eigene Ehre, so feurig in Dingen, welche diese zu befördern scheinen, so lau in denen, die deine Ehre allein angehen, so voller Furcht, von Menschenwohlgefallen etwas zu verlieren, und so wenig furchtsam, dir zu mißfallen, zu gleicher Zeit träge und unmäßig in der Anstrengung, träge in dem, was nur dich betrifft: deine Ehre, deinen Wohlgefallen, und unmäßig, wo es auf das ich, mir, mein, mich ankommt. Freilich geschieht dies nicht immer mit völligem Bewußtsein; aber bin ich nicht um desto elender daran, jemehr sich mein Elend vor mir selbst verbirgt? Sieh, Herr Jesu, sieh mein Elend, meine Noth und erbarme dich um deiner großen Barmherzigkeit willen, die dich bewogen hat, Mensch zu werden."

Am Feste der h. drei Könige 1796. „Die Glücklichen und wahrhaft Weisen, die so aller menschlichen Weisheit zuwider glaubten und handelten! Gar kein Klügeln, gar keine menschliche Vorsicht, um nicht belacht zu werden! Sie sehen den Stern, glauben und gehen. Habe ich nicht mehr Gründe als sie, zu glauben, daß Er geboren? Nicht mehr Gründe, zu vertrauen, daß ich Ihn finden werde, wenn ich Ihn suche, und daß Er mein Heil sein werde, wenn ich Ihn finde? Und doch so schwach im Glauben, so träge, so verschiebend, so unentschlossen im Suchen! Woher das? — „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt, und die Ehre bei Gott nicht suchet?" — Wer sucht mit vorzüglichem Eifer, was er nicht vorzüglich liebt? Wie kann der trauen, der selbst voller Betrug ist? Wie kann der laufen, der an Händen und Füßen gebunden ist? — Also Ehrsucht, Mangel an Liebe, an Treue und Aufrichtigkeit, Gebundenheit durch Sünde und Weltliebe; dies ist's, was mich hindert."

Am Feste Mariä Reinigung. „Wie freute sich der liebe, der ehrwürdige Simeon, als du auf seine Arme kamst, und er dich

nun an sein klopfendes Herz drücken konnte. Nun verlangte er nichts mehr auf Erden und der Rest seines noch übrigen Lebens war eine immerwährende Danksagung. O Gott, o Heiland! du kommst nicht nur auf meine Hände, sondern in mein Herz. Wie viele Jahre sind es nun schon, daß du fast täglich nicht nur auf meine Hände, sondern in mein Herz gekommen bist! und dennoch verlangt mein Herz noch so Vieles außer dir, bleibt kalt und kann kaum einige Minuten gesammelt im Danken verharren. So geht es, wenn dein Licht die Finsternisse des Herzens nicht erleuchtet, wenn das Feuer deiner Liebe es nicht erwärmt. Ich weiß wohl, es ist meine Schuld, daß dies an dem meinen nicht recht geschieht; aber wenn du immer der Sünden gedenken willst, wer wird dann bestehen können? Bei dir ist ja Barmherzigkeit und Erlösung von aller Sündenschuld; erbarme dich meines Elendes und erlöse mich! Erlöse mich von der nun wieder neu auflebenden Begierlichkeit des Fleisches, der Augen und von der Hoffart; von dem ungestümen Drange bei meinen Geschäften, von der Trägheit und Lauigkeit in deinem Dienste, von dem unaufhörlichen Zurücksehen auf das Ich und Mein und Mir und Mich; von allem dem, was noch sonst vor deinen Augen mißfällig ist."

Am 19. März (1796). (St. Josephstag). „Ich danke dir, o Gott, daß du dein Angesicht wieder mehr zu mir gewendet hast, um mich aus meiner Schlafsucht zu erwecken. So weit hast du mir geholfen, daß ich wieder öfter, ernster und inniger wünsche, mich dir zu nähern; daß ich wieder mehr mit meinem Herzen und Gedanken bei dir verweile, du einzige Ruhe meiner Seele! und mich weniger, wie es scheint, durch Heuchelei hintergehe. Aber wo bleibt der rechte Eifer, die Standhaftigkeit, die Treue im Vollbringen? Sieh Herr! obwohl ich weiß, daß alles dies mir sehr mangelt, so darf ich doch nicht sagen: Ich will streben, das Mangelnde mir zu verschaffen; denn so blind bin ich, daß ich dazu gar nichts zu thun weiß, als nur dies, daß ich vor dir meine Schwachheit, Armuth und Blindheit bekenne, und um Erbarmung bitte. Ach, wenn ich dies nur recht thäte, so würdest du dich meiner erbarmen; aber auch dies, wie lau geschieht es! doch vertraue ich, du wirst mich nicht verwerfen, weil du gnädig und barmherzig bist. Daß du das Wünschen und Wollen giebst, soll uns ja Bürge sein, daß du auch das Vollbringen geben wollest, wenn wir es in Demuth von dir erwarten."

2. Mai 1819. „Gestern, den 1. Mai war, wie ich immer gehört habe, mein Geburtstag nach dem Fleische, an welchem mich meine gute Mutter vor 65 Jahren mit Schmerzen gebar. Es freut mich, daß ich den Hoffnungen, die sie sich von mir machte, doch einigermaßen entsprochen habe; so auch den Hoffnungen meines guten Vaters. Beide, dir o Gott sei ewig Lob und Dank dafür,

lebten und starben in deiner Furcht. Bald werden wohl meine Gebeine wie die ihrigen in der Erde ruhen; laß uns zusammen zu der ewigen Glorie auferstehen. Ach verleihe mir die Gnade, daß ich mich auf den Tag meiner Wiedergeburt durch die Taufe, den 6. d. M., geziemend vorbereite und dann diese Wiedergeburt recht nach deinem Willen erneuert werde."

6. Mai. „Das Wollen habe ich, aber das Vollbringen finde ich nicht. Ich habe mich auf heute vorbereiten wollen, aber wie wenig ist von meiner Seite geschehen! — Heute wollte ich recht danken, recht meine Untreue, die ich gegen meinen Taufbund begangen, beweinen und diesen Bund recht erneuern, aber ich weiß nichts recht anzugreifen. Doch vertraue ich auf dich, mein Heiland, mein Herr und mein Gott! und hoffe, du werdest durch die Kraft deiner Gnade ersetzen, was ich nicht zu bewirken vermag. Ach laß mich doch von nun an wenigstens als ein neuer Mensch vor dir wandeln, damit ich deinen allerheiligsten Namen ehre, und dessen Ehre in meinem immer kleiner werdenden Wirkungskreise verbreite. Dir gebührt Lob, Preis und Ehre; mir statt der Ehre, die ich hie und da noch genieße, immer mehr vergessen, ja auch verachtet und verschmähet zu werden. Es werde mir und dir, was sich gebührt! — Vielleicht ist dies das letzte Mal, daß ich das Fest meiner Wiedergeburt feiere. Ich bin mit allem zufrieden, was dir gefällt über mich zu beschließen. Laß mich nur der Welt vollkommen absterben, ehe mich der leibliche Tod dieser sichtbaren Welt entreißt, damit ich hier und ewig mit dir vereinigt, in deinem und meinem Vater lebe! Amen."

Druck von G. D. Bädeker in Essen

Kellner, Lorenz,

Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf das Volksschulwesen ; für Lehrer, deren Bildner und Leitner

Bd.: 2

Essen (1862)